42
3339
-10-

42
3339 (10

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

3.

Die wichtigsten neuern Land- und Seereisen.

Für die Jugend

und

andere Leser bearbeitet

von

Dr. Wilhelm Harnisch.

Zehenter Theil. 00

Mit einer Karte und zwei Kupfern.

G.W.B.D.

Neue, wohlfeile Ausgabe.

Leipzig, Verlag von Gerhard Fleischer. 1830.

In Commission bei Adolf Frohberger.

106/56/187

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Preis jeden Bandes der neuen Ausgabe 18 Gr. Preuß. Courant
oder 1 Fl. 21 Xr. Rhein.

Inhaltsanzeige.

I. Menu's von Minutoli, Reise in der libyschen Wüste und in Aegypten.

Einleitung: Veranlassung S. 3.

Erste Fahrt.

Von Triest über Alexandrien bis zur tripolitanischen Gränze: Landung in Alexandrien S. 5. Audienz beim Pascha 8. — Schilderung desselben 9. — Beschreibung von Alexandrien 11. — Pompejus Säule 14. — Obelisken 17. — Katakomben 18. — Reisevorrichtung 20. — Abreise von Alexandrien 25. — Der mareotische See 27. — Thurm der Araber und Abousier 29. — Der Morabet als Wegweiser 33. — Ein Brunnen 36. — Das Wasser der Wüste 38. — Schlechter Einzug 39. — Alte Trümmer 42. — Entschluß zur Rückreise 47. — Trennung der Karawane 49.

Zweite Fahrt.

Von der tripolitanischen Gränze bis Siwah: Lagerung auf mehrere Tage S. 50. — Scorpion 53. — Weiterreise 55. — Felsengruppen 57. — Tanz der Araber 59. — Ankunft in Siwah 60. — Oase 62. — Oase von

Siwah 63. — Die Dattelpalme 65. — Die Siwaher 67. — Tempel des Jupiter Ammon 69. — Umgegend des Tempels 82. — Streitigkeiten in Siwah 85.

Dritte Fahrt.

Von Siwah nach Kairo: Beschaffenheit des Bodens S. 87. Lärm ohne Noth 90. — Fluß ohne Wasser 91. — Natronseen 93. — Terraneh 97. — Ueber die libysche Wüste 98. — Thiere darin 99. — Bewohner der Wüste 102. — Kairo 106. — Die Bewohner von Kairo 109. — Pyramiden von Gizeh 113.

Vierte Fahrt.

Von Kairo bis zum alten Thebä und von da zurück nach Triest: Das alte Memphis S. 116. — Gräber von Sakkara 117. — Memnonssäule 119. — Dendera 121. — Trümmer bei Luxor und Karnak 122. — Gräber bei Thebä 125. — Fellah-Araber 128. — Mumienarten 130. — Die Königspforten 133. — Die Berbern 136. — Rückreise 138.

II. Della Cella's Reise von Tripoli nach den Gränzen von Aegypten.

Einleitung: Raubstaaten S. 143. — Das Land der Berberei 145. — Frühere Geschichte des Landes 147. — Neuere Geschichte 151. — Tripoli 155. — Tunis 156. — Algier 168. — Marokko 160. — Sahara und Biledulgerid 162.

Erste Fahrt.

Von Tripoli bis Cyrene: Tadschura S. 164. — Marbuten 166. — Alte Trümmer 167. — Mesurate 169. — Springhasen und Heuschrecken 171. — Labiar 176. — Schöne Gegend dahinter 180. — Cyrene 183.

Zweite Fahrt.

Von Cyrene nach Bomba und von da über Bengasi zurück nach Tripoli: Aufbruch nach Derna S. 189. — Derna 192. — Bomba 195. — Bengasi 196. — Alterthümer 198. — Ein obrigkeitlicher Mordüberfall 201.

III. Don Badia's, oder Ali Bei's el Abassi Reise in den Reichen Fez und Marokko.

Einleitung: Don Badia S. 209.

Erste Fahrt.

Von Tariffa über Tanger, Mequinez und Fez nach Marokko: Tanger S. 212. — (Beschneidung 214.) — Der marokkische Hof 220. — Tetuan 223. — Mequinez 224. — Fez 225. — das Muhamedthum 231. — Sonnenfinsterniß 235. — Reise nach Marokko 236.

Zweite Fahrt.

Von Marokko nach Mogador, und von da über Marokko und Fez nach Tripoli: Lustschloß S. 239. — Mogador 241. — Marokko 244. — Tagebuch 244. — Zwei Frauen 251. — Muley Soliman 253. — Rückreise 255. — Duschda 257. — Wüstennoth 260. — Larache 262.

IV. Lyons Reise von Tripoli in das Reich Fezzan, nebst Denhams und Clappertons neuester Entdeckungsreise in das Innere von Afrika.

Einleitung: S. 267.

Erste Fahrt.

Von Tripoli in die Gharianischen Gebirge und nach Murzuk: Tripoli S. 269. — Gharianisches Gebirge 271. — Safran 274. — Gharianische Araber 275. — Abreise nach Murzuk 276. — Sokna 278. — Die Lebensordnung auf der Reise 282. — Murzuk und Krankheit 284. — Tuariks 285. — Sklavenzug aus Bornu 287. — Kanem 289. — Hornemanns Tod 290. — Mukni und Murzuk 291. — Krankheit und Tod 295. — Märchen 297.

Zweite Fahrt.

Von Murzuk nach Tegerry und von da zurück nach Tripoli: Abreise nach Süden 298. — Traghan, Zuela, Gatrone und Tegerry 300. — Sklavenjagd 302. — Fezzan überhaupt 306. — Rückreise 310.

Anhang.

Das Wichtigste aus Denhams und Clappertons Reise: Ziel derselben 313. — Tsadsee 315. — Grazzie 317. — Katagun, Kano und Sackatu 321. — Die Neger 328.

I.

Des Preußischen Generals,
Menu von Minutoli
Reise
in der libyschen Wüste
und
in Aegypten,
in den Jahren 1820 und 1821.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Einleitung.

Dem General, Freiherrn Menu von Minutoli war von Sr. Majestät dem König von Preußen die Erziehung Sr. Königl. Hoheit, des Prinzen Karl von Preußen anvertraut. Nachdem der General diese Erziehung vollendet hatte, so entwarf er den Plan zu einer Alterthumsreise durch Griechenland, Italien, Sicilien und Aegypten; um so die Gräber früherer merkwürdiger Zeiten mit eigenen Augen zu schauen, was er als ein Freund der alten Geschichte längst gewünscht hatte. Das preußische Ministerium für die geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten, überzeugt, daß der General von Minutoli nicht allein auf seiner Reise Genuß suchen, sondern auch bei seiner Kenntniß des Alterthums Beiträge zur nähern Kunde jener Länder in Gegenwart und Vergangenheit liefern und dadurch Künste und Wissenschaften befördern würde, gesellte ihm einen jungen Künstler, den Professor Liman, so wie die beiden Naturforscher die Doctoren Hemprich und Ehrenberg*) bei.

*) Hemprich starb späterhin auf einer andern Reise in Abyssinien; Ehrenberg lebt in Berlin und ward vor Kurzem mit dem rothen Adlerorden geschmückt.

Es ward dann der Plan gemacht, zuerst nach Aegypten zu gehen, von da aus Abstecher in die Wüsten und ans rothe Meer zu machen, dann den Sinai zu besuchen, und über Palästina, Kleinasien, Griechenland, Italien und Süddeutschland zurück zu kehren. Allein die Reisenden waren späterhin nicht gleichen Sinnes und so blieb es bei der Reise in die libysche Wüste und bei der den Nil hinauf. Diese beiden Reisen berühren gerade die Gegenden, von denen Burkhardt nichts erzählt, schließen sich deßhalb als passende Ergänzungsstücke an dessen Reisen sehr gut an und leiten uns zu den Staaten der Berberei über.

Es wird der äußern Form nach Minutoli erzählen, obgleich aus Scholz Reisebericht, so wie aus andern frühern, besonders Belzoni's, Reisen Vieles eingeschaltet ist.

W. H.

Erste Fahrt.

Von Triest über Alexandrien bis zur tripolitanischen Gränze.

Den 17ten August 1820, Abends 8 Uhr, lichtete das Schiff, das mich von Triest nach Alexandrien führen sollte, die Anker. Es war mit Waffen und sechs Wagenpferden für den Pascha von Aegypten durch den Kaufmann Herrn Pieper aus Solingen befrachtet, und der im Ganzen nicht ungünstige Wind, mit dem es in See stach, erfüllte uns mit der Hoffnung, die Fahrt binnen 10, höchstens 14 Tagen zu beenden. Mehrere widrige Ereignisse indeß, mit denen wir auf dem Meere zu kämpfen hatten, waren Ursache, daß das Schiff erst den 7ten September in den Hafen von Alexandrien einlief*). —

Einige Lootsen, die unserm Schiffe entgegen gesandt waren, führten es sehr geschickt durch die so genannte Pforte des Marabout — den einzigen

*) Zu dieser Reise gehört noch die Karte zum 9ten Theil, welche nachzusehen ist.

sichern Paß — in den alten Hafen, mitten durch eine bedeutende Anzahl hier liegender Schiffe.

Von hoher Freude erfüllt, nach langer beschwerlichen Seefahrt, den festen Boden wieder erreicht zu haben, überließ ich mich jetzt den wehmüthigen Gefühlen, die mein Inneres bei dem Anblicke jenes uralten Aegyptens belebten, womit sich meine Einbildungskraft schon so lange beschäftigt hatte. Denn vor mir lag nun jene berühmte, durch Alexander den Großen begründete, Königsstadt, in der einst der Handel und Reichthum der Welt sich vereinigte, in deren Mauern Jahrhunderte hindurch vorzugsweise Künste und Wissenschaften gepflegt wurden, und die drei Jahrhunderte lang den ruhmwürdigen Thron der letzten Könige Aegyptens, der Ptolemäer, enthielt. Aber das Bild, das meinen Augen sich darstellte, war nichts weniger als erfreulich.

Wie ein schmaler, weißer Streif zieht sich die niedrige und öde afrikanische Küste weit hin, bis sie im schwülen Nebel verschwindet. Kein Berg, kein Baum, kein Grünes oder Belebtes erfreuet das Auge. Nur die so genannte Säule des Pompejus ragt in dieser nackten Sandküste einsam empor, und dient den Schiffern als Wahrzeichen. Außerdem erblickt man den Palast und den Harem (die Weiberburg) des Pascha, so wie das Schloß seines Soh-

nes Ibrahim auf der dürren Sandzunge, die sich zwischen dem alten und neuen Hafen hin zieht. Alexandrien selbst gewährt mehr das Bild einer Brandstätte, als eines von Menschen bewohnten Ortes, allenthalben Schutt und Trümmer und halb verwitterte Mauern. Die Häuser ohne Schrägdach scheinen dem ungewohnten Auge verlassen und öde. Selbst jene weiten Palmenpflanzungen, die einst die Stadt umgaben, sind von den Franzosen, während ihrer Herrschaft über dieselbe bis auf wenige Gruppen zerstört, um der Stadt mehr Festigkeit zu geben.

Desto erfreulicher war in anderer Beziehung der Empfang in Alexandrien. Die gerühmte Gastfreiheit der Morgenländer wird von den hier wohnenden reichen Europäern auf die zuvorkommendste und edelste Weise geübt. Eine nicht genug zu lobende Tugend in einem Lande, wo es an allen öffentlichen Bequemlichkeiten für Reisende fehlt!

Noch an dem Tage meiner Ankunft sandte ich an den ersten Minister-Dragoman *) seiner Hoheit des Pascha, den Herrn Boghos Jousouff, das mitgebrachte Empfehlungsschreiben, und ließ ihn zugleich bitten, von dem Pascha die Befehle einzuho-

---

*) Ist ungefähr so viel, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

len, wenn es mir erlaubt sei, zur Audienz bei demselben mich einzufinden. Sogleich kam die Antwort zurück, daß Tag und Stunde von meiner eignen Wahl abhingen, daß ich mich aber zuvor von den Anstrengungen der Reise erholen möchte.

Die Herren Doctoren Hemprich und Ehrenberg, zu denen sich noch in Italien der Herr Dr. Scholz, ein besonders der orientalischen Sprachen kundiger Gelehrter gesellt hatte, waren schon fünf Tage früher in Alexandrien eingetroffen; nur Herr Professor Liman fehlte noch.

Den dritten Tag nach meiner Ankunft stattete ich dem Pascha meinen Besuch ab. In der Begleitung des königl. preußischen Consularagenten, wie des übrigen Personals der Consulschaft, fuhr ich in einem Boote, von dem die preußische Flagge wehte, nach dem schon erwähnten Palast, zwischen den beiden Häfen. Von Herrn Boghos empfangen, ward ich eine Treppe hinauf in das mit Hofbedienten angefüllte Audienzzimmer des Pascha geführt, der sich bei meiner Ankunft erhob, und mich neben sich sitzen ließ.

Die Audienz hatte nicht wenig Ueberraschendes für mich. Der berühmte Muhamed Ali entsprach fast in keinem Zuge dem Bilde, das man sich in Europa von einem türkischen Pascha zu machen pflegt. Die größte Ungezwungenheit und Feinheit

des Betragens, verbunden mit einer zutraulichen Heiterkeit, die gleichwohl nie die gemessenste Würde verletzte, schien nicht einen Mann, der selbst Schöpfer seines Glückes war, anzukündigen, sondern einen gebornen Fürsten. Gleich Anfangs äußerte sich der Pascha auf das Gütigste, erkundigte sich nach den Zwecken der Reise, und versprach, sie durch alle in seinen Kräften stehende Mittel zu befördern, und wo es nöthig seyn sollte, mich durch einen Officier seines Hauses begleiten zu lassen.

Muhamed Ali ist wohl gebaut, von mittler Größe, und seine schwarzen, feurigen Augen, die stets in Bewegung sind, verkünden äußerlich die Lebhaftigkeit seines Geistes. Er spricht arabisch und türkisch; und hat erst als Pascha lesen und schreiben gelernt. Bloß seinen angebornen überwiegenden Anlagen und seiner persönlichen Tapferkeit verdankt er die Würde eines Vicekönigs von Aegypten.

Er hat eine Armee von etwa 50,000 Mann besoldeter Truppen gebildet, unter denen eine Schar von 600 jungen Mameluken sich befindet, die er sehr begünstigt und gut erziehen läßt. Seiner Klugheit wie seiner Kriegsgewandtheit ist es gelungen, die zahlreichen räuberischen Araberstämme zu unterjochen, die von jeher die Zuchtruthe Aegyptens waren.

Auf den Getreide- und Reisbau verwendet der

Pascha besondere Mühe, und zahlreiche Werkstätten und Fabriken zur Verarbeitung der rohen Stoffe im Lande selbst, verdanken ihm ihre Entstehung. Auch die Baumwollenpflanzungen haben unter seiner Regierung sehr zugenommen und mit dem Seidenbau ist ein Anfang gemacht. Selbst die Pferde- und Schafzucht ist ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit, wobei er keine Kosten spart.

Ueber die Verfolgungssucht des gemeinen Muhamedaner ist Muhamed-Ali weit erhaben. Er sieht Europäer gern um sich, ohne sich um ihren Glauben zu bekümmern und ihnen durch Bekehrungseifer lästig zu werden. Er deutet es selbst den Christen übel, wenn sie zum Islam (Muhamedthum) übergehen. Neuerlich hat er sogar syrischen Christen, die er nach Aegypten einlud, in Kairo eine Kirche erbauet. Die Christen sind unter seiner Regierung nicht mehr jenen Demüthigungen ausgesetzt, die sie ehedem sich mußten gefallen lassen. Sie dürfen den weißen Turban tragen, innerhalb der Hauptstadt Pferde reiten, und brauchen nicht mehr abzusteigen, wenn sie dem Pascha oder einem andern Beamten begegnen oder vor einer Moschee vorbei reiten.

Von der Audienz bei dem Pascha begab ich mich zunächst zu dem Schiffe zurück, und wanderte von da, in gespannter Erwartung auf alles das Neue, was sich meinem Blicke jetzt darstellen würde,

in Gesellschaft meiner Frau, die mich auf meiner Reise begleitete, und des Herrn Drovetti, jetzigen französischen Generalconsuls in Aegypten, durch einen Theil der Stadt nach dem Frankenquartiere. Die ganze Stadt wird nämlich in 2 Theile, das „Franken-Quartier,“— der Aufenthalt der Christen, und das „Türken-Quartier“ eingetheilt.

Belebter, als wir geglaubt hatten, war das Schauspiel, in welches wir uns versetzt sahen, aber eben so lebhaft das Gefühl, daß es ein fremder Welttheil sei, worin wir uns befanden. Wir sahen in engen Straßen ein treibendes Gewühl von Menschen aller Farben in den mannichfaltigsten Trachten, und von rauher ungewohnter Sprache, und zwischen ihnen sich drängende Kameele und Esel in großer Anzahl, zum Theil mit Wasser, Gütern oder Menschen befrachtet, zum Theil auch leer. Aber bei diesem Anschein eines emsigen Verkehrs bemerkten wir allenthalben nur zu redende Zeichen des bittersten Elendes: — Hunger und Blöße! — Die Straßen waren ohne Pflaster und voll Wust, die offenen Plätze mit nichts bedeckt, als mit Sand und Staub, ohne einen Baum, der gegen die brennende Sonnenhitze geschützt hätte. Hin und wieder lagen die ekelhaften Reste verwesender Thiere, und wurden von herrenlos herumlaufenden Hunden verzehrt. Die meisten Häuser waren verfallen und verlassen,

und die bewohnten von schlechter Bauart und unheimlichem Ansehn.

„Alexandrien selbst liegt auf einer Landenge zwischen dem Mittelmeer und dem der Mareotis, in einer unbebaueten Ebene, die nur gegen Süden durch Hügel unterbrochen wird, an zwei großen Häfen, dem alten gegen Westen und dem neuen gegen Norden. Obgleich der Boden sandig und unfruchtbar scheint, so findet man doch in den zwanzig Gärten Alexandriens und selbst hie und da im Freien, außer den Palmen, Maulbeerfeigen*) und andern Bäumen, viel Gartengewächse angebauet. Drei Apfelbäume werden in einem Garten von Alexandrien auch noch angetroffen, deren Früchte indeß nur die Größe einer welschen Nuß erlangen. Fast alle Nahrungsmittel für Alexandrien werden von den Inseln oder aus dem Innern herbei geschafft und nur an Geflügel ist Ueberfluß. Fliegen und Mücken sind hier, wie überall in Aegypten, höchst lästig; dagegen hat man kein Beispiel, daß Jemand von einer Schlange oder einem Skorpion tödtlich verwundet worden sei. Viele Einwohner

*) Der Maulbeerfeigenbaum (ficus sycomorus) hat herzförmige filzige Blätter, wird sehr groß und trägt in Büschel zusammengesetzte, sehr schmackhafte Früchte. Das Holz dieses Baumes hält sich lange und ist deßhalb von den alten Aegyptiern zu Särgen benutzt worden.

verstehen es, die giftigen Schlangen zu fangen und abzurichten, welches durch Betäubung geschieht."

„Die Luft ist in Alexandrien rein, Regen fällt im Oktober bis Januar, selten im September und Februar. In neuern Zeiten 1809 und 1813 hat man zwei heftige Erdbeben beobachtet."

„Alexandrien ist voll Schutt von alten Gebäuden, in welchem man große Stücke von schönem Marmor und Granit bemerkt. Eben so findet man in dem Meere noch Spuren prachtvoller Gebäude aus den Zeiten der Ptolemäer, und jährlich werden kostbare Steine so wie Gold- und Silbermünzen am Ufer gefunden."

„Aber nicht bloß in dem Schutt sieht man viele Granit- und Marmorsäulen, sondern auch in den meisten Häusern der Stadt, wo sie zum Säulengange rings um den Hof oder zu Stützen benutzt sind. Viele Moscheen waren sonst schöne christliche Tempel mit drei Schiffen, jetzt sind solche durch kleinliche Abänderungen entstellt. Die große Kirche des heiligen Athanasius ist von der französischen Armee zerstört worden, und nur 3 schöne Granitsäulen sind von derselben noch vorhanden. Die Kirche der Griechen ist sehr alt; Diocletian ließ an diesem Orte, an welchem sonst ein Gefängniß war, viele Christen ermorden, auf den Trümmern desselben erbauete die heilige Saba eine Kirche, welche

mit der Stadt oft das Loos theilte, zerstört zu werden, und jetzt aus allerlei Trümmern zusammengesetzt ist. Die Lateiner haben die größte Kirche in Alexandrien und das damit verbundene Kloster mit zwei Franziskaner-Mönchen vom gelobten Lande, hat seit der Herrschaft des jetzigen Paschas an Umfang und innerer Festigkeit gewonnen. Auch die griechisch-armenischen Katholiken besuchen diese Kirche in Ermangelung einer eignen, und haben hier gewöhnlich zwei Geistliche, die zugleich Schullehrer sind. Die Lateiner besitzen dagegen bis jetzt noch keine Schule, und ziehen es vor, ihre Kinder zum Unterricht nach Europa zu senden. Die meisten hier wohnhaften Franken (Westeuropäer) besuchen die Kirche fast nie, und ihre Sitten sind verdorben. Die Franken, welche sich zur evangelischen Kirche bekennen, taufen und begraben in der griechischen Kirche. Sowohl bei dem lateinischen als griechischen Kloster sind seit einigen Jahren Spitäler angelegt, deren Zweck in einem Lande, in welchem der Fremde aller Pflege und ärztlichen Hilfe beraubt ist, nicht genug gepriesen werden kann."

„An Cisternen ist Alexandrien sehr reich, es soll deren gegen 100 enthalten. Die Bevölkerung der Stadt beläuft sich auf 12 bis 15,000 Einwohner." —

Zu den alterthümlichen Merkwürdigkeiten Alexandriens gehören vorzugsweise die so genannte Pom-

pejus-Säule und die beiden Obelisken der Kleopatra. Die Höhe der erstern beträgt nach den neuesten Messungen von dem Fußgestell bis zur Spitze 88 Fuß, 6 Zoll. Ein sonderbarer Umstand ist es aber, daß sie von den Arabern die Benennung: Ahmaud Issanwer, welches so viel als Säule des Severus heißen soll, erhalten hat. Allein zwei englische Officiere haben während der Anwesenheit der englischen Armee in Aegypten, die auf der Säule befindliche Inschrift auf folgende Weise entziffert:

„Den hochverehrten Selbstherrscher,
Den Schutzgott und Inhaber Alexandriens,
Diokletianus Augustus
(ehrt durch dieß Denkmal)
Pontius, Präfect von Aegypten.

Wird die einheimische Benennung: Säule des Issanwer, nun richtig auf Septimius Severus gedeutet: so muß man annehmen, daß die Säule zuerst diesen verherrlichen sollte, dem überhaupt in Afrika, woher er gebürtig war, sehr viele Denkmäler errichtet wurden, daß aber Pontius durch eine veränderte Inschrift die Ehre auf Diokletian übertrug.

Die Schönheit und die erstaunliche Masse dieser Säule flößen die größte Bewunderung ein. Der Schaft derselben besteht aus einem einzigen Stück

von rosenrothem Granit, hat gegen 64 Fuß Länge, und an seinem Grunde 8 Fuß, 4 Zoll im Durchmesser. Der Säulenkopf ist in korinthischer Säulenordnung gearbeitet, und hat 9 Fuß, 10 Zoll Höhe. Das Fußgestell ist ein Viereck von ungefähr 10 Fuß Höhe und hat einen Ueberzug von weißem Marmor. Ohne Zweifel trug diese Säule, wie die des Trajan und des Mark-Aurel zu Rom, auf ihrem Gipfel eine Bildsäule des Kaisers, dem sie geweiht war. Diese Vermuthung wird durch die Löcher bestätigt, welche die Officiere einer französischen Fregatte, die in Alexandrien vor Anker lag, dadurch auf der obern Fläche des Säulenkopfes bemerkten, daß sie sich mit Hilfe eines Drachen bis zur Höhe dieser Säule erhoben. Dieses prachtvolle Denkmal befand sich ehedem innerhalb der Ringmauern von Alexandrien, jetzt steht es 1600 Fuß von der Stadt entfernt, und zwar auf der Südseite derselben, auf der höchsten Stelle des Bodens von der alten Stadt.

Die Araber, welche unter einem Denkmale, das die besondere Aufmerksamkeit der Reisenden von jeher auf sich zog, Schätze vermutheten, haben sich keine Mühe verdrießen lassen, um zu dem Besitze derselben zu gelangen. Sie haben einen großen Theil der westlichen Seite des Fußgestelles entblößt und sind so weit vorgedrungen, als sie nur gekonnt

haben. Wie groß mag aber ihr Erstaunen gewesen seyn, als sie fanden, daß der geschickte Baumeister durch *ein* unüberwindliches Hinderniß, ihrer Habsucht zuvor gekommen zu seyn schien. Diese Säule von ungeheurer Last ruht nämlich auf einem Blocke aus graulichem Quarzkonglomerat, der außerordentlich hart ist, und nur den dritten Theil der Breite des Fußgestelles hat, so, daß alle ihn umgebenden Seiten bloß zu einer Bekleidung angebracht zu seyn scheinen, und nicht, um etwas zu seiner Befestigung beizutragen.

Von den Obelisken der Kleopatra steht der eine aufrecht; der andere ist umgestürzt und liegt zum Theil im Sande, so wie die Engländer ihn haben liegen lassen, als sie vergebens versuchten, ihn nach England einzuschiffen. Glücklicher ist man gewesen mit der Hinwegschaffung anderer Obelisken aus Aegypten nach Rom und Konstantinopel.

Die Hauptbestimmung der Obelisken war keine andere, als Verzierungen an den Eingängen der Tempel und an andern Prachtgebäuden anzubringen. Eine Nebenbestimmung derselben mochte seyn, das Andenken merkwürdiger Begebenheiten, die auf denselben in Hieroglyphen (Priesterschrift) beschrieben wurden, oder ausgezeichneter Personen, der Nachwelt zu überliefern. Aus diesem letzten Grunde führen oben

gedachte beide Obelisken den Namen „Obelisken der Kleopatra*).

Eine andere alterthümliche Merkwürdigkeit Alexandriens sind die Katakomben, von denen man in der Nähe dieser Stadt mehrere findet. „Um sich eine vollkommene Idee von ihnen zu machen, denke man sich eine, in weichen, sandigen Kalkstein gearbeitete Treppe; viereckige und gewölbte Zimmer, wovon eins in das andere geht, ebenfalls in Kalk gearbeitet; dann zu beiden Seiten vier oder fünf

*) Die Kleopatra gehört zu den berühmtesten Weibern des Alterthums. Sie stammt aus dem ägyptischen Königsgeschlecht der Ptolemäer, und kam, selbst unmündig, mit einem unmündigen Bruder zur Herrschaft des Landes, wovon zwei Vormünder sie aber ausschlossen. Im Begriff sich von Syrien aus als eine 16jährige Prinzessinn in den Besitz der Herrschaft mit Gewalt zu setzen, vernahm sie, daß der vielgebietende Römer Cäsar nach Alexandrien gekommen sei und sich zum Schiedsrichter in dieser Sache aufgeworfen habe. Sie beeilte sich, jetzt diesen Gebieter der damaligen Welt für sich zu gewinnen, und sie erhielt mit seiner Liebe auch die Alleinherrschaft über Aegypten. Nachdem Cäsar ermordet war, so verband sich Kleopatra mit einem andern römischen Machthaber Antonius und erhielt von ihm große Besitzungen. Allein nachdem beide viele Millionen verschwelgt hatten, so wurden sie von einem andern machthabenden Römer, von Oktavian (dem nachherigen Kaiser Augustus) in einem Seetreffen geschlagen. Antonius tödtete sich mit dem Schwert und Kleopatra durch eine giftige Schlange. So ging die Macht und die Schönheit unter.

Reihen von Zellen (Todtenkammern), wohin man die Särge von Maulbeerfeigenbaumholze, in welchen die einbalsamirten Körper lagen, stellte. Diese Zellen haben gewöhnlich gegen zwei Fuß im Gevierte, und 6 oder 7 Fuß Tiefe. Unter ihnen finden sich einige, welche doppelt so groß sind; und wieder andere, die am Grunde durchbrochen sind, durch welche man in neue, weniger geräumige Zimmer gelangt, in denen aber keine Zellen vorhanden sind. Die innern Thüren, Gänge und Todtenkammern mit ihren Nischen sind sauber und regelmäßig gearbeitet; allein da der Eingang nur etwa 30 Schritte vom Meeresufer entfernt ist: so sind die meisten Gänge und Kammern durch Sand und Erde, die das Wasser hinein gespült hat, fast ganz verschüttet.“—

„Von den in Alexandrien herrschenden Krankheiten verdient besonders die Augenkrankheit erwähnt zu werden, die unter dem Namen der ägyptischen Ophthalmie bekannt ist. Sie hat besonders ihren Grund in der Feuchtigkeit der Luft, in den zahlreichen Schutthaufen, die aus feinem, mit Salpeter und Salmiak vermischten Staube bestehen, welchen die geringste Bewegung zu Wolken aufthürmt, so wie in den Ausdünstungen, die von dem Brennen des Kameelmistes herrühren. Die Hitze und der Glanz der Sonne schei-

nen dieß Uebel noch bedeutend zu vermehren. Die besten Verwahrungsmittel dagegen sind das Vermeiden des Ausgehens vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang, und, falls man sich der feuchten Nachtluft aussetzen muß, das sorgfältige Verhüllen des Kopfes und der Augen, so wie die meisten Eingebornen dieses instinktmäßig zu thun pflegen."

Seit unserer Ankunft in Alexandrien war bereits ein ganzer Monat verflossen, und Herr Professor Liman noch immer nicht angelangt. Auch hatte ich vergebens gehofft, die in Paris bestellten Instrumente eintreffen zu sehen. Ein längerer Aufenthalt in der wenig anziehenden Stadt schien indeß so lästig und zwecklos, daß der Entschluß gefaßt wurde, den Zug nach Cyrene nicht weiter aufzuschieben. Ich traf daher die nöthigen Vorkehrungen, daß meine Frau während meiner Abwesenheit unter sicherer Begleitung den Nil hinauf nach Kairo reisen konnte, um in Boulak, einer Art Vorstadt von Kairo, wo der Aufenthalt als besonders reizend geschildert wurde, meine Rückkehr zu erwarten. Es war nämlich nicht meine Absicht, von Cyrene wieder Alexandrien zu berühren, sondern von Derna oder Bengasi (den alten Städten Darnis und Berenike) landeinwärts über Augila und Siwah gleich nach Kairo zu gehen, dort gegen die Mitte Januars ein-

zutreffen, um alsdann von da aus, bei noch ziemlich hohem Wasserstande, den Nil bis Nubien hinauf zu schiffen.

Zwar lautete der großherrliche Firman, welchen ich bei mir führte, nicht auf das tripolitanische Gebiet, obgleich auf fast alle andere Provinzen des türkischen Reiches; diesem Mangel schien indeß abgeholfen durch ein Empfehlungsschreiben des mächtigen Muhamed-Ali-Pascha an den Kafil-Bei von Bengasi und Derna, der überdieß sein Verwandter war, und der arabische Scheik, welcher mich führen sollte, wurde von Sr. Hoheit selbst verpflichtet, für meine Sicherheit zu haften. Ein Mameluk, Namens Ibrahim, der, durch vieljährigen Aufenthalt in der Wüste, des Arabischen vollkommen kundig war, wurde mir außerdem als Dragoman (Dolmetscher) und Begleiter mitgegeben. Dazu erhielt ich von Seiten des Pascha ein sehr schönes, auf das bequemste eingerichtetes Zelt zum Geschenk, welches aus zwei Abtheilungen bestand, die durch einen bedeckten Gang mit einander verbunden waren.

Eben so sehr schien der in Alexandrien residirende Consul von Tripolis, Hr. El-Garbi das Gelingen der Reise zu begünstigen. Er gab mir Briefe an den schon erwähnten Kafil-Bei von Bengasi und Derna mit, so wie an den Scheik Hedoudad, das mächtige Oberhaupt des Stammes der Araber

im Tripolitanischen, der sich bei jenem in Bengasi aufhielt. Auf mein Ansuchen erhielt ich überdieß von ihm einen Morabethen oder Magrobinen aus dem Tripolitanischen, Namens Abu-Brik, als kundigen zuverlässigen Führer, der zugleich für meine Sicherheit verpflichtet wurde. Was schien mehr erforderlich, um den glücklichsten Erfolg zu sichern*)? Und dennoch waren bei der Bildung der Karawane Einrichtungen getroffen, die, so wohl gewählt sie zu seyn schienen, das Gelingen des Unternehmens zum Voraus unmöglich machten.

Zum Anführer der Karawane wurde der Scheik Hadschi Endawi Abu Daheb angenommen, das Oberhaupt des libyschen Beduinenstammes Dschenmeat, der nicht weniger als 500 Mann zu Fuß und 250 Reiter ins Feld stellen kann. Er selbst ist ein schlauer, entschlossener Häuptling und versuchter Krieger. Eine bessere Wahl schien sonach kaum möglich. Allein es blieb verborgen, daß dieser Mann, im Dienste des Pascha, die Unterjochung von Siwah entschieden hatte, deßhalb tödtlich dort verhaßt war, und außerdem mit den Mächtigsten der tripolitanischen Beduinenstämme in Feindschaft stand.

Der als Dragoman angenommene Mameluk

---

*) Allerdings nicht mehr, sondern weniger; gerade diese vielen Leute waren schädlich. W. H.

sprach zwar geläufig arabisch und französisch und war ein gewandter Mann; aber schändlich dem Trunk ergeben, und offenbar mehr bemüht, dem Scheik als mir zu gefallen, und doch konnte ich mich nur durch ihn mit dem Scheik verständigen.

Die Araber der Bedeckung wurden absichtlich aus verschiedenen Stämmen gewählt; so schien es, würde die Karawane mit allen Beduinen in Frieden seyn. Aber dafür herrschte die Zwietracht in dieser selbst, und gab immer Anlaß zum Aufenthalt; nichts konnte ohne Divan (Rathsverhandlungen) abgemacht werden.

Gewöhnlich schließen Europäer, welche die Wüste bereisen, sich jenen regelmäßigen Karawanen an, welche sie in allen Richtungen durchziehen, und von den Hauptorten meist zu bestimmten Jahreszeiten abgehen und wieder ankommen. Die Straßen, die sie wandern, die Lagerstätte und Ruheplätze, die Schnelligkeit und Ordnung des Zugs, die Zeit des Aufbruches — alle diese Dinge sind geregelt. Wer mit ihnen ziehen will, wird mit dem Führer einig wegen des Preises, den er für seinen Theil zu bezahlen hat, und muß nun dem Zuge folgen, den er weder aufhalten noch beschleunigen kann. Das Wegräumen der Hindernisse ist zunächst die Sorge des Führers und der Bedeckung, die er zum Schutz

der Karawane jedes Mal mitzunehmen für nöthig hält, und die in seinem Dienste steht.

Unsere Karawane war dagegen ein eigenes Unternehmen, und sämmtliche Araber waren in meinem Dienste. Allein wer unter gleichen Umständen sich den Beduinen anvertraut, wird bald in ihnen nicht Diener finden, sondern Herren. Derselbe Araber, der in der Stadt und vor mächtigen Vorgesetzten eine bescheidene, oft kriechende Unterwürfigkeit zeigt, und sich scheinbar Alles gefallen läßt, fühlt sich unabhängig, sobald er die Wüste betritt. Er ist dann sich bewußt, daß er seinen Zufluchtsort erreicht hat, der allenthalben ihm offen steht, und wo jede bürgerliche Macht vergebens ihn aufsucht. Die Straflosigkeit macht ihn übermüthig und unbeugsam. Das Gastrecht sichert ihm überall seinen Unterhalt, und was er bedarf, ist leicht gegeben; eine Handvoll Datteln genügt ihm zur Nahrung auf einen ganzen Tag. Wenn man ihm droht, gibt er eine eben so laute Drohung zurück, und hält es für sein Recht, sich eines Feindes durch Mord zu entledigen.

Den 5ten October war die Karawane zusammengebracht, und lagerte sich etwa eine Meile von Alexandrien.

Ein und vierzig Kameele waren, für den Dienst

bestimmt, auf hundert Tage gemiethet, das Stück zu 40 spanischen Thalern. Außer diesen hatten die Beduinen noch andere Kameele zur Fortbringung ihrer Sachen und Vorräthe. Fünf waren bloß zum Wassertragen. Ferner befanden sich vier Pferde bei der Karawane, indem ich, der Scheik und zwei seiner Schwäger, die ihn begleiteten, beritten waren. Die Bedeckung bildeten 25 Beduinen, mit schlechten Flinten bewaffnet und zugleich zum Kameelführen bestimmt. Die Aufwartung besorgten 4 Diener.

Am folgenden Tage, Nachmittags um drei Uhr verließ ich Alexandrien, und holte die Karawane bald ein, die sich bereits in Bewegung gesetzt hatte. Unsere Zelte wurden am Abend gemeinschaftlich aufgeschlagen; hier fanden sich aber bald Schwierigkeiten und Zwiste. Der Scheik behauptete, die Kisten der Naturforscher, die mich begleiteten, seien zu groß, und weigerte sich, sie zu laden. Auch widersetzte er sich der Anordnung, die Wasserschläuche hier zu füllen, obgleich dieß dringend empfohlen war, da auf den nächsten Märschen kein so gutes Wasser wieder anzutreffen sei. Der Zwist wurde so heftig, daß ich drohen mußte, sofort nach Alexandrien umzukehren und die Karawane aufzulösen. Der Scheik gab nun mit verbissener Wuth nach; allein da es an Mitteln fehlte, die Kisten auf den Kameelen zu befestigen: so mußte der Mameluk

nach der Stadt zurück eilen, um die nöthigen Packsättel, Netze und Stricke zu besorgen.

Erst den folgenden Nachmittag gegen 2 Uhr kehrte dieser zurück; bald nachher setzte sich die Karawane in Bewegung, und durchzog eine steinige, mit Gestrüpp bewachsene Gegend. Auf dem Zuge gab es wieder Anlaß zum Verdruß. Die Kameele zerstreuten sich in allen Richtungen, um Futter zu suchen. Sie rannten begierig nach jedem Kraute oder Gebüsch, das ihnen Nahrung darbot, und waren fast bald eine Stunde Weges in der Länge und Breite aus einander gerissen. Keiner der Araber bekümmerte sich um ihre Leitung. Es zeigte sich auch bald, daß die armen Thiere kein anderes Futter erhalten sollten, als auf diese zeitraubende unerträgliche Weise. Vom ersten Tage an glich die Karawane nicht einem reisenden Zuge, sondern einer weidenden Herde, nur mit dem Unterschiede, daß diese gemeiniglich durch die Vorsorge des Hirten besser zusammengehalten wird. Es gelang oft nur mit der größten Mühe, die Kameele wieder herbei zu treiben. Der Scheik blieb vollkommen gleichgiltig, jede Vorstellung war fruchtlos, und selbst Befehle und Drohungen halfen nichts. Trieb die Dienerschaft aber die Kameele an, so wütheten die Araber und wurden unerträglich.

Am 8ten waren wir bei Tagesanbruch gerade

im Begriff den Zug anzutreten, als Briefe von Alexandrien, durch einen Eilboten überbracht, anzeigten, daß Herr Professor Liman endlich aus Livorno eingetroffen und Willens sei, der Karawane zu folgen. Erfreut über seine Ankunft, sandte ich ihm sogleich Antwort zurück, die Karawane werde bei Abousir, in der Nähe des so genannten Thurms der Araber, auf ihn warten.

In einigen Stunden schon erreichten wir die Ruinen von Abousir, und schlugen unterhalb derselben unsere Zelte auf. Wir hatten jetzt Zeit, diese Ruinen, so wie den Thurm der Araber genauer zu untersuchen, und einen Blick auf den zurückgelegten Weg zu werfen.

„Von Alexandrien aus geht man 9 Stunden lang auf der schmalen Landenge, die vom mittelländischen Meere und dem See Mareotis gebildet wird. Diese Landenge ist ¼ bis ½ Stunde breit und uneben. Längs dem See liegt eine Hügelkette wie ein Damm, und ziehet sich drei Stunden weiter bis Abousir. An beiden Ufern liegt Sand, die Mitte der Landenge besteht aus thonigem Boden und Salzfeldern.“

„Der mareotische See, der bis Abousir (Taposiris, Thurm der Araber) reicht, hatte zu Strabo's*)

*) Strabo ist ein griechischer Weltkundner, der 19 Jahr nach Christus geboren ward.

Zeiten acht Inseln und war reich besetzt mit Burgen und Städten, wovon die Hauptstadt Marea dem See den Namen gab. Die Ufer desselben waren durch Oliven-Anpflanzungen und den Weinbau berühmt. In den ersten Jahrhunderten nach Christus Geburt wurde diese Gegend sehr stark von Christen bewohnt, die vor den Verfolgungen einiger christlichen Sekten (der Donatisten und Arianer *) sich in die Wüsten von Marea, Libyen und Theben zurückgezogen hatten."

„Die großen Veränderungen, welche die Zeit hier hervorgebracht hat, machen es bis jetzt nur noch möglich, einzelne wenige Stellen dieser Wüstenei zu erkennen. Früher bestand hier seit alter Zeit nur ein kleiner Landsumpf, der aber seit 1801 außerordentlich vergrößert wurde, als die Engländer bei der Belagerung von Abukir im April 1801, den dortigen Uferdamm des Sees von Abukir, auf welchem der Kanal von Alexandrien hinläuft, durchstachen, und so dem Meere den Eingang in das Land gegen Süden eröffneten. Das Meerwasser

*) Die Arianer haben ihren Namen von dem Geistlichen Arius in Alexandrien (im J. 318), der von dem Wesen des Sohnes Gottes eine geringere Vorstellung hatte, als die katholische Kirche sie besaß. Die Donatisten sind die Anhänger von dem nordafrikanischen Bischof Donat, der 311 alle die Geistlichen für amtsunfähig erklärte, welche in den Verfolgungen sich nicht standhaft benommen hatten.

rauschte gewaltsam durch den Abukirsee in das fast trockene Bette des Mareotissee's hinein, und brauchte einen ganzen Monat, ehe es sich ins Gleichgewicht gesetzt hatte. Durch diese Wasseranfüllung wurden viele Ländereien überschwemmt, und gegen 150 kleinere oder größere Ortschaften zerstört. Späterhin wurde der Uferdamm wieder hergestellt, auf welchem der Kanal von Alexandrien der Stadt ihr süßes Wasser zuführt, und der See Mareotis wurde dadurch wieder vom Meere abgeschnitten."

Den Thurm der Araber, hat man früher bald für einen Leuchtthurm, bald für das feste Schloß Chersonesus oder Plinthine gehalten; allein der erste genauere Anblick überzeugte mich bald, daß jener Thurm der Rest eines Mausoleums (Grabmahls) sei, unter welchem sich im Felsen ausgehauene Katakomben (Todtenhallen) befinden, deren Kammern mit einander in Verbindung stehen.

Der Bau erhebt sich auf einem Felsenhügel in der Nähe der Meeresküste, weßhalb er sehr weit sichtbar ist, und den Schiffern als Merkzeichen dient. Von einem Eingange ist keine Spur vorhanden, vielmehr scheint Alles, nach ägyptischer Art, ganz durchgemauert, und aus regelmäßigen Quadern aufgeführt zu seyn.

Der Eingang zu der Todtenhalle unter dem Denkmahl befindet sich am Fuße des Hügels auf

der Ostseite. Sie ist aus dem Felsen gehauen und hat zwei Abtheilungen. Zuerst betritt man ein mehr breites, als tiefes Gemach, das eine Art Vorzimmer bildet; dann ein geräumigeres, und erblickt in jedem von dessen drei vollen Wänden eine nischenartige Vertiefung, die ohne Zweifel zur Aufnahme von Sarkophagen (Mumiensärgen) bestimmt war. In jener Vorkammer findet man zur Rechten und Linken sich entsprechende Eingänge zu jetzt verschütteten Wegen, die ohne Zweifel zu andern kleinern Todtenkammern führten.

Außerdem bemerkt man die Eingänge zu noch mehreren Katakomben, die dafür sprechen, daß auf diesem Punkt einst ein größerer Begräbnißplatz gewesen ist, der auf die Nähe einer bedeutendrn Stadt schließen läßt.

Gegen Süden, in nicht sehr beträchtlicher Entfernung vom Thurm der Araber, finden sich die Ruinen, welche den Namen Abousir führen, und der Stadt angehören, deren Gräber so eben erwähnt sind.

Der bedeutendste Trümmerhaufe ist ein Tempel oder Palast gewesen, dessen allgemeine Einrichtung ziemlich mit den in Oberägypten erhaltenen Denkmählern übereinstimmt. Die Mauern bestehen aus regelmäßigen Quadern von Sandstein, die mit Mörtel verbunden sind. Die Seeluft hat aber den

Stein so sehr zerstört, daß er an vielen Stellen völlig in Sand aufgelöst ist. Hierbei bemerkte ich die Sonderbarkeit, daß die Oberfläche des geglätteten Steins oft nur noch als Schale sich erhalten hat, während der Kern desselben in Staub aufgelöst ist. Ohne Zweifel rührt dieß von einem Ueberzuge her. An deutschen Gebäuden des Mittelalters, zum Beispiel am Dom zu Köln, bemerkt man ähnliche Erscheinungen; die Feuchtigkeit zerfrißt den Stein unter der Oberfläche, so daß man diese wie ein Blättchen hinwegnehmen kann.

Von der Mitte des Gebäudes ausgehend, erstreckt sich gegen Süden eine Grundmauer, die sich in beträchtlicher Entfernung verfolgen läßt, und ohne Zweifel zerstörten Theilen des Gebäudes zur Grundlage diente. Außerhalb der Mauern öffnen sich mehrere unterirdische Gänge, die zum Theil mit dem Gebäude in Verbindung stehen dürften, zum Theil zu Katakomben führen mögen. Unterirdische Gemächer waren in dieser brennenden Gegend vielleicht auch als Gegenstand des Luxus, oder zur Aufbewahrung von Vorräthen unentbehrlich.

Etwas landeinwärts, jedoch immer noch in sehr bequemer Nähe von diesen Trümmern, finden sich bedeutende Steinbrüche, die den Stoff zu diesen Gebäuden geliefert haben. Zu einem der beträchtlichsten dieser Steinbrüche führt ein in Felsen aus-

geebneter Fahrweg, in welchem man, (wie zu Pompeji) das Geleise der Räder deutlich erkennt.

Daß die hier beschriebenen Denkmähler zu der alten Stadt Taposiris gehören, erleidet keinen Zweifel. Taposiris bedeutet eben so viel als Grab des Osiris, woraus späterhin der Name Abousir entstanden ist. —

Schon am folgenden Tage, den 9ten October um 8 Uhr Morgens, traf Herr Liman bei der Karawane ein, die aber den folgenden Tag erst gegen Mittag aufbrach.

Zuerst zog die Karawane in einem engen Thale, welches durch die Meeresdünen und einen ununterbrochenen Thalrand gebildet wird. Gegen 2 Uhr durchschnitt sie diesen, und erblickte in der Entfernung von etwa einer halben Stunde einen zweiten, mit diesem gleich laufenden Rücken, der so wie dieser das allmälige Zurücktreten des Meeres zu bezeichnen scheint.

Nach einem fortgesetzten Marsch von drei Viertelstunden überschritt sie auch den zweiten Thalrand, und betrat eine etwas gesenkte Ebene, auf welcher sie um 5 Uhr, unweit einiger Brunnen oder Cisternen, El-Hamam oder die Bäder genannt, welche gutes Trinkwasser enthalten, sich lagerte.

Als die Karawane am folgenden Morgen, den 11ten October weiter ziehen wollte, meldete der

Scheik, es seien in der Nacht vier Kameele entlaufen, die er zuvor müsse einfangen lassen. Man wartete ungeduldig, mußte aber dann hören, die verlorenen Thiere wären nicht aufzufinden, und es könnte nicht eher aufgebrochen werden, als bis der Scheik an deren Stelle andere in einem nahe gelegenen arabischen Lager habe einkaufen lassen. Das Geld dazu mußte ich geben, wenn ich weiter wollte. Allein weder die verlorenen noch die gekauften Kameele erschienen; und es war offenbar, daß der Scheik die Kameele absichtlich während der Nacht hinweg gesandt hatte.

Unerwartet trat gegen Abend Abu-Brik, der oben erwähnte Morabet, welchen Herr El-Garbi mir mitgegeben, und dessen Abwesenheit ich bei der Verwirrung des Zuges nicht bemerkt hatte, in mein Zelt. Er brachte mir von Herrn Drovetti in Alexandrien einen Brief des Inhalts: Der tripolitanische Consul habe sich geäußert, daß er, wofern die Karawane ohne diesen Menschen die Reise fortsetze, für nichts haften könne. Es ergab sich nun, daß der Morabet von dem Scheik schon bei der Abreise, ohne mein Vorwissen, nach Alexandrien zurückgesandt war. Abu-Brik hatte sich dort beim Consul gemeldet, und war nach Verabredung desselben mit Herrn Drovetti der Karawane wieder nachgeschickt.

Ich setzte den Scheik hierüber hart zu Rede; aber er weigerte sich, den Morabeten mitzunehmen, indem es seiner Ehre zuwider sei, einem fremden Führer zu folgen. Er könne den Weg selber finden, und werde auf keinen Fall das Einreden desselben zugeben, noch ihn bezahlen, wozu er sich doch in Alexandrien verpflichtet hatte. Ich erklärte ihm dagegen, daß ich ohne denselben keinen Tag länger mich und meine Begleiter ihm anvertrauen würde. Er, der Scheik, solle auf seine Kosten sofort ein Kameel für Abu-Brik herbei schaffen, und ihm das versprochene Geld bezahlen, widrigen Falls sei die Reiseunternehmung geendigt. Die Reisegefährten stimmten mir hierin vollkommen bei; und da der Scheik fortfuhr, sich aufs übermüthigste zu weigern, wurden die Zelte abgebrochen, und Alles zur Rückkehr vorbereitet.

Wüthend berief nun der Scheik die Aeltesten der Araber zu einem Divan, der bald sehr stürmisch wurde. Unter sich uneins, brachen sie ihn zwei Mal ab, erneuerten aber immer ihr Gezänk, ohne daß der Gegenstand ihrer Verhandlungen deutlich wurde.

Eiligst kam während derselben der Mameluck zu zu mir mit der Warnung, es sei Zeit, die Waffen zu ergreifen. Bei den Arabern würden Vorschläge gehört, die das Aeußerste befürchten ließen. Auf meine Ermordung sei es abgesehen und die Araber

wollten ins Tripolitanische flüchten. Hierauf nahmen wir, meine Reisegefährten und ich, die Waffen zur Hand, traten zusammen und erwarteten ruhig den Ausgang.

Diese Kaltblütigkeit und die getroffenen Vorsichtsmaßregeln hatten indeß die Pläne des Scheik geändert, und seine Wuth schien besänftigt. Er trat freundlich zu mir, erbot sich den Morabeten mitzunehmen, und es der Entscheidung derjenigen Herren, welche die Karawane gebildet hätten, zu überlassen, ob er oder sie ihn bezahlen sollten; zugleich versprach er, die versäumte Zeit durch eiligere Märsche nachzuholen. Wir beschlossen daher, weiter zu ziehen.

Statt am 12ten um 4 Uhr aufzubrechen, konnte die Karawane erst gegen 7 Uhr sich in Bewegung setzen. Der Scheik behauptete zwar, Kameele eingekauft zu haben, allein die Zahl der für die Reisenden bestimmten hatte sich gleichwohl verringert. Dieß machte eine Umpackung nöthig, wobei viele Schelmereien vorfielen. Man mußte hier auf zwei Tage Wasser mitnehmen, wobei die Beduinen die Unvorsichtigkeit hatten, die Wasserschläuche auf die Proviantsäcke zu legen, wodurch die Eßwaaren verdarben, indem das Wasser auslief. Sie hatten nämlich die Schläuche nicht geölt — eine nothwendige, mir unbekannte Vorsicht — und solche früher

scharf gefaltet unter die Sättel gelegt, wodurch sie brüchig geworden waren.

Die Gegend, welche die Karawane demnächst durchzog, unterschied sich nicht wesentlich von der vorigen. Wir stießen auf mehrere Denkmäler, die griechischen oder römischen Ursprunges zu seyn schienen.

Den 14ten erreichten wir gegen 11 Uhr Morgens einen Brunnen, oder vielmehr eine mit Regenwasser angefüllte Cisterne, Bir-Negy genannt. Da in einiger Entfernung eine zweite Karawane inländischer Beduinen zog, und diese ihre Richtung nach jener Cisterne nahm, so eilte ein Negersclave des Scheiks voran, besetzte sie und drohte einen Jeden zu erschießen, der sich ihr nähern würde. Da wir starken Schrittes ihm nacheilten und jener Karawane an Streitkräften überlegen waren, so fand sie es gerathen, uns das Wasser friedlich zu überlassen. Oft aber ereignet es sich in der Wüste, daß, wenn zwei durstige Karawanen zugleich bei einem Brunnen eintreffen, sie sich beide um den Besitz desselben schlagen, und einen Trunk Wasser mit Menschenblut erkaufen.

Das Wasser dieser Cisterne war sehr gut, aber lehmig. Kaum war man indeß bei derselben angelangt, als sich die Araber schnell entkleideten, hin-

einsprangen, das immer trüber werdende Wasser mit leinenen Beuteln ausschöpften, und es in großen hölzernen Mulden, den hinzustürzenden, durstigen Kameelen vorsetzten. Das Drängen dieser armen Thiere war so groß, daß die Reiter kaum Zeit fanden, von ihren Sitzen herabzuspringen, und alles Gepäck Gefahr lief, zerquetscht und zertreten zu werden. Weder das Geschrei, noch die wüthenden Prügel der Araber konnten die Thiere bändigen; aber es war auch der dritte Tag, daß sie nicht getränkt worden waren, und sie konnten, nachdem sie ein Mal zu saufen begonnen hatten, Stunden lang ihren Durst nicht stillen.

Den nächsten Tag beschloß ich, einen Boten mit den Empfehlungsbriefen des tripolitanischen Consuls an den Katil-Bei und den Scheik Hedoudad nach Derna, als dem angeblichen Ort ihres Aufenthaltes, zu senden, und zugleich sie zu ersuchen, mich mit meinen Reisegefährten an der Gränze zur Sicherheit in Empfang nehmen und geleiten zu lassen. Der Scheik bestimmte zu dieser Reise einen ihm untergeordneten Araber, dessen Zuverlässigkeit er anpries. Der Bote sollte sogleich abgehen.

Es war 6 Uhr, als die Karawane am 16ten Morgens weiter zog. Der Boden blieb wellenförmig wie gestern. Heute wurde zum ersten Male das Naturspiel, das unter dem Namen das Wasser

der Wüste *) bekannt ist, beobachtet, indem man das wogende Meer zu erblicken glaubte, und darüber sehr erfreuet war, auch um so weniger die Wahrheit dieses Scheins bezweifelte, da dasselbe heute erreicht werden sollte. Allein das Trugbild verschwand, und das lechzende Auge erblickte nur die sandige Wüste.

In der Art, wie dieß Verschwinden erfolgte, konnte ich dieß Mal und nachher öfter deutlich wahrnehmen, daß dieser Schein durch Dämpfe hervorgebracht wurde, die sich bei der brennenden Sonne aus der Erde entwickelten. Denn nachdem das Gaukelspiel der Wellen einige Zeit gedauert hatte, erhoben sich allmälig die Dämpfe, und löseten sich, wie dieses bei uns mit niedrigen Nebeln bisweilen zu geschehen pflegt, in zerstückelte Wolken auf. An den deutschen Küsten der Nordsee gibt es eine ganz ähnliche Erscheinung, die man dort Währkatten zu nennen pflegt. Man sieht sie gemeiniglich im April und Mai, und das Eigenthümliche dieser Erscheinung besteht darin, daß, in der Entfernung von einer Stunde etwa, alle Häuser, Bäume und Gebüsche im Wasser zu stehen scheinen, wobei dieß scheinbare Wasser in einer beständigen Wellenbewegung ist.

---

*) Siehe Theil 7. dieser Reisen S. 278.

Nach einem Zuge von 9 Stunden erblickten wir endlich das Meer, das uns etwa eine halbe Meile zur Rechten blieb. Die Karawane zog heute abermals über einen Gebirgsrücken, Geige genannt. Er erstreckt sich von der Gegend der Natronseen in einer nordwestlichen Richtung nach dem Meere zu.

Am folgenden Tage (den 17ten) brach die Karawane wieder um 6 Uhr auf, und erreichte nach einer halben Stunde dem Brunnen Malhar (Regenwasser), der zwar süßes Wasser enthielt, aber so voll Moder war, daß man es nur durch ein Tuch geseiht zu trinken vermochte. Sich immer herabsenkend, erreichte die Karawane dann das Meer, welches hier eine bedeutende, durch eine Landzunge geschützte Bucht bildet. Etwa in der Entfernung einer Viertelstunde vom Meere wurde das Lager aufgeschlagen, und sehr gutes Wasser aus den beiden in der Nähe befindlichen Brunnen herbei geholt.

Das Betragen der Araber wurde jetzt mit jedem Tage unerträglicher. Der Scheik entfernte sich beständig von der Karawane, und war oft Tage lang abwesend; uns den Reisenden aber versagten die Beduinen jeden Gehorsam und erlaubten sich allen nur möglichen Unfug. Für zeitiges Erreichen der Brunnen und gehöriges Füllen der Schläuche wurde niemals gesorgt. Die Beduinen trieben die Kameele, wohin es ihnen beliebte, zwangen die Diener abzu-

steigen, um sich selbst aufzusetzen, tranken die für uns bestimmten Wasservorräthe und ließen solche auslaufen, so daß wir zwei Mal während 24 Stunden bei der größten Hitze kein Wasser hatten. Eingefangene Thiere, welche die Naturforscher ihnen nicht so hoch, wie sie es verlangten, bezahlen wollten, ließen sie wieder laufen oder tödteten sie. Sie entwendeten, was sie nur erreichen konnten, und schimpften und droheten bei Zwistigkeiten mit ihren Flinten, so daß einige der Gefährten erklärten: sie könnten nicht mehr für ihre Geduld haften, es werde zu einem Aeußersten kommen. Der Mameluck gestand, es habe der Scheik sich deutlich gegen ihn ausgelassen, daß er, im Fall die Karawane umkehren würde, wie einige Mal zu thun gedroht war, derselben übel mitspielen, und sich ins Tripolitanische zurückziehen werde. Er fürchtete nämlich die Verantwortlichkeit vor dem Pascha.

Heute erfuhr ich noch durch Herrn Dr. Hemprich, daß der Scheik, des ausdrücklichsten Befehles ungeachtet, die Absicht gar nicht habe, die oben erwähnten Briefe unmittelbar nach Derna zu senden, sondern der noch immer nicht abgegangene Bote habe bloß Auftrag erhalten, sie im ersten tripolitanischen Beduinen-Lager, das er antreffen würde, abzugeben, von wo sie dann nur gelegentlich nach dem weiter entfernten Bengasi befördert werden soll-

ten. Da nun von diesen Empfehlungsbriefen das ganze Gelingen der Unternehmung abhing, so war ein neuer Zwist mit dem Scheik unvermeidlich.

Dieser versprach, die Karawane nicht wieder ohne Noth zu verlassen, entschuldigte aber die unterbliebene Absendung der Briefe mit der Furcht des Boten, ein fremdes Land zu durchziehen. Ich machte ihm darauf bemerklich, daß seinem Boten jene Briefe selbst, die er an den Statthalter der Provinz und den mächtigsten Beduinenscheik bei sich führe, als sicheres Geleit dienen würden. Hadschi Endawi berief darauf einen Divan, um sich mit seinen Arabern zu berathen, und der Beschluß fiel dahin aus: daß der Bote wirklich abgehen solle, jedoch nicht allein, sondern in Begleitung eines der Schwäger des Scheik. Dieser sollte zu Pferde ziehen, und ein Kameel mit den nöthigen Vorräthen sie begleiten. Mit Freuden ergriff ich diesen Vorschlag, und versah beide außerdem auf ihre Bitte mit einem reichlichen Vorrath von Schießpulver.

Es wurde halb sieben Uhr, ehe die Karawane am 18ten Morgens aufbrach. Einige Zeit ging der Zug auf der Ebene eines Bergrückens fort, worauf wir in ein Thal hinabstiegen. Die See blieb in der Entfernung etwa einer halben Stunde zur Rechten, und links lag ein schroff abfallender Bergrücken von etwa 200 bis 300 Fuß Höhe. Um 9 Uhr über-

schritt die Karawane zwei schroff nach der See abfallende Bergrücken, und später einen dritten. Um 12 Uhr erreichten wir den Brunnen Siena Sarga, und schlugen bei demselben das Lager auf.

Etwa eine halbe Stunde von diesem Brunnen befindet sich ein alterthümliches Denkmal, welches wir besuchten; es ist ebenfalls ein Grab, wie mehrere andere, auf die wir in der Wüste gestoßen waren, und aus Quadersteinen auf einer terrassenartigen Erhöhung erbaut, unter welcher sich die Todtenkammer befindet. Es heißt in der Landessprache Zuba-Sayer-Wahr, der kleine untere Thurm, zum Unterschied von einem andern Denkmale, welches etwa eine Stunde Weges oberhalb weiter landeinwärts liegt, und der obere Thurm, Gubla, genannt wird. Da es uns sehr wahrscheinlich war, daß wir uns in der Nähe des alten Parätoniums befanden, so beschloß ich eine bedeutende Ruine zu besuchen, die nach der Versicherung des Scheik nur eine Viertelmeile von dem Lager am Ufer des Meeres sich befinden sollte. In Begleitung des wegekundigen Morabeten und des Herrn Ehrenberg machte ich mich dahin auf den Weg. Die Entfernung des Ortes wies sich aber ungleich beträchtlicher aus, als wir erwartet hatten.

Statt alterthümlicher Reste fanden wir indeß bloß die Trümmer eines nach neuarabischer Weise

befestigten Schlosses, an einer Stelle der Küste, wo die See eine geräumige Bucht bildet, mit einem ganz leidlichen Hafen. Derselbe Ort diente den Arabern zugleich als Magazin und als Festung, wohin sie sich bei drohender Gefahr mit Herden, Habe und Gut zurück zu ziehen pflegten. Erst voriges Jahr hatte Muhamed-Ali-Pascha diesen Schlupfwinkel zerstören lassen, um die Unterwerfung der Araber zu vollenden.

Diese Burg, Namens El Baratoun, war übrigens von nicht geringem Umfange, und in den Grundmauern derselben erblickte ich regelmäßig behauene Quadern, welche früher offenbar griechischen oder römischen Bauten angehört haben müssen. So wenig alterthümlich also das Ansehen dieses Ortes jetzt auch ist, so scheinen doch die noch vorhandenen Trümmer, der nahe gelegene, nicht schlechte Hafen, die vielen Grabmäler, die zu dieser Umgegend gehören, und endlich auch die Entfernung von Alexandrien dafür zu bürgen, daß wir uns wirklich hier auf der Stelle des alten Parätoniums befanden. Auch ist der Name El-Baratoun offenbar aus der frühern Benennung entstanden.

Bei der Ruine stießen wir auf drei Araber, welche uns mit grimmigem Gesichte anschauten, und den ehrlichen Morabeten, wie dieser nachher gestand, aufforderten, die Christenhunde zu ermorden.

Derselbe gab dagegen uns einen Wink, die Gewehre zur Hand zu nehmen, und sie bis zur Rückkehr ins Lager aus Vorsicht geladen zu erhalten, indem sich in geringer Entfernung noch mehr fremde Araber zeigten.

Die ganze bisher durchzogene Gegend am Meer, jetzt eine Wüste, war im Alterthum urbar und ergiebig. Sie lieferte sogar Wein, der nebst dem Biere das Hauptgetränk der Bewohner von Alexandrien ausmachte. Der Wein wurde mit Meerwasser vermischt, ein Gebrauch, der auch auf einigen griechischen Inseln Statt fand, und sich hin und wieder erhalten hat. Der libysche Wein stand aber in schlechtem Rufe.

Am 21sten Frühmorgens, noch ehe wir aufbrachen, erbat der Scheik Hadschi Endawi sich die Erlaubniß, in Gesellschaft seines zweiten Schwagers und mit einem Kameele nach einem nahe gelegenen Beduinen-Lager zu reiten, um Gerste für die Pferde einzukaufen. Dieß war nothendig, und so erhielt er leicht die Erlaubniß dazu, besonders da er versprach, mit dem früheſten am nächsten Morgen wieder bei der Karawane zu seyn. Der Scheik mußte indeß einen Stellvertreter ernennen, der während seiner Abwesenheit der Karawane vorstehen und sie führen könne. Zu meiner Zufriedenheit fiel die Wahl auf den oft genannten Morabeten.

Am nächsten Tage führte unser Weg über eine Hochebene, die nach dem Meere zu abfiel. Die Araber versuchten während des Marsches links ab ins Innere zu führen; der Morabete bemerkte es aber zu rechter Zeit und gab Nachricht, wodurch ihr Vorhaben vereitelt wurde. Gegen Abend erblickte man die Burg Kasser-Schaina, in dessen Nähe sich treffliche Brunnen befinden sollten. Zwischen diesen Brunnen und dem alten Schlosse wurde daher nach der Angabe des Morabeten das Lager errichtet, und ich ritt mit Herrn Liman voraus, um die Ruinen zu untersuchen.

Kasser Schaina ist eine neuarabische Burg von ähnlicher Beschaffenheit wie Baratoun, und wie dieses, im vorigen Jahre von den Truppen des Pascha von Aegypten zerstört. Es liegt der Küste ganz nahe, und ist auf alten Grundmauern erbaut. Die Brunnen befanden sich theils in der Nähe des Schlosses, theils unmittelbar am Meeresufer, und hatten gutes Wasser.

In der Voraussetzung, die Karawane werde uns hierher folgen, hatte ich mit meinem Begleiter, dem Herrn Professor Liman, schon die vorläufigen Einrichtungen getroffen, das Lager hier aufzuschlagen. Da indeß nach langem vergeblichen Warten Niemand ankam, so ritten wir aus Ungeduld wieder zurück, und fanden zu unserm Erstaunen die

Karawane etwa eine Viertelmeile vom Schlosse entfernt, unweit des Meeres, zwischen den Dünen und einer Höhe gelagert, an einem Platze, der absichtlich gewählt schien, um sie einem Ueberfalle auszusetzen, und der außerdem kein Wasser gewährte. Hierüber höchst unwillig wandte ich mich mit der Frage an den Mamelucken: „Warum er es gewagt, dem Befehle zuwider zu handeln?" Sehr ereifert gab dieser hierauf zur Antwort: „Daß ein Diener des Scheiks es so gewollt habe, weil hier für die Kameele mehr Futter sei, als in der Nähe der Brunnen. Er, der Mameluck habe ihn sogleich gebeten, an den bestimmten Lagerplatz zu ziehen, und den andern Arabern, ihm zu folgen. Allein sie hätten sich dieß zu thun geweigert, und selbst gedroht, ihn niederzuschießen." — Die zurückgebliebenen Gefährten bestätigten dieß. Die weidenden Kameele hatten sich schon zerstreut, und die Araber sahe ich entschlossen, nicht zu gehorchen. Für den Augenblick war, ohne es zu einem Aeußersten zu treiben, die Sache nicht mehr zu ändern. Auf die Bemerkung, daß der Scheik, dessen Rückkehr man stündlich erwarte, werde dieß Unwesen zu bestrafen wissen, erwiederte mir der Mameluck: Der Scheik werde sobald nicht eintreffen, ein Brunnen, von dem die Karawane noch zwei Tage entfernt wäre, sei von ihm zum Sammelplatze bestimmt. —

Ein Geständniß folgte nun dem andern, als: „Der Scheik habe dem nach Bengasi gesandten Boten, gegen die erneuerte Uebereinkunft, auch dieß Mal Befehl ertheilt, die Gränze nicht zu überschreiten, sondern die Briefe dort bloß abzugeben. — Durch den Morabeten erfuhr ich ferner: Die Karawane sei beständig von der geraden Straße abgeführt, um den Zug absichtlich zu verzögern. An der tripolitanischen Gränze würde sie zum wenigsten vier Wochen warten müssen, bis Antwort von Bengasi zurück seyn könne; und im günstigsten Falle würde eben so viel Zeit nöthig seyn, um diesen Ort zu erreichen.

Mein Entschluß, die Unternehmung nach Cyrene aufzugeben, war nun sogleich gefaßt. Ich sah mich in der Gewalt treuloser Menschen, mit denen es eben so unnütz war, zu streiten, als Verträge abzuschließen. Meine Frau hatte ich in einem barbarischen Lande unter Fremden allein zurückgelassen, ihr aber versprochen, binnen drei Monaten in Cairo wieder bei ihr zu seyn. Jetzt hätte ich diese Zeit wenigstens verdoppeln müssen, ohne im Stande zu seyn, ihr auch nur Nachricht zu geben. Daher schien es mir zweckmäßiger, die noch übrige Zeit zur Untersuchung von Siwah zu verwenden, welches in fünf Taneg erreicht werden konnte.

Diesen Entschluß theilte ich meinen Gefährten

mit, es ihnen zugleich frei stellend, ob sie den Zug nach Cyrene jetzt fortsetzen oder mir nach Siwah folgen wollten. Nach langer Berathung beschlossen dieselben, weiter zu gehen. —

Kaum war Abends den 24sten der Scheik bei der Karawane eingetroffen, als ich ihm meinen Entschluß eröffnete, die Karawane zu verlassen, und nach Siwah zu gehen, zugleich ihn auffordernd, die andern Reisenden, meine bisherigen Gefährten, gewissenhafter als bis jetzt und in möglichster Schnelle nach Derna zu führen. Dieser stellte sich höchst verwundert, und weigerte sich durchaus, mich zu verlassen, indem er sagte: „er sei von dem Pascha mir allein untergeordnet und für meine Sicherheit verantwortlich gemacht. Zwei Verwandte des Scheik wurden indeß beauftragt, der weiter ziehenden Karawane vorzustehen.

Zur Trennung der beiden Karawanen, die am folgenden Morgen Statt finden sollte, wurde nun Alles vorbereitet. Die schon sehr verringerten Lebensmittel wurden getheilt, die Gepäcke gesondert, und die für die tripolitanischen Häuptlinge bestimmten Geschenke überließ ich den Weiterziehenden. Abends war die Luft stark geröthet und verkündigte Wind, der sich auch während der Nacht einstellte, und am Morgen (den 26sten) in einen Chamsein überging, der Alle auf das Lager nie-

verstreckte. Die Hitze schien an diesem Tage ganz unerträglich zu seyn, die Lippen waren Allen trocken, die Zunge klebte am Gaumen, und selbst die stärksten von den Reisenden sahen blaß und abgespannt aus.

Den 27sten Morgens um 10 Uhr trennten sich nun wirklich die beiden Karawanen. Die Naturforscher mit ihrem Gehilfen und ihrem Dragoman (Dolmetscher); Herr Professor Liman mit seinem Gehilfen; Herr Dr. Scholz mit einem arabischen Bedienten; 17 bewaffnete Araber, geführt von den beiden Verwandten des Scheik und dem Morabeten; in Allem 28 Personen zogen gerade aus gegen Westen nach der tripolitanischen Gränze, von der sie nur etwa 5 Stunden entfernt waren. Sie hatten 29 Kameele und zwei Pferde bei sich.

Eiligst schickte diese Karawane jetzt zu Meere und zu Lande Briefe nach Derna, nachsuchend um Erlaubniß, das tripolitanische Gebiet betreten zu dürfen, und um Sicherheitsgeleit innerhalb der Gränzen desselben. Allein nachdem sie 20 Tage vergebens auf Antwort gewartet hatte, vereinigte sie sich den 14ten November dahin, auch gegen Süden nach Siwah zu eilen, wo sie schon den 18ten anlangte. Dieser Marsch war für die Reisenden um so ermüdender, da sie großen Mangel an Wasser litten. Sie mußten drei Tage hindurch ohne Unterbrechung 20 Stunden in schnellem Schritte reiten, wobei die

Kameele in einer Minute 85 bis 90 Schritt machten, da sie sonst gewöhnlich nur 70 Schritt zurücklegen.

In Siwah selbst wurde die Karawane von den barbarischen Bewohnern schlecht behandelt, weßwegen sie schon den 23. November dasselbe wieder verließ, und nach einer höchst mühsamen Reise den 9ten December in Alexandrien eintraf.

Zweite Fahrt.

Von der tripolitanischen Gränze bis Siwah.

Noch an demselben Tage, an welchem ich mich von jener Karawane trennte, trat ich gerades Weges den Marsch nach Siwah an, begleitet von einem Mitreisenden, Herrn Gruoc, meinen beiden Bedienten, 8 Arabern, dem Scheik, so wie dem Mameluken, und versehen mit drei Pferden und 12 Kameelen, unter welchen zwei kranke sich befanden.

Unglücklicher Weise wurde an diesem Tage mein Pferd scheu, wodurch sich mein schon vorher beschädigter linker Arm so sehr verschlimmerte, daß ich mich entschließen mußte, gerade da, wo wir den Abend bei einem Brunnen unsere Zelte aufgeschlagen hatten, einige Tage still zu liegen. Leider aber war

dieser Ort wenig zum Ruheort geeignet. Der Brunnen, welcher zum voraus von dem Schwager des Scheiks als vortrefflich geschildert war, enthielt zwar gutes Wasser, aber so wenig, daß er in 24 Stunden kaum drei Bockshäute voll lieferte, welches wohl für die Menschen, aber nicht für die Thiere hinreichte. Diese mußten daher einen ganzen Tagemarsch zurück zur Tränke geführt werden, wo das Schöpfen des Wassers aus dem sehr tiefen Brunnen jedes Mal einen halben Tag wegnahm, und nur mit großer Mühe bewerkstelligt werden konnte; und doch waren die armen Thiere schon wieder höchst durstig, wenn sie den dritten Tag zurückkehrten.

Den 28sten blies ein starker Südwestwind, den die Araber Merisy nannten, und der Krankheiten herbeiführen soll. In der Nacht schossen die Araber einen Wolf, den sie durch einen hingeworfenen Ziegenmagen herbei gelockt hatten. Er war etwas kleiner, als die in Europa gewöhnlichen, aber sehr fett. Die Araber machten sich sofort über ihn her, balgten ihn ab, brieten und verzehrten ihn mit großer Lust. Ein Religionslehrer, der kurz nach vollendeter Mahlzeit ins Lager kam, und merkte, was gespeist worden, schärfte ihnen sehr ernstlich das Gewissen. Der Wolf müsse zu den Hunden gezählt werden, und sei eine unreine, verdammliche Speise.—

Die Araber entschuldigten ihren Verstoß, indem sie meinten, dieser Wolf sei gar fett gewesen. Ueberhaupt bewiesen sich die Beduinen der Karawane bei allen Gelegenheiten als sehr laue Anhänger Mohameds.

Den 1sten November war das Wetter anfangs leidlich, dann fing es an zu regnen und der Himmel wurde immer trüber. Ein Gewitter schien im Anzuge; es blitzte. Plötzlich entstand ein entsetzlicher Lärm, der Scheik und sein Schwager schwangen sich auf ihre Pferde und jagten davon. Die übrigen Araber griffen mit großem Geschrei zu den Waffen, um ihnen zu dem Platze, wohin sie ihre Kameele getrieben hatten, nachzueilen. Nur auf ihre Rettung bedacht, überließen sämmtliche Araber mich ganz meinem Schicksale. Die Erscheinung einiger berittenen Beduinen hatte diesen Aufstand veranlaßt. Denn in der Wüste ist gleichsam beständiger Krieg; die Hand eines Jeden gegen Alle. So oft man in der Ferne Menschen erblickt, ist immer der erste Gedanke, es seien Räuber. Dieß Mal waren es indeß friedliche Straußenjäger; sie begleiteten den Scheik ins Lager, und wurden von ihm bewirthet.

Den 2ten erhob sich in der Nacht um 10 Uhr ein heftiger Sturm, der das Zelt niederwarf. Zum Glück sah ich den Unfall kommen und stand schnell von meinem Lager auf, ward aber doch von der ei-

nen losgerissenen Wand des Zeltes mit Gewalt gegen die andere geschleudert. Umsonst bemühete man sich, dieses an seinem Orte zu erhalten. Die Araber lagen in einen solchen Todesschlaf versunken, daß weder der Sturm noch die Donnerstimme des Scheik, noch das vereinte Rufen, sie zu wecken vermochten, nur durch heftiges Rütteln kamen sie zur Besinnung und wurden wach. Durch gemeinschaftliche Bemühung wurde endlich das Zelt wieder aufgerichtet, und um die Stricke und Befestigungspfähle zu halten, machten die Beduinen sich kein Gewissen daraus, einige nahgelegene arabische Gräber zu zertrümmern, mit deren Steinen sie die Pfähle belasteten. Bei dieser Gelegenheit wurden der Mameluk und ein Araber von Scorpionen gestochen, die in großer Anzahl unter den Steinen sich aufhielten. Die Zerquetschung eines solchen Thieres auf der frischen Wunde von Seiten des Mameluken, und bei dem Araber das unmittelbare Ausbrennen derselben, wurden als die sichersten Heilmittel sogleich angewandt.

„Der Scorpion hat viele Aehnlichkeit mit dem Krebse, besitzt, wie derselbe, 8 Füße, 2 Scheren, und einen verlängerten Schwanz, der aber mit einem gebogenen Stachel bewaffnet ist, an dessen Wurzel sich eine kleine Giftblase befindet, aus welcher bei dem Stich mit dem Stachel ein Tropfen Gift in die

Wunde fließt. In Deutschland sind diese Thiere nur sehr klein, kaumhin einen Zoll lang; in den wärmern Gegenden aber findet man welche von 4 bis 5 Zoll. Ueberall halten sie sich nur an dumpfigen Oertern auf, in Gemäuern, unter Steinen, in Kellern und in feuchten Wänden. Sie leben von Fliegen, Spinnen und anderm Gewürme. Der indische Scorpion ist fast so groß wie unser Flußkrebs, und sein Stich soll bisweilen tödtlich werden. Uebrigens hat man vor dem Stich der Scorpionen mehr Furcht, als nöthig wäre, denn selbst bei den Stichen der größten Scorpione müssen viele Umstände zusammen kommen, wenn er tödtend werden soll. Die Scorpione haben die Eigenthümlichkeit, daß sie sich gern unter einander fressen, selbst wenn es ihnen auch gar nicht an Lebensmitteln fehlt; es sind Thiere der Nacht. Bisweilen kämpfen sie mit Spinnen, welche sich bemühen, die Scorpione einzugarnen, während diese jenen die Füße abbeißen."

Durch jenen Sturm, der sich in der Nacht eingestellt hatte, und einen heftigen Regen herbeiführte, war indeß am 3ten die Luft angenehm abgekühlt und der Staub gedämpft. Der in der Nähe befindliche Brunnen gab reichlicher Wasser, anderes sammelte man mit Bechern aus den Felsenhöhlungen, und die Kameele wurden aus den hin und wieder zusammen geflossenen Regenteichen getränkt. Da

aber der Scheik meldete, daß er außer zwei Broten keine Lebensmittel für seine Araber mehr habe, und nur auf fünf Tage Gerste für die Pferde, so daß die Karawane bei längerem Verweilen Gefahr lief, hier zu verhungern, und ein sehr angestrengter Marsch nöthig seyn würde, um Siwah in 4 Tagen zu erreichen: so entschloß ich mich, am folgenden Morgen weiter zu ziehen, wie sehr auch mein verwundeter Arm eine längere Ruhe verlangt hätte.

Die Karawane trat also den 4ten November wieder den Marsch an, und durchzog eine mit Futterkräutern für die Kameele ziemlich bewachsene Gegend. Abends um 5 Uhr schlug sie bei einem Brunnen das Lager auf. Hier fanden die Kameele das letzte Futter bis Siwah; Wasser gab es gar nicht.

Den folgenden Tag nahm die Gegend nun ganz das Gepräge einer eigentlichen Wüste an. So weit das Auge reichte, sah man nichts als Sand und Steine. Der erste war gewöhnlich mit kleinen schwarzen Kieseln, die etwa eine Linie im Durchmesser hielten, gleichsam übersäet, so daß man ausgestreueten Samen zu erblicken glaubte. Die Vertiefungen des Bodens waren mit ausgewaschenem Lehm angefüllt, der, ausgetrocknet und durch die Hitze zerrissen, einem glatten Estrich glich. Der Glanz dieser Lehmflächen ist zuweilen so stark, daß man aus der Ferne Wasser zu sehen glaubt; und so mag oft auch durch

diese Erscheinung sich dem durstigen Wandrer das Gaukelbild des Wüstewassers wiederholt haben. Heute erblickte ich zum ersten Male Strauße in zwei verschiedenen Truppen.

Nach einem starken Marsche von 18 Stunden machte die Karawane um halb zwölf Uhr Nachts, Halt, die Kameele wurden abgepackt, und wir, ich mit meinen Begleitern, warfen uns sehr ermüdet auf eine der erwähnten Lehmflächen zur Ruhe hin, und ohne die Zelte aufzuschlagen und ohne Feuer anzumachen, erwarteten wir den Morgen.

Um 6 Uhr traten wir den Marsch wieder an. Die Gegend, welche wir durchzogen, war der gestrigen ähnlich, nur wurde die Oberfläche wellenförmig. Nachts ein Viertel auf 12 Uhr machten wir Halt, und lagerten uns unweit einer Stelle, wo sich die Knochen-Ueberbleibsel von fünf Arabern und ihrer Herde erhalten hatten, die vor wenigen Jahren, wegen Mangel an Wasser, hier gemeinschaftlich ihren Untergang fanden. Ein schrecklicher Anblick für uns! Wir waren nur noch dürftig mit Wasser versehen, das Platzen eines Schlauches, das Weglaufen oder Stürzen eines Kameels hätte uns unausbleiblich einem ähnlichen Schicksale ausgesetzt. Mit der größten Sorgfalt bewachte ich deßhalb von jetzt an den halben Schlauch Wasser, der mir noch übrig war, und ließ ihn nicht aus den Augen: denn

die Araber pflegten meine Wasserschläuche immer zuerst zu leeren.

Nach kurzer, Ruhe brach die Karawane Morgens den 7ten wieder auf. Etwa drei Stunden Weges diesseits Siwah stießen wir auf eine Gruppe von Steinhaufen, welche die Gräber einer hier vor mehreren Jahren erschlagenen Karawane bezeichneten. Bald darauf forderte der Scheik mich auf, mich mit meinen Gefährten zu bewaffnen, weil die Gegend unsicher sei. Er selbst rüstete sich bei dieser Gelegenheit auf das Beste, und enthüllte heute zum ersten Male den schönen, damascirten und mit Silber beschlagenen Säbel. Die seltsam gestalteten Felsen, welche wir nun zu durchziehen hatten, boten wirklich zu einem mörderischen Ueberfall die beste Gelegenheit dar. Engpässe zwischen zerrissenen Klippen, Schluchten und Erdfällen folgten dicht auf einander, während rings umher pyramidalisch gestaltete Felsenmassen sich aus der Felsen- oder Sandfläche einzeln empor thürmten.

Die Vorsicht, welche der Scheik hier bewies, war übrigens nicht ganz grundlos gewesen: denn in Siwah erfuhr ich, daß eine Bande von 21 berittenen Beduinen, von noch andern auf Kameelen und Eseln begleitet, uns nachgestellt habe, und man war dort sogar verwundert, uns eintreffen zu sehen. Nach allen Berichten mußte die Räuberrotte während der

letzten Nacht an unserm Nachtlager vorbei gezogen seyn, ohne uns zu bemerken. Gerade was uns damals so beschwerlich fiel, der Mangel am Feuer und die äußerste Ermüdung, welche Menschen und Thiere in einen wahren Todesschlaf versenkte, hatte uns gerettet.

Mannichfaltiger kann man sich nichts denken, als die Felsen, welche Siwah besonders von der Nordseite einschließen, gleichsam als hätte die Natur selbst dieses gesegnete Plätzchen gegen jeden Angriff befestigt. Bald glaubt man altes Burggemäuer, Thürme und Bollwerke zu sehen, bald Kegel, Pyramiden oder wunderbar zerrissene Klippen, die man nicht ohne Verwunderung betrachten kann. Endlich erreichten wir den Thalrand der Oase (Fruchtinsel), und erblickten das auf einer Felsenmasse, wie eine Burg, aufgethürmte und dicht an einander gedrängte Siwah mit noch zwei andern Dörfern der Oase, umgeben von Gärten und Palmwäldern; ein unendlich erfreuender Anblick, wenn man Wochen lang nichts Anderes als die dürre Wüste gesehen hat! —

Die Freude der Araber, als sie die Oase mit ihren Gärten vor sich sahen, überschritt alle Gränzen; sie sprangen, schrien, sangen, tanzten und feuerten ihre Gewehre ab, und zwar mit solcher Unvorsichtigkeit, daß mir die Kugeln um die Ohren pfiffen. Die Beduinen triumphirten, zugleich dem

Hunger und einem Angriff ihrer Feinde entgangen zu seyn, und ließen, wie Kinder, durch nichts in ihrer tobenden Lustigkeit sich stören.

Das Schießen war übrigens unter allen Umständen ihr liebster Zeitvertreib. Sie schossen während des Marsches und im Lager, selbst wenn die größte Ursache war, sich verborgen zu halten. Ohne allen Grund waren sie dagegen oft ängstlich, und sprachen von drohender Gefahr, während sie dessen ungeachtet zu derselben Zeit sich einzeln von der Karawane entfernten, oder singend und tanzend hinter derselben einherzogen.

Beim Tanzen traten mehrere zusammen, hingen die Gewehre über den Rücken, und sangen, indem sie einen besondern Geschwindschritt beobachteten, und dazu in die Hände schlugen, eine Art Kanon, wobei immer ein Vortanzender die ersten Worte anstimmte, und die Uebrigen alsdann einfielen. Den Inhalt der Lieder konnte ich nicht erfahren, aber Gebehrden dabei ließen darauf schließen, daß sie Unsittliches enthalten mochten. Zuweilen begleiteten die Araber diesen Gesang mit einer arabischen Doppelflöte von Rohr, deren Klang von dem der Schalmei, oder von dem so genannten polnischen Bock sich in nichts unterschied. Auch im Lager versammelten sich die Araber zum Gesang; sie traten in einen

Kreis zusammen, in dessen Mitte Einer gestellt wurde, der, während die Andern auf obige Weise sangen und in die Hände klatschten, sich unaufhörlich auf und nieder ducken mußte.

An allen diesen Belustigungen ließen die Araber es bei dem Eintreffen vor Siwah nicht fehlen. Ich sandte indeß den Scheik und seinen Schwager mit den Empfehlungsschreiben, die ich an das erste geistliche Oberhaupt und an den ältesten Scheik bei mir führte, nach Siwah voraus, indem ich mit der Karawane langsam folgte. Der Weg führte etwa eine halbe Stunde lang durch lauter Palmenpflanzungen, bis wir den Hauptort erreichten. Anfangs wurden mir große Schwierigkeiten gemacht, mich in die eigentliche Stadt einzulassen; denn die Siwaher sind ein gar argwöhnisches Völkchen. Endlich erfolgte die Entscheidung, daß ich auf einem freien Platze zwischen der Ringmauer und den Häusern mit meiner Begleitung mich lagern sollte. Hier ließ ich mein Zelt in der Nähe eines Bethauses, bei dem Grabe Scheik Soliman's, eines Heiligen, aufschlagen. Kaum war dasselbe errichtet, so ließ ich die angesehensten Männer des kleinen Staates, nämlich das schon erwähnte erste geistliche Oberhaupt, und einige Scheiks zu mir laden. Sie kamen ungesäumt, und ein förmlicher Divan wurde eröffnet, zu welchem sie auf die Fersen niederhockten, oder mit un-

tergeschlagenen Beinen umhersaßen. Ich trug ihnen darauf vor, „daß ich zu einem friedlichen Besuche zu ihnen gekommen sei, bezog mich auf die schon übergebenen Empfehlungsschreiben des Pascha, und ersuchte sie, mir die Besichtigung aller Merkwürdigkeiten ihres Landes zu verstatten, wozu sie mir einige sachkundige Führer aus ihrer Mitte beigeben möchten." — Hiezu erklärten sie sich zwar bereit, äußerten aber zugleich ihre vielfachen Bedenklichkeiten. Nichts ging deutlicher daraus hervor, als die unendliche Wichtigkeit, welche dieß abgesonderte Völkchen seinem Lande und allem darin Befindlichen beilegte. Besonders befürchtete man, daß ich zauberische Kräfte zum Verderben in meiner Gewalt habe; denn alle Denkmähler in und um Siwah, besonders die Katakomben, sind nach der Meinung der Siwaher, gleichsam gebannt, und in dem Schutze geheimnißvoller, feenartiger Mächte.

Ihre abergläubische Eifersucht äußerte sich darüber ganz unbefangen also: „Nach dem Besuche des ersten Franken, der zu uns gekommen, und sogleich in die unterirdischen Wohnungen eingedrungen ist, hat eine Quelle zu fließen aufgehört, und auch später so viel Wasser nicht mehr gegeben, als vorher. Auf einer Insel eines kleinen Landsees, der in beträchtlicher Entfernung nordwestlich von Siwah liegt, ist der Ring, das Schwert und die Krone

des Königs Salomo *) vergraben, und uns stehet das größte Verderben bevor, wenn diese Stücke entwendet werden, was freilich eine lebensgefährliche, schreckliche Unternehmung ist, die man Jedermann wohlmeinend widerrathen muß." Sie fürchteten diese Entwendung übrigens bloß durch Zaubergewalt; denn da es auf dem ganzen See kein Boot gibt, und kein Holz in der Nähe ist, um eins zu verfertigen: so müßte man wirklich ein Zauberer seyn, um dahin zu gelangen.

Da ich zu ihrem Erstaunen nach allen ihren Merkwürdigkeiten, als nach mir bekannten Dingen fragte, so fingen sie an zu glauben, es werde vergebens seyn, mir etwas zu verheimlichen und die Furcht vor dem Pascha war auch nicht ohne Wirkung. Ich erhielt daher volle Freiheit, nach Gefallen Alles zu untersuchen und aufzuzeichnen, wodurch sie nach ihrer Meinung, das Wegführen der verborgenen Gold- und Juwelenhaufen mir zugestanden.

Was die Oasen, wozu die Gegend um Siwah gehört, im Allgemeinen betrifft, so dachte ich mir unter denselben Gegenden, die durch einen fruchtbaren Boden von der sie umgebenden Wüste

*) Der König Salomo (ob immer der Sohn Davids?) gilt im ganzen Morgenlande für einen mächtigen Geisterbeherrscher.

sich besonders auszeichneten, wie man dieß zuweilen in Europa an der Elbe und Oder, und selbst in Aegypten findet, wo die Wasserscheide des Nil oft ein nacktes steiniges Ufer von einer fruchtbaren Aue trennt. Ich fand indeß, das nur das mehr oder weniger vorhandene süße Wasser das Eigenthümliche derselben ausmacht, da ihr Boden dem der Wüste meisten Theils gleich bleibt, und nur durch die Bewässerung fruchtbar gemacht wird. So verdanken die Oasen einzig ihrer Lage an Wasserquellen den Ruhm außerordentlicher Fruchtbarkeit und Schönheit, wodurch sie für die Beduinen der Wüste in der That Inseln der Seligen sind.

Das Wort Oasis oder Auasis bezeichnet bei den Aegyptern jeden von wasserloser Wüste umgebenen bewohnten Ort. Derselbe Name lautet im Arabischen El-Wah, welches zunächst die von Theben aus westlich in gleicher Richtung liegende große Oase bezeichnet, an die sich nördlich die kleine anschließt.

Weit bekannter, als diese beiden Oasen, die stets zu Aegypten gerechnet wurden, ist die entferntere dritte, die von Siwah, wegen des dort gegründeten Orakels des Jupiter Ammon, das seit dem Aufblühen des libyschen Cyrene schon früh auch bei den Griechen in Ansehen kam, besonders aber auf Anlaß des Zuges, den Alexander der Große dorthin

unternahm, häufig beschrieben wurde. Die Länge dieses fruchtbaren Gebietes beträgt nach eigner Abmessung über zwei deutsche Meilen, die Breite dagegen nirgends über eine halbe. Der Boden besteht entweder aus bloßem Sand, oder ist mit sandigem Thon bedeckt, der meistens mit Salz geschwängert ist, welches, an manchen Stellen, in großen reinen Geschieben, oder auch als feines krystallisirtes Salz zu Tage bricht. Zahlreiche süße Quellen bewässern das Erdreich, andere sind salzig, und der Boden ist hier und da feucht, sumpfig und mit kleinen Salzseen bedeckt. Aus einigen von denselben steigen ganz sonderbar fruchtbare Inselchen hervor, die süße Quellen enthalten und mit den reichsten Pflanzungen bedeckt sind.

Die frühe und hohe Bildung dieses Ländchens zeigt sich noch hier in dem großen Ueberfluß an Datteln, Granatäpfeln, Feigen, Oliven, Apricosen, Melonen und Trauben, so wie in manchen andern Zweigen der Gärtnerei. Auch sieht man mancherlei Arten von Gesträuch, unter welchem eine wildwachsende Pflanzengattung von herbem Geschmack sich befindet. Das Haupterzeugniß des Landes sind aber die Datteln, die in großer Menge und besonders wohlschmeckend gewonnen werden, und alle andern an Güte übertreffen sollen. Sie gerathen indeß nicht immer; zur Zeit meiner Anwesenheit klagten die Ober-

häupter über den dießjährigen Mißwachs, und zeigten mit Betrübniß auf den weiten leeren Platz, wo mein Zelt aufgeschlagen war. „In guten Jahren, (sagten sie) ist dieser ganze Platz mit Datteln bedeckt.“ — Sie ernten fünf bis neun tausend Kameelladungen jährlich, die Ladung zu drei Zentnern gerechnet. Auf mehrern großen Plätzen werden die Datteln ausgesucht und getrocknet; sodann in Magazinen, die unter Aufsicht der Regierung stehen, aufbewahrt, und in Körben von bestimmter Größe und Form verpackt, weit und breit ausgeführt.

Der Baum *), welcher sie hervorbringt, die gewöhnliche Dattelpalme, trägt hier vom vierten Jahre an bis zu seinem Absterben, welches erst nach hundert oder gar zweihundert Jahren eintreten soll. Viel früher vergeht er aber, wenn man ihn anzapft, um aus dem Saft ein dem Wein oder Branntwein ähnliches Getränk, den Palmwein, zu verfertigen, welches die Siwaher sehr lieben, oder wenn man ihn seiner Krone beraubt, um das Mark zu genießen, das wie frische Nüsse oder Mandeln schmeckt, wodurch sein Hinsterben entweder sogleich oder nach wenigen Jahren herbeigeführt wird. Jeder Baum trägt nach seiner Größe und Fruchtbarkeit einen bis drei Zentner Früchte, und wird von

*) Vergl. Thl. 8. dieser Reisen S. 278.

den wohlhabenden Besitzern alle Jahre, von den minder wohlhabenden aber nur alle zwei Jahre mit der getrockneten stacheligen Pflanze Agrub oder türkischem Süßklee (Hedysarum Alhagi) gedüngt.

Die Datteln, deren es in Siwah dreierlei Arten gibt, weiße, rothe und weiche, heißen in der Landessprache Regaum. Diese Frucht dient in der Oase den Einwohnern und dem Vieh fast allgemein zur Nahrung, ist aber erhitzend und, beständig genossen, der Gesundheit nicht zuträglich.

Außer den Datteln werden in Siwah an Gerste im Durchschnitt 150 Ardebs, an Reis aber etwa 4 Ardebs gewonnen. Aus Oliven werden jährlich 2000 Oken Oel gepreßt *). Der sämmtliche Viehstand wurde an Rindvieh auf 250 Stück, an Esel auf 1500, an Ziegen auf 300 Stück angegeben; Kameele sind nur in geringer Zahl vorhanden. Sie gedeihen nämlich in der Oase nicht, wahrscheinlich wegen des sumpfigen Bodens.

Die Oase zählt, außer dem Hauptorte Siwah (Kebir, Groß-Siwah oder auch Neu-Siwah genannt) noch drei Städtchen oder Dörfer; sie liegen

*) 1 Ardeb ist gleich 338 Berliner Scheffeln; 150 Ardebs also 50,700 Berliner Scheffel; und 4 Ardebs 1352 Berl. Scheffel; 1 Oke ist gleich 100 Loth; 2000 Oken also 6250 Pfund.

sämmtlich bis auf eins auf Anhöhen oder Felsenmassen, und sind armselig gebaut, indem man die Häuser bloß aus Salz mit vermischter Erde oder Lehm aufgeführt hat. Alle diese Orte sind zum Schutz gegen die Anfälle der Beduinen der Wüste mit hohen Mauern umgeben, und erhalten dadurch ein burgmäßiges Ansehen. Im Innern wimmeln sie von Menschen.

Die ganze Bevölkerung der Oase wird auf 8000 Köpfe gerechnet, und theilt sich in sechs Stämme. Diese Stämme sind sehr unruhig und streitsüchtig. Ihre Händel schlichten sie durch eine Art Zweikampf, indem von den verschiedenen Parteien eine gleiche Zahl Kämpfer truppweise mit einander ficht. Vor mehreren Jahren sollen in einem solchen Kampfe zwei Parteien so lange mit einander gekämpft haben, bis von beiden Seiten mehr als 40 Personen auf dem Platze blieben, worauf die übrigen sich friedlich in ihre Dörfer zurückzogen. Wenn aber ein Eingeborner einen andern Siwaher ermordet, so steht es dem nächsten Verwandten des Ermordeten frei, entweder 1400 spanische Thaler als Lösegeld für die Blutschuld anzunehmen, oder die Auslieferung des Mörders zu fordern, den er in diesem Falle zu tödten das Recht hat. Gemeiniglich bindet der Bluträcher den Mörder an einen Baum, und nimmt ihm durch einen Flintenschuß

das Leben. Die beträchtliche Summe des Lösegeldes erklärt sich aus dem Reichthum der Siwaher: denn das Geld, was die Beduinen durch ihre Herden, durch Raub und Karawanenzüge erwerben, zieht sich unfehlbar allmälig in die fruchtbaren Oasen, aus welchen sich jene mit mancherlei Bedürfnissen versehen.

Die Rechtsverwaltung ist in Siwah, wenigstens den Gesetzen nach, sehr streng, so wird z. B. Diebstahl mit dem Verluste der einen Hand bestraft. — Nur die verheiratheten Männer dürfen in dem oberen Theile der Stadt, der unglaublich eng und verworren gebaut ist, — wohnen. Sobald die Knaben heranwachsen, müssen sie in besondere Häuser ziehen, die außerhalb der ersten Ringmauer der Stadt liegen; und hierher müssen sich auch alle Witwen, bis sie wieder verheirathet sind, begeben. — Bei Unterwerfung der Siwaher im Frühjahr 1820, unter die Herrschaft des Pascha Muhamed-Ali, mußten sich dieselben zu einer Kriegssteuer von 12,000 spanischen Thalern und einem jährlichen Tribut von 2000 Kameelladungen Datteln verpflichten.

Die frühern Bewohner von Siwah, die alten Ammonier waren eine Kolonie der Aegypter und Aethiopier, und ihre Sprache war aus denen dieser beiden Völker gemischt, oder hielt das Mittel zwischen beiden. Ich suchte die einheimischen Ueber-

lieferungen über die jetzigen Einwohner zu erforschen, und ein Scheik theilte mir darüber eine Erzählung mit, nach welcher bei der Eroberung Siwahs durch die Araber, wahrscheinlich im 12ten oder gar erst im 14ten Jahrhunderte, alle Einwohner bis auf 600 niedergemacht wurden, von welchen Ureinwohnern, die sich dann vom Christenthum zum Muhamedthum bekehren mußten, nach seiner Behauptung, alle jetzigen abstammen.

So wie die Sprache der Ammonier nicht rein ägyptisch war, so ist die der Siwaher nicht rein arabisch; denn, obgleich sie wegen des beständigen Verkehrs mit den um sie her wohnenden Arabern die Sprache derselben verstehen und viele Ausdrücke von ihnen angenommen haben: so ist ihre Spracheigenthümlichkeit doch gänzlich von dem Arabischen verschieden.

Mein erster Untersuchungsgang in Siwah war nach der höchst merkwürdigen, zuerst durch Browne *) näher bekannt gewordenen Ruine, welche von den Eingeborenen bisweilen Birbe (Tempel) gewöhnlich aber Umebeda genannt wird, und die Ueberreste des berühmten Tempels vom Jupiter Ammon enthält. Dieselbe liegt in der Entfernung einer

*) Man sehe Theil 8. dieser Reisen S. 140.

halben deutschen Meile von Siwah. Der Eingang des Tempels ist nach Norden gerichtet. In der Entfernung einer guten Viertelstunde von dem Tempel, entspringt in einem Walde von Dattelbäumen, der einst dem Ammon geheiligte Sonnenquell, welcher einen kleinen See bildet. Ein klares Bächlein, welches dem See entrinnt, vereinigt sich bald nachher mit dem eines andern Quells, und beide fließen nach der Ruine hin, in deren Nähe sie einen Sumpf bilden, ohne Zweifel, weil die alten Abzüge verstopft sind; Palmengebüsch und Rietgras wuchern jetzt üppig in diesem Sumpf.

Der Ueberrest des Tempels ist nach ägyptischer Weise mit einer Umfassungsmauer umgeben, welche den heiligen Raum von dem minder geweihten abschied. Sie war von beträchtlicher Dicke und aus Quadern aufgeführt, ist aber fast ganz vom Erdboden verschwunden, obwohl man ihre Richtung sehr deutlich verfolgen kann. Nur an den Ecken haben sich noch die gewaltigen Quadern, die hier zur Verstärkung dienten, unverrückt in ihren Lagen erhalten, und bezeichnen die Ausdehnung der ganzen Einfassung. Ihre Länge beträgt 70, ihre Breite 66 Schritte, und die Seiten sind ziemlich genau nach den Weltgegenden gerichtet.

Innerhalb dieser Mauer entdeckt man die noch

mehr zerstörten Reste einer zweiten und aus den hin und wieder erhaltenen Grundsteinen und ihrer Lage gegen einander läßt sich noch auf das frühere Vorhandenseyn mehrerer schließen.

In der Mitte des ganzen Raumes erhebt sich eine Felsenmasse, etwa 8 Fuß hoch über der jetzigen Bodenfläche. Durch Wegnehmen und Zusetzen scheint man der unregelmäßigen Gestalt dieses Felsen nachgeholfen zu haben, um ihn als Basis oder gleichsam als hohes Fußgestell des Tempels zu benutzen. Er besteht aus derselben Steinart, aus welcher der Tempel erbaut ist: einem Kalkstein, welcher eine Menge versteinerter kleiner Seethiere enthält, und in Libyen häufig vorkommt.

Die Ueberreste des Tempels selbst bestehen aus zwei Abtheilungen: einer Art Vorschiff oder äußerem Vorgemach, und einer innern Kammer, dem eigentlichen Heiligthum. Die hintere südliche Mauer ist gänzlich verschwunden, die ursprüngliche Ausdehnung des Tempels läßt sich daher nicht mehr angeben. Groß kann indeß dieß Gebäude nicht gewesen seyn, obgleich offenbar größer als jetzt.

Nach der Messung von Browne im Jahr 1792 betrug die Länge des damals noch besser erhaltenen Gebäudes, im Innern gemessen, 32 Fuß; die innere Breite der Kammer aber 15 Fuß. Nach Horne-

mann *) betrug aber die Breite des ganzen Gebäudes 24 Fuß, die Länge 10 bis 12 Schritt.

Den ganzen Tempel fand ich innen und außen mit Bildwerken und Hieroglyphen bedeckt, die indeß nicht allenthalben gleich gut erhalten sind. Am deutlichsten erscheinen sie im Innern der Kammer und bei den Eingangsthüren des Vorschiffes. Die Zwischenräume zwischen den Hieroglyphen auf den Wänden und an der Decke waren bemalt. Die vorherrschende grüne und blaue Farbe fand sich hin und wieder ziemlich wohl erhalten; an der Außenseite des Tempels und an den größern Figuren im Innern ist aber jede Spur von Farbe gänzlich verschwunden.

Der Jupiter Ammon, dem der Tempel, welcher jetzt in Trümmern liegt, gewidmet war, gehört

---

*) Friedrich Konrad Hornemann, geboren 1772 zu Hildesheim, wählte anfänglich das Predigtamt zu seinem Berufe, faßte aber 1795 den Entschluß, eine Entdeckungsreise in Afrika zu machen. Er fand Unterstützung bei der englischen Gesellschaft zu Erforschung von Afrika, und ging 1797 nach Aegypten. Hier traf ihn 1799 Bonaparte und versprach ihm allen möglichen Vorschub. Im September des Jahres 1799 reiste Hornemann von Kairo über Siwah nach Murzuk, und von da trat er, nach einem Ausflug nach Tripolis, seine große Reise ins Innere von Afrika mit einer Karawane an; aber man weiß nicht, welches Loos er gehabt hat; denn seit dem 12ten April 1800 fehlen alle Nachrichten über ihn.

zu den Hauptgöttern bei den alten Aegyptern, denn er war, nebst dem Osiris und der Isis ein Gegenstand fast allgemeiner Verehrung.. Zu Thebä, welches vorzugsweise die Stadt Ammon's hieß, hatte er den ausgedehntesten Tempel, den je Menschen errichteten, und auch zu Philä, Elephantine und an andern Orten des thebäischen Gebietes kommt er in häufigen Abbildungen vor, meistens deutlich als höchster Landesgott bezeichnet. Am obern Nil und in Aethiopien, herrschte gleichfalls der Dienst des Ammon, wovon in merkwürdigen Denkmälern sich noch jetzt die Beweise finden. Die meisten Tempel des Jupiter Ammon waren zugleich Orakel, d. h. göttliche Weisheitssitze, zu denen die wallfahrteten, welche Aufschlüsse über wichtige Dinge haben wollten. Die Priester empfingen die Fragen, beantworteten sie gewöhnlich auf eine dunkele Weise, um sich möglichst vor Unwahrheiten zu sichern, und erhielten große Geschenke dafür. In Griechenland gab es viele solche Orakel. Der christliche Kaiser Theodosius zerstörte letztere.

Das sinnbildliche Haupt Ammons*) ist das eines Widders, bedeckt mit der großen ägyptischen Haube, die niemals fehlt, wenn ein Thierkopf mit einem

*) Der Leser vergleiche von hier an das Kupfer, was einen Theil der Außenseite des Ammonstempels darstellt.

menschlichen Leibe verbunden erscheint. Der obere Kopfputz ist hier unkenntlich. In der rechten Hand erhebt Ammon den Götterstab mit dem Vogelhaupt, — dem Sinnbild gnädiger Erhörung, — gegen den Opfernden vor ihm; in seiner linken führt er den geheimnißvollen Schlüssel.

Hinter Ammon erblickt man eine weibliche Gestalt, die mit aufgehobener Hand gleichfalls den Opfernden ihrer Huld versichert. Die vorn herabfallende Haube auf ihrem Haupte zeigt, daß es eine Vermählte sei. Ihr Leib ist gleichsam mit Fittigen umwunden, in der einen Hand führt auch sie einen Schlüssel. Keines dieser Zeichen unterscheidet sie deutlich genug von andern ägyptischen Göttinnen; nur der oberste Aufsatz ihres Hauptes bürgt dafür, daß nicht Isis gemeint sei. Ohne Zweifel ist jene Tempelgenossinn des orakelgebenden Jupiters Venus Dione. Vor beiden Gottheiten ist ein zierlicher Altar errichtet, in Gestalt einer weit geöffneten Lotusblume. Das Opfer selbst besteht in Früchten. Der Opfernde überreicht den Göttern in jeder Hand, wie es scheint, einen Obelisk. Diese wurden bei den Aegyptern gewöhnlich vor den Eingängen der Tempel errichtet *). Hier ist ohne Zwei-

*) In christlichen Kirchen findet man ähnliche Darbringungen. So steht, als das älteste Denkmal Breslau's, in der dortigen Sandkirche, Peter Blasts, des Erbauers

fel der Erbauer oder ein Wohlthäter des Tempels dargestellt, im ersten Falle zeigt die Weihung der Obelisken zugleich die Vollendung und Weihung des Baues an. Nach einer Erzählung war der Gründer des ammonischen Heiligthums kein geringerer als Osiris selbst, der auch den Jupitertempel zu Thebä erbaut haben soll. Der hier dargestellte Opferer scheint indeß ein König zu seyn, und ist sehr ehrenvoll ausgezeichnet. Vor der Stirn bezeichnet die Schlange die Gewalt über Leben und Tod, die Feder auf dem Kopfe derselben aber zugleich die Gerechtigkeit; auf dem Haupte führt er den Palmenschmuck des Osiris. Osiris nämlich war ein König und Gott zugleich. Er erfand den Pflug, den Weinbau und die Obstzucht, gründete Städte, gab Gesetze und beförderte überall Leben und Thätigkeit in Aegypten. Er wird mit Ochsenhörnern oder mit einem Habichtskopf gewöhnlich abgebildet. Seine Frau hieß Isis und ward nicht weniger verehrt als Osiris.

Unmittelbar neben der Eingangsthür zum Tempel hält oben ein ruhender Mannsphinx zwischen den Vorderfüßen ein Wassergefäß, das mit dem

---

vieler schlesischen Kirchen, Gattinn, Maria mit ihrem Sohn Swentoslaw auf einem Stein abgebildet, und letzterer übereicht der heiligen Maria im Namen seiner Mutter eine Kirche.

Widderkopf des Ammon bezeichnet ist. Hier in Siwah, dem wasserreichen, gesegneten Orte mitten in dürrer Wüste, sind diese Zeichen von schöner Bedeutung: Ammon ist es, der erquickendes Wasser gibt! Eine Erzählung knüpfet an dieß Geben des Wassers zugleich die Widdergestalt des Gottes, und die Gründung des Tempels.

Als Osiris nämlich, so lautet die Sage, mit seinem Heere durch die libysche Wüste zog und wegen Mangels an Wasser zu verschmachten Gefahr lief, erschien plötzlich ein Widder, der vor ihm herging, und ihn mit den Seinen in eine wasserreiche, liebliche Gegend führte. Aus Dankbarkeit erbauete hier Osiris dem Ammon, der diese Hilfe gesandt hatte, einen Tempel, und versetzte den rettenden Widder unter die Gestirne des Himmels *).

Vielleicht ist indeß bei dem Bildwerke nicht bloß an den Wunderquell von Siwah zu denken, den Ammon gab, sondern der vieldeutige Sphinx erinnert, wie gewöhnlich, auch hier an den heiligen Nil: denn so groß war die Verehrung der Aegypter für diesen Strom, daß, wohin ihr Gottesdienst sich verbreitete, auch die Nilvergötterung sich ausdehnte. Am siebenten Junius beging man z. B. mit

*) Bekanntlich gehört der Widder zu den Sternen des Thierkreises.

ägyptischer Feierlichkeit zu Rom ein Fest, weil mit diesem Tage der Nil von den Thränen der Isis zu schwellen anfing; und am 20sten desselben Monats ein anderes, weil er dann zuerst aus seinen Ufern trat. Das im Isistempel an diesen Festen gesprengte Wasser war aus dem Nil geschöpft, und wurde über das Meer nach Rom gebracht. So glaubte man gleichsam den Strom des Segens im Tempel gegenwärtig zu sehen.

Unter dem Sphinx, auf einer hohen Unterlage, steht der heilige Falk, das Sinnbild Gottes, der Sonne, des Geistes, der Seele, des Windes, des Feuers, des Siegs und alles Erhabenen und Tiefen; denn ein Falk hatte den Priestern zu Thebä das göttliche Gesetzbuch, mit einer purpurnen Schnur umwunden, vom Himmel gebracht. Die über ihm schwebende Scheibe bezeichnet die Sonne, die zu beiden Seiten aus derselben hervorragende Schlange, den weltbelebenden ewigen Geist. — An ihrem Halse trägt sie den geheimnißvollen Schlüssel.

Unter dem Falk sieht man in einem besondern Felde den Ueberrest einer männlichen Gestalt, welche betend die eine Hand erhebt. Wahrscheinlich ist es wieder der schon erwähnte Wohlthäter oder Erbauer des Tempels. Sein Haupt ist mit dem ägyptischen Helme bedeckt; zwei Hieroglyphenschilder über ihm enthielten vielleicht seinen und seines Vaters Namen.

Betritt man das Innere des Tempels, so ist auch hier Alles mit Bildwerken bedeckt. Zu unterst läuft ein fast zerstörter, etwa zwei Fuß breiter, wirriger Zug als Labyrinth herum; dann folgen Gebilde in drei Streifen über einander, so gehalten, daß jeder höhere Streifen immer um etwa ein Viertheil schmäler ist, als der untere. Ueber diesen befindet sich eine große hieroglyphische Inschrift, die rings umher, in senkrechten Reihen fortlaufend, einen beträchtlichen Raum einnimmt. Zwei nicht breite Figurenstreifen bilden die obere Einfassung. Die Höhe der Wände beträgt 19 und einen halben Fuß.

In diesem Raume, den einst nur Priester und Geweihete betraten, stand ohne Zweifel das heilige Schiff, welches das eigentliche Bild des Ammon enthielt, und mit silbernen Schalen behangen, von den Priestern in Feierzügen umher getragen wurde. Eben ein solches Schiff war vom Sesostris, einem fabelhaften Beherrscher Aegyptens, im Tempel des Ammon zu Thebä geweiht; es bestand aus Cedernholz, war außen vergoldet, und im Innern mit Silber überzogen.

An der Decke schweben mit ausgebreiteten Flügeln Geier oder Adler, mit Feldzeichen in ihren Klauen, zwischen Sternen. Beide geben hier eine passende Bedeutung. Der Adler ist das Sinnbild der königlichen Herrschaft, und war dem Ammon,

dem Beherrscher der Götter, geheiligt. Der Adler war und ist überhaupt das beständige Sinnbild der Macht. Der Geier aber ist das Sinnbild des Himmels, der Weissagung, des Jahres und der Erbarmung.

Unmittelbar unter der Decke läuft oben an den Wänden ein Bilderstreifen umher, der zugleich als Verzierung benutzt ist. Er ist höchst bedeutsam. Heilige Falken, mit der vom guten Geiste belebten Sonnenscheibe über jedem von ihnen, huldigen mit gesenkten Flügeln dem Gnadenscepter der Götter, neben welchem ein verzierter Hieroglyphenschild einen hochverehrten Namen enthält, oder vielleicht eine Lobpreisung des thronenden Ammon, dem die Falken und Scepter von beiden Seiten her zugekehrt sind.

Zu beiden Seiten des Tempels erblickt man Jupiter Ammon, thronend in einem Heiligthume, mit dem Antlitz den Eintretenden zugekehrt und umgeben von Göttern, seinen Tempelgenossen. Auf der rechten Tempelwand ruht auf seinem Haupt eine Kugel, die Sonne bezeichnend, aber auf der linken ist der sinnbildliche Schmuck zusammengesetzter.

Wenn man sämmtliche Bildwerke des ammonischen Heiligthums in einen Ueberblick zusammenfaßt, so entdeckt sich in ihnen ein überraschender Zusammenhang. An der Vorderseite waren die Weihun-

gen des Tempels, die Sinnbilder seiner Heiligkeit und die Gebräuche, mit denen man sich ihm nahen soll, dargestellt. An den äußern Seiten fand sich die Geschichte des Kampfs, wodurch Ammon seine Feinde besiegte, und seine Herrschaft errang. Im Innern vergegenwärtigte die obere Reihe zur Rechten Ammon, wie er nach überstandenen Kämpfen den Thron einnimmt, und die Götter als seine Genossen und Kinder, so wie als Mitinhaber des Tempels; die zur Linken dagegen die höchsten Priesterwürden und die gegen Ammon feindseligen Gottheiten, denen er sich nach ihrer Bezwingung gnädig erwies. In der mittleren Reihe wird die Opferbringung und die Ordnung des Gebets, in Priestern und heiligen Frauen dargestellt, wobei auch die gedemüthigten Götter nicht vergessen waren. In der untersten endlich befand sich zur Rechten der Tod des Osiris und die Trauer um ihn; zur Linken die Besiegung Typhon's, des letzten Feindes, durch seinen Sohn Horus. Alle Bildwerke des Tempels umfassen also einen vollständigen Zusammenhang heiliger Lehren, in Sinnbildern dargestellt; das Gotteshaus selbst war gleichsam das Lehrbuch des priesterlichen Unterrichts.

Die Kleidungen der Bilder sind überaus einfach. Alle Männer haben bloß einen Schurz, oder vielmehr eine kurze Schenkelbekleidung, deren Gürtel

hinten herabfällt. Die Tracht der Frauen besteht, in einem eng anliegenden Leibrock, der bis auf die Knöchel reicht. Die große Haube bezeichnet eigentlich die vermählte Frau, hat aber auch eine sinnbildliche Bedeutung, weßhalb bisweilen Priester und Geweihte sie tragen.

Besonders aber ist noch ein Zeichen zu bemerken, das sehr häufig, fast in allen ägyptischen Denkmälern, gefunden wird — es ist der Schlüssel, der auch hier in den Händen fast aller Gottheiten und Priester sich zeigt. Bei heidnischen Schriftstellern geschieht desselben nirgends Erwähnung, ein Beweis, daß er nur den Geweihten bekannt wurde. Als aber gegen Ende des 4ten Jahrhunderts auf Befehl Theodosius des Großen der Tempel des Serapis*) in Alexandrien zerstört ward, kam auch dieß Zeichen an das Licht und veranlaßte sehr merkwürdige Erörterungen. Die Christen glaubten ein wahres Kreuz darin zu erblicken, und bezogen es auf den Heiland, als eine selbst den Heiden gewordene Verkündigung desselben. Die Heiden dagegen behaupteten, es sei ein uraltes Sinnbild ihres Gottesdienstes, und bedeute das künftige Leben.

Der Schlüssel bezeichnet aber bei jedem Gott

*) Der ägyptische Gott Serapis ist entweder Osiris; oder auch der Gott der abgeschiednen Seelen.

weiter nichts, als den Kreis seiner Herrschaft, und erhält seine nähere Bedeutung erst durch die Hand, die ihn führt. In der Hand des Ammon und Osiris bedeutet er Nil- und Jahresschlüssel, bei Typhon*) Schlüssel des Unheils, bei Serapis Schlüssel der Behausung der Abgeschiedenen, also Zeichen des künftigen Lebens. Ueber den Königen schwebend ist er ein Zeichen der göttlichen Obhut; in der Hand der Priester ein Zeichen der Weihe und des Heils.

Der Sonnenquell, dessen reizende Lage in einem Palmenhain früher erwähnt wurde, hat eine länglich runde Gestalt. Seine Länge beträgt etwa 30, seine Breite 20 Schritte. Der Angabe nach soll er sechs Klafter tief seyn, und ist so klar, daß man bis auf den Grund sieht, aus welchem stets eine Menge Luftblasen heraufsteigen.

Die Eigenthümlichkeit dieses Quells, die ihn besonders im Alterthume sehr merkwürdig machte, und zu manchen wunderbaren Beschreibungen Veranlassung gegeben hat, besteht darin, daß er bei Tage kalt, bei Nacht aber warm ist. Ich selbst habe mich hiervon überzeugt, obgleich ich die Abwechselung der Wärme und Kälte des Wassers nicht so bedeutend fand, wie man sie wohl beschrieben hat. Wahrscheinlich ist er, wie schon der Boden vermuthen

*) Typhon ist ein böser Gott bei den Aegyptiern.

läßt, ein heißer Quell, dessen natürliche Wärme man am Tage, wegen der glühenden Sonnenhitze nicht so wahrnimmt, als in kühler Nacht Die Siwaher legen ihm und einigen geringern Quellen ihres Gebiets eine heilende Kraft bei. —

In der Nähe des beschriebenen Orakeltempels, der dem Jupiter Ammon geheiligt war, befinden sich viele Katakomben oder Grabgemächer. Mehrere Berge in und bei der Oase sind davon ganz durchlöchert; andere liegen unter der Erde und haben keinen sichtbaren Eingang.

Mit großer Mühe untersuchte ich verschiedene Grabmäler allein in sämmtlich durchforschten fand ich nichts als Vernichtung, Schutt und Trümmer, morsche Gebeine und zerrissene Zeuge. Um so mehr wurde ich eines Tages überrascht, da ich die stillen Wohnungen eines solchen Todtenberges, den ich gerade untersuchen wollte, von Lebenden bewohnt fand. Die vielen Grabgewölbe desselben waren nämlich von einigen hundert Arabern bewohnt, die mit den Ihrigen und ihrem Scheik sich hier häuslich niedergelassen hatten.

Ueber die wenig bekannte Oase von Augila gab mir der Scheik folgende Auskunft: „Sie ist 10 Tagereisen von Siwah entfernt, etwa drei Viertel einer deutschen Meile lang, nur eine halbe breit und zählt zwei Dörfer, Namens Augila und Galle, die von

zwei Araberstämmen bewohnt werden. Die Bewohner dieser Oase treiben Handel mit den durchziehenden Karawanen und nehmen häufig als Kameelführer und Kaufleute an diesen Theil. Sie haben beinahe dieselben Gesetze, als die Siwaher, bestrafen den Diebstahl mit dem Verluste der einen Hand, und üben die Blutrache. Sie gewinnen fast doppelt so viel Datteln, als Siwah und Getreide für etwa zwei Drittel der Bevölkerung; auch besitzen sie Kameele zum Bedarf der Karawanen, und man findet viele Strauße in der Umgegend. Bei einzelnen kleinen Abstechern, die ich von Siwah in die Umgegend machte, kam ich oft auf Stellen, die eine Viertelmeile lang dergestalt mit Salz belegt waren, daß sie mir, wie beschneiet erschienen; auf andern Punkten fand ich mit Salztheilen so stark geschwängerte Lachen, daß meine Kleidungsstücke durch das bloße Anspritzen, wie mit einer Salzkruste überzogen wurden. Dieses Salz ist sehr gut, und galt im Alterthume für reiner und heiliger, als jedes andere. Gewisse Priester des Alterthums brachten es in Körben, die aus Palmenblättern geflochten waren, nach Aegypten, wo man sich desselben beim Opfer bediente, wozu das Meersalz, als Schaum des Typhon nicht heilig genug war. Auch außer Aegypten bedienten sehr fromme Leute sich desselben beim Gottesdienste. Der König von Persien, der aus

allen Provinzen seines weiten Reichs bloß das Beste genoß, erhielt aus Aegypten Salz vom Tempel des Ammon, und Wasser aus dem Nil. Auffallend ist es, mitten aus den Salzlagern bisweilen süße Quellen hervorsteigen zu sehen.

Es war meine Absicht, von Siwah aus noch einige kleine Ausflüge zu machen, allein ein ganz eigner Zufall nöthigte, meine Rückreise von Siwah zu beschleunigen.

Der Scheik der Karawane war nämlich früher auf Befehl des Pascha von Aegypten mit dessen Truppen nach Siwah gezogen, um dasselbe der Macht des Pascha zu unterwerfen. Bei dem Angriffe auf die Siwaher hatte sich sein ihm untergeordneter Stamm vorzüglich ausgezeichnet, und über 40 derselben getödtet; sein Schwager aber, der die Karawane ebenfalls begleitete, mit eigner Hand ihrer zwei erlegt. Unglücklicher Weise war nun der Scheik und dessen Schwager bald erkannt worden. Mit Vergnügen benutzten daher einige unruhige Verwandten der Getödteten einen zufälligen, zwischen ihnen und einem schwarzen Sklaven des Scheiks entstandenen Zwist als eine Gelegenheit, sich zu rächen. Sie prügelten den Sklaven erst derb durch, und dann stürmten sie auf den Lagerplatz los, um den Scheik und dessen Schwager zu ermorden, laut schreiend, daß sie beide ihnen vor-

mals den Feind und jetzt Christenhunde zugeführt hätten. Andere Bewohner Siwahs dagegen, die mit Recht fürchteten, daß die angefangenen Händel in ihrem Ausgange leicht unangenehme Folgen für ihr Ländchen haben dürften, setzten sich jenen entgegen, und so wuchsen bald Partei und Gegenpartei zu einem bedeutenden Haufen an. Der Zank war sehr heftig und schien äußerst bedenklich endigen zu wollen. Glücklicher Weise ließ sich aber einer der Hauptscheiks von der friedlichen Partei, welcher blind war, schnell unter den Haufen führen und da zu gleicher Zeit das geistliche Oberhaupt eintraf, so gelang es ihnen, die Unruhigen dadurch zu beschwichtigen, daß sie ein Paar der Rädelsführer so fort ergreifen und in Ketten legen ließen.

Dieser Umstand veranlaßte mich, nach zwei Tagen Siwah zu verlassen. Kurz vor meiner Abreise versammelte ich das erste und zweite geistliche Oberhaupt nebst den Scheiks aller Ortschaften, dankte ihnen für die mir gegebenen Beweise von Aufmerksamkeit, und ersuchte sie, einem jeden Christen, der sie vielleicht noch besuchen möchte, eine gleiche willige und freundliche Aufnahme zu gewähren. Endlich bat ich sie noch, daß sie mir durch einen aus ihrer Mitte das Geleit über ihre Gränze möchten geben lassen. Gern willigten sie in meine Bitten ein und so schieden wir friedlich von einander.

Dritte Fahrt.

Von Siwah nach Kairo.

Der 12te November war der Tag der Abreise von Siwah. Das erste geistliche Oberhaupt, die sämmtlichen Scheiks und mehrere Einwohner des Orts fanden sich an dem Morgen gedachten Tages bei mir ein, um mich zu begleiten, und einer der Scheiks blieb sogar die nächste Nacht über noch in meinem Lager. Den folgenden Tag trafen wir auf unserm Marsche noch einiges Gesträuch und einzelne kleine Bäume an; im Allgemeinen aber gewann die Gegend immer mehr das trostlose Ansehn der libyschen Wüste. Mit Kieseln überstreuter Sand erschien wieder, in den Vertiefungen aufgeschwemmter Lehm, und die Kalk- und Sandsteinberge waren zerrissen und zerbröckelt. Acht Stunden weit ziehen sich fast in gleicher Richtung die beiden, nach Osten laufenden Bergketten, welche Siwah einschließen. Vier Stunden hinter der Oase ist der Boden weniger salzig. Der ganze Strich hat das Ansehen, als wäre er einst das Bette eines großen Salzsees gewesen, welcher da, wo Siwah liegt, am tiefsten war, weßhalb sich dort der Schlamm mit allerlei befruchtenden Stoffen sammeln mußte.

Dieser See hatte wahrscheinlich einige Arme;

Widderkopf des Ammon bezeichnet ist. Hier in Siwah, dem wasserreichen, gesegneten Orte mitten in dürrer Wüste, sind diese Zeichen von schöner Bedeutung: Ammon ist es, der erquickendes Wasser gibt! Eine Erzählung knüpfet an dieß Geben des Wassers zugleich die Widdergestalt des Gottes, und die Gründung des Tempels.

Als Osiris nämlich, so lautet die Sage, mit seinem Heere durch die libysche Wüste zog und wegen Mangels an Wasser zu verschmachten Gefahr lief, erschien plötzlich ein Widder, der vor ihm herging, und ihn mit den Seinen in eine wasserreiche, liebliche Gegend führte. Aus Dankbarkeit erbauete hier Osiris dem Ammon, der diese Hilfe gesandt hatte, einen Tempel, und versetzte den rettenden Widder unter die Gestirne des Himmels *).

Vielleicht ist indeß bei dem Bildwerke nicht bloß an den Wunderquell von Siwah zu denken, den Ammon gab, sondern der vieldeutige Sphinx erinnert, wie gewöhnlich, auch hier an den heiligen Nil: denn so groß war die Verehrung der Aegypter für diesen Strom, daß, wohin ihr Gottesdienst sich verbreitete, auch die Nilvergötterung sich ausdehnte. Am siebenten Junius beging man z. B. mit

---

*) Bekanntlich gehört der Widder zu den Sternen des Thierkreises.

ägyptischer Feierlichkeit zu Rom ein Fest, weil mit diesem Tage der Nil von den Thränen der Isis zu schwellen anfing; und am 20sten desselben Monats ein anderes, weil er dann zuerst aus seinen Ufern trat. Das im Isistempel an diesen Festen gesprengte Wasser war aus dem Nil geschöpft, und wurde über das Meer nach Rom gebracht. So glaubte man gleichsam den Strom des Segens im Tempel gegenwärtig zu sehen.

Unter dem Sphinx, auf einer hohen Unterlage, steht der heilige Falk, das Sinnbild Gottes, der Sonne, des Geistes, der Seele, des Windes, des Feuers, des Siegs und alles Erhabenen und Tiefen; denn ein Falk hatte den Priestern zu Thebä das göttliche Gesetzbuch, mit einer purpurnen Schnur umwunden, vom Himmel gebracht. Die über ihm schwebende Scheibe bezeichnet die Sonne, die zu beiden Seiten aus derselben hervorragende Schlange, den weltbelebenden ewigen Geist. — An ihrem Halse trägt sie den geheimnißvollen Schlüssel.

Unter dem Falk sieht man in einem besondern Felde den Ueberrest einer männlichen Gestalt, welche betend die eine Hand erhebt. Wahrscheinlich ist es wieder der schon erwähnte Wohlthäter oder Erbauer des Tempels. Sein Haupt ist mit dem ägyptischen Helme bedeckt; zwei Hieroglyphenschilder über ihm enthielten vielleicht seinen und seines Vaters Namen.

der südöstliche erniedrigt sich 20 Stunden östlich von Siwah in einer andern kleinen Oase, welche die nämliche Beschaffenheit des Bodens und der Fruchtbarkeit, die nämlichen Thiere und Menschen hat, wie Siwah, und daher Klein-Siwah, auch Kara genannt wird.

Der Weg führt durch eine unübersehbare Ebene, in der man acht Stunden lang nichts als einige nackte Hügel und Spuren von Karawanen sieht. Dann folgen Kalksteinschichten, welche Regengüsse unterhöhlt haben. Fast mit jedem Schritte stößt man auf Versteinerungen, nur hie und da sieht man einige Pflanzen und selten Fährten von wilden Thieren.

Kara hat 3 Stunden in der Ausdehnung von Nordost nach Südwest, und eine halbe Stunde in der Breite. Alle Brunnen mit Ausnahme eines einzigen dicht neben dem Dorfe, welcher leidliches Wasser hat, sind wegen Mangel an Sorgfalt durch das aus dem Boden hervortretende Salz und Natron (Bittersalz) verdorben. Die Einwohnerzahl ist ganz unbedeutend, man rechnet nur auf 40 Männer. Sprache, Sitten, Glaube, Abstammung und Handelsverkehr sind wie in Alt-Siwah. Die Bewohner sind armselig, leben in halb verfallenen Häusern und vernachlässigen fast ganz den Gartenbau; sie ernten nur Gerste und Datteln. Alle anderen Bäume sind vernachlässigt, und tragen seit langer Zeit keine Früchte mehr.

Sobald man aus der Vertiefung von Kara tritt, sieht man rechts und links eine Menge kahler Berge, hie und da findet man theils einzeln, theils in Gruppen Palmen und Gummibäume. Die Höhe dieser Berge, wo sie am beträchtlichsten sind, beträgt kaum ein Paar hundert Fuß. Das von ihnen eingeschlossene Thal zeigt Spuren von einer alten Wasserströmung. In demselben befindet sich ein Brunnen, dessen Wasser aber selbst die Thiere nicht mögen. In dem Thale sieht man überall die Fährten von Hyänen und Wölfen, so wie Mauselöcher und Insekten; besonders aber sind Schnecken häufig, doch scheinen selbst die fruchtbarsten Gegenden desselben, nie von Menschen bewohnt gewesen zu seyn. Versteinerungen von Seeerzeugnissen, auch versteinerte Ueberbleibsel von Palmenbäumen finden sich hier fast überall, und wahrscheinlich war auch diese Gegend ein ehemaliger See, dessen sandige Ufer durch irgend eine Erderschütterung durchbrachen, worauf der größte Theil des Salzwassers durch die gegen das Meer sich abflachende, Ebene strömte, ein andrer Theil sich in den Niederungen sammelte, den Boden befruchtete, und so vielleicht die schönen Thäler schuf, die jetzt Oasen genannt werden.

Den 22sten kamen wir durch stark mit Flugsand bedeckte Strecken, aus welchem hin und wieder Binsen aufschossen. Der Sand war oft zu Wellen, bis

auf anderthalb Fuß Höhe, zusammen geweht, aber doch fester gebunden als in den Marken und andern Sandgegenden von Norddeutschland; gleichsam als hätte er einen Anflug von Frost gehabt. Versteinertes Holz traf man in großer Menge; die beträchtlichsten Stücke mochten ein bis zwei Fuß im Durchmesser haben. Man erkannte an ihnen deutlich die Holzfasern und die Verschiedenheit der Holzarten. Daß einst eine Strömung von süßem Wasser diese Gegend befruchtete, um solche Bäume hervorzubringen, ist aus diesen Spuren und der ganzen Bildung des Thales unverkennbar.

An einer Stelle, die eine süße Quelle enthielt, welche reichliches Wasser gab, ward den 22sten Abends Halt gemacht. In der Nacht erhob sich ein entsetzlicher Lärm. Der Mameluk kam gerannt und rief zu den Waffen, der Scheik tobte; die aufgescheuchten Pferde drangen auf das Zelt los. Es hatte sich nämlich ein bewaffneter Araber auf einem Kameel unter den weidenden Lastthieren gezeigt, den man für den Kundschafter einer größern Bande hielt; es fand sich indeß, daß der angebliche Räuber ein befreundeter Straußenjäger war, der von seinen Gefährten abgeschickt war, um aus der Quelle Wasser zu holen. Er wurde in das Lager geführt und gut bewirthet, worauf er versprach, den des Weges unkundigen Karawanenführer

auf die rechte Straße zu den Natronseen zu geleiten. —

Den 24sten erreichten wir den Bahr-Belâ-Mâ, den Strom oder das Meer ohne Wasser, dessen Bett wir von Südwest nach Nordost durchschnitten.

„Im Ganzen kennt man von Aegypten bloß das Thal, das der Nil bewässert. Indeß machen es die Erzählungen aller Geschichtschreiber und die Berichte einiger neuern Reisenden sehr wahrscheinlich, daß vor alten Zeiten der Nil sich im Westen durch die libyschen Wüsten einen Ausweg gebahnt hatte, ehe er auf heutige Weise das Delta des Nils mit Schutt und Schlamm füllte. Die arabischen Weltkundner nennen dorthinwärts ein trocknes Thal Libyens, den oben genannten, Bahr-Belâ-Mâ, d. h. Fluß ohne Wasser, die einheimischen jetzigen Araber aber den Bahr el Farigh, d. i. den leeren Fluß. Die Richtung dieses Thals ist von S. O. nach N. W., höchst wahrscheinlich ist es von Süden her die Fortsetzung des Möristhales, so daß also der See Möris (Kerun) nur die südliche Spitze dieses Thales gewesen ist. Gegen Norden abwärts führt dieses leere Thal 4 Stunden südwestlich von dem See Mareotis ins Meer, wo drei tiefe, wasserreiche Brunnen an seinen Enden liegen, in deren Nähe sich Araber niedergelassen haben.“

„Das Thal des Flusses ohne Wasser

ist mit Sand angefüllt, und seine Fluthränder sind fast anderthalb deutsche Meilen von einander entfernt. Eine traurigere Gegend läßt sich kaum denken. Kein Baum, kein Strauch, kein Quell kommt hier dem Reisenden zu Gesichte. Außer beträchtlichen Lagern von versteinertem Holze findet man in dem wellenförmig aufgeschlichteten Sande nichts als Kiesel und kieselartige Steine, Gyps, Quarz, Bruchstücke von Jaspis und grünlichem Hornstein. Der größte Theil von diesen Stoffen rührt von den ursprünglichen Gebirgen Oberägyptens her, und kann nur (vermittels des Mörissees) durch das Nilwasser herbeigeführt seyn."

Hat sich nun wirklich ein Arm des Nil durch das Thal des Bahr-Belâ-Mâ ins mittelländische Meer ergossen, so ist auch eine Verzweigung desselben Armes in das Thal von Kara geflossen. Dem großartigen Unternehmungsgeiste der Aegypter widerspricht es auch im geringsten nicht, daß wir uns die Abdämmung des westlichen Stromes, als durch Kunst bewirkt, vorstellen, um Niederägypten reichlicher zu bewässern. Man verwandelte nämlich diesen Arm des Nils im Thale Fajum in einen großen Landsee, indem man dem nordwestlichen Abfluß durch künstliche Dämme Schranken zu setzen suchte. So entstand dann durch Menschenhände ein großes Wasserbecken (See Möris), welches aus Oberägypten

bei hohem Nilstande den Ueberfluß des Wassers aufnahm, der Unterägypten, durch sein Uebermaß würde verderblich geworden seyn. Aus diesem Wasservorrathe erhielt Unterägypten, und besonders das trocken liegende Delta gleichsam für die andere Hälfte des Jahres seinen Wasserschatz, und so mit seine Fruchtbarkeit. Da wo nun der Damm des gedachten Wasserbeckens (Sees Kerun) sich endet, beginnt das Thal des Bahr-Belá-Má.

Auf der Ostseite dieses Thals liegt ein mit demselben in gleicher Richtung laufendes Thal, welches von den Salzseen auf seinem Grunde das Thal der Natronseen genannt wird. Beide Thäler sind bloß durch eine Anhöhe von einander getrennt.

Das Thal der Natronseen, das wir den 24sten November erreichten, ist von dem Nilthale durch einen niedrigen Höhenzug geschieden, dessen Breite in gerader Richtung 14 Stunden beträgt. Es ist auf der Höhe überall eben, und mit festem Kalkfels, Kies, Agathen und Rollkieseln mancherlei Art bedeckt; nirgends aber mit losem, leichten Sande: denn diesen haben die Westwinde längst in das Nilthal geweht. Oben ist völlig Wüstenei, ohne alle Fruchtbarkeit. Kein Thier kann da leben, und nur einige wenige Pflanzen sind daselbst anzutreffen. In der Tiefe des Thales finden sich sechs einzelne kleine Seen, zwischen denen in der Mitte der drei nörd-

lichern und südlichern eine alte zerstörte Burg liegt, mit 4 Ecken, und mit 4 runden Thürmen. Dieser Burg gegenüber, die aus Stücken von Natron aufgebauet ist, liegen an der Südwestseite des Thals, ein griechisches und ein syrisches Kloster, armselige Ueberreste aus jenen alten Zeiten, im 4ten Jahrhundert, als die libysche Seite Unterägyptens von Mönchen voll war, so daß Kaiser Valens im Jahr 376 zur Vertheidigung des Reichs aus dieser Gegend allein, gegen 5000 Mönche ausheben und in Konstantinopel unter das Heer stecken ließ.

Die einzelnen Seen dieses Thals sind durch kurze Sandstrecken von einander geschieden, und liefern, als Salzkruste das Natron. Sie liegen in einer Ausdehnung von etwa drei Meilen in der Länge. Bis gegen das Ende des Decembers pflegt sich die Oberfläche dieser Seen zu heben, woraus man auf die Vermuthung gekommen ist, daß die Anschwellung des Nils auf diese Seen Einfluß hat. Ihre Tiefe ist unbedeutend und beträgt kaum 3 Fuß. Einer der Seen hat blutrothes Wasser. Nur der vierte der Seen von Süden nach Norden gerechnet wird zum Natron benutzt. Man bricht die Salzkruste, die sich auf seiner Oberfläche befindet, mit Brecheisen entzwei, und die dunkelfarbigen Aegypter von Terraneh packen das Salz ihren Kameelen und Eseln auf, um es gegen den Norden auszuführen und

nach Alexandrien und Rosette zu verhandeln. Ihr Gewinn besteht jährlich in 150 Kameellasten und 5 bis 600 Eselsladungen. Die Fellahs (Bauern) von 6 Ortschaften, die zum Gebiete von Terraneh gehören, sind mit dieser Arbeit beschäftigt, und bezahlen ihre Abgaben in Natronstücken. — In Aegypten wird das hier gewonnene Natron zum Bleichen des Flachses und zur Bereitung des Glases benutzt. Ein großer Theil desselben wird auch nach Europa geführt.

Nur Schilfwaldungen von hochstämmigem zahmen Rohr (arundo donax) schmücken mit ihrem lebhaften Grün die Ufer dieser Seen in der libyschen Wüste. Im Wasser derselben leben kleine Schneckenarten; von Palmbäumen zeigen sich im Thale nur wenige niedrige Stämme, oder vielmehr nur dicke Büsche, die keine Frucht tragen. Wasserhühner, Aenten, und Geflügel mancherlei Art beleben die Seen, der Thalboden ist mit großen Ameisen bedeckt, und in den Wüsten zeigen sich Gazellenherden.

So wie die Erhöhung zwischen dem Bahr-Belá-Má und dem Thale der Natronseen eine Schutzwehr für den libyschen Sand ist, der durch die Westwinde aus dem Innern von Afrika nach Osten geweht wird — eben so schützt die 14 Stunden breite Kalksteinerhöhung zwischen dem Nilthale und dem Thale der Natronseen, das Nilthal vor einer gänzlichen Verschüttung. —

Zu meiner großen Verwunderung stießen wir an einem der Natronseen auf ein Lager der Jovaisi-Araber, das wohl auf eine halbe Meile weit ausgedehnt war. Da wir indeß glaubten, von ihnen unfreundlich aufgenommen zu werden, so zogen wir vorüber. Allein ganz unerwartet fiel einer der Araber meinem Pferde in die Zügel, nöthigte mich, mit zudringlicher Herzlichkeit abzusteigen und in das Zelt des Scheiks einzutreten, wo ich mich auf einen Teppich am lodernden Feuer niederlassen mußte.

Es wurden nun Anstalten zu einer stattlichen Bewirthung gemacht, die nach der kümmerlichen Kost eines siebenwöchentlichen Zuges durch die Wüste sehr einladend war; allein in dem Zelte war es so unerträglich heiß, und gewisse Insekten in solcher Menge einheimisch, daß ich nach einem Vorwande suchte, mich baldigst zu entfernen. Ich erhielt die Erlaubniß dazu und fand bald ein etwas besseres Unterkommen. Indeß kaum in ein andres Zelt getreten, wurde mir schon von Seiten des Scheiks eine gebratene Hammelkeule, Eier, Butter und Brot überbracht, und da ich auch das Wasser sehr gut fand, so hielt ich eine herrliche Mahlzeit. Das Wasser besonders verschaffte mir einen wahren Hochgenuß: denn ich erwartete hier um so weniger eine solche Erquickung zu finden, da der sandige Boden dieser Gegend in der Regel durch und durch mit Natron geschwängert ist.

Um 6 Uhr verließen wir, am nächsten Morgen, das Lager der Jovaisi, zogen zuerst durch Sand und Kies längs einem der Natronseen hin, bogen dann etwas rechts ab, und machten, unweit eines Brunnens, an einem reich mit Pflanzen bewachsenen Platze Halt, um die Kameele zu tränken und zu füttern.

Den 26sten November brachen wir Morgens um drei Uhr schon wieder auf. Einzelne Gebüsche gaben der öden Gegend voll Sand und Kies, hin und wieder einiges Leben. Der Boden, den wir durchzogen, gehörte zu der oben beschriebenen Hochebene, welche das Nilthal vom Natronthale trennt. Endlich erstiegen wir durch einen unbedeutenden Bergpaß, der Kuhkopf genannt, den Thalrand des Nil, der mit seinen grünenden Ufern, in der Entfernung von etwa einer Meile, unendlich reizend sich darstellte. Mit verdoppelter Eile zogen wir weiter, und erreichten eine Stunde darauf Therraneh, den Sammelplatz der Natronkarawanen und das Ende der Mühseligkeiten des Karawanenzuges durch die Wüste.

Kaum in Therraneh angelangt, löste ich die Karawane auf; und erhielt von dem Aufseher der hier befindlichen Natronsiederei, einem Levantiner, — wie man in Aegypten die Abkömmlinge der europäischen Christen zu nennen pflegt, — ein Nilfahrzeug für mich und meinen Gefährten, und ein zweites

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

für den Mamelucken und das übrige Gefolge, dem der Scheik und ein Araber sich anschlossen, um mich bis nach Kairo zu begleiten, wo Abrechnung mit ihnen gehalten werden sollte. Mein Fahrzeug war eine Kange d. h. ein Boot mit einer gegitterten Kajüte, die aber in der Regel so niedrig ist, daß man nach Landesart nur niedergekauert darin sitzen kann. Schon um 4 Uhr Nachmittags fuhren die Fahrzeuge mit gutem Winde von Therraneh ab und den 29sten November erreichten wir Kairo, wo ich meine Frau in dem Hause des preussischen Consular-Agenten, Herrn von Rosetti, gesund und wohl antraf. —

Was im Allgemeinen die libysche Wüste betrifft, so ist sie, wie ich sie auf meiner sieben Wochen langen Reise habe kennen gelernt, höchst einförmig, so wie in der Gestaltung des Bodens, als auch in den Bestandtheilen desselben. Jene bietet wagerechte Flächen mit mehr oder weniger bedeutenden Erhöhungen dar; und darauf wechseln Kiesel, Thon und Salzmassen, auf der Oberfläche abgelagert, oder zusammengespült, oder über einander gerollt. Wo diese fehlen, sieht man nackten Sand- und Kalksteinfels. Nur in den Oasen gibt es einige kleine fruchtbare Striche. Den verrufenen Sand der Wüste fand ich beinahe überall durch Thon und Salztheile gebunden, oder durch aufgeschwemmten

Kies, fest und gehärtet, so daß die einzelnen Abschnitte des Bodens hiedurch das Ansehen eines Kunstdammes erhalten.

An fließendem Wasser gebrach es überall, außer in den Oasen. Einzelne Quellen und die zahlreichen Cisternen, in denen das Regenwasser sich sammelt, liefern den Beduinen und den Reisenden oft nur einen kärglichen Trunk; daher manche Stellen der Wüste wegen völligen Wassermangels ganz unbewohnbar sind. Höchst überrascht wird man indeß zuweilen, an mehreren Stellen Pflanzen in Menge zu finden, die man bei den versengenden Glutwinden und auf solchem Boden nicht erwartet. Alle Gewächse aber, die sonst mit einem zarten Stängel erscheinen, nehmen in Libyen einen derben, strauchartigen Charakter an und haben holzige Stängel. Die Hitze ist in Libyen unausgesetzt bei Tage sehr bedeutend; der Grad der Abkühlung aber, während der Nacht sehr empfindlich.

An Thieren fand ich in der ganzen Wüste Gazellen, deren es 13 Arten geben soll, in ziemlicher Anzahl. Sie ergötzen durch ihren behenden, zierlichen Lauf, und reizen den Jäger durch ihr schmackhaftes Fleisch, sind aber schwer zum Schusse zu bringen. Wegen ihrer kurzen Vorderläufe entkommen sie, wie die Hasen, geschwinder bergauf, als bergab; sind aber sonst dem Rehe ähnlich. Sie

haben fußlange, an der Spitze gebogene Hörner, und sind meistens rehfarbig mit weißem Unterleib und einem braunen Streifen an den Seiten. Ihre Ruthe ist am Ende mit ziemlich langen schwarzen Haaren besetzt; die Ohren sind lang, gespitzt und stark aufgeschlitzt, und ihre schwarzen Augen sehr groß und lebhaft. Sie lassen sich leicht zähmen, und nehmen dann ganz den Charakter eines Hausthieres an; nur sind sie wegen ihrer Naschhaftigkeit und Unmäßigkeit im Fressen, die sie leicht tödtet, und wegen der Zerbrechlichkeit ihrer Beine schwer zu erhalten*).

Auf dem Zuge längs der Küste fand ich besonders viel Nagethiere und den so genannten Springhasen. „Der Springhase (jaculus jerboa) wird nur in Asien und Afrika angetroffen. Der afrikanische ist von schwarzer, der asiatische von fuchsrother Farbe. Jener erreicht nur die Größe einer Feldmaus, dieser die eines Lämmchens. Die Hinterfüße sind bedeutend länger als die Vorderfüße, daher das Thier fast wie ein Vogel aufrecht geht, und bedeutende, mannshohe Sprünge machen kann, wobei es durch seinen unverhältnißmäßigen langen und starken Schwanz — der mit einer Quaste geziert ist — un-

*) Der Verfasser scheint hier von der Saiga-Antilope zu reden.

terstützt wird. Es lebt in Erdhöhlen, genießt Pflanzen und hält einen Winterschlaf. An den vorderen Füßen hat es fünf, an den hinteren aber nur drei Zehen." —

Wölfe werden in einigen Gegenden Libyens häufig gefunden, auch sollen Hyänen einheimisch seyn.

An Vögeln ist in der nördlichern Wildniß kein Mangel; man erblickt Geier, Falken, Nachteulen, wilde Tauben, Rebhühner, Lerchen und andres kleines Geflügel.

Schlangen habe ich von keiner besondern Größe bemerkt, Chamäleons und andere Eidechsen von mancherlei Art waren in Menge vorhanden; Landschildkröten und Taschenkrebse sind ebenfalls in Libyen einheimisch.

Strauße wurden in Truppen von 12 bis 15 erblickt und ließen uns oft auf eine gute Viertelstunde Weges heran kommen, entflohen aber dann sehr schnell. Die Jagd derselben ist einträglich und eine Lieblingsbeschäftigung der vornehmern Araber. Eine gute Straußenhaut mit den Federn wird in Alexandrien oder Kairo gewöhnlich mit 40 spanischen Thalern bezahlt.

Man unternimmt die Straußenjagd nicht einzeln, sondern in Gesellschaft, führt, außer Pferden, auch Kameele mit, und versieht sich mit Wasserschläuchen und Nahrungsmitteln auf ein Paar Mo-

nate. Dann wird die Wüste in allen Richtungen durchzogen, und trifft man auf Strauße, so hütet man sich wohl, sie durch unvorsichtiges Annähern scheu zu machen, sondern merkt sich ihren Zug nach Nahrungs- und Tränkungsplätzen, zu welchen sie gemeiniglich Morgens und Abends zurück zu kehren pflegen. Sind diese ausgeforscht, so werden hier, während die Strauße entfernt sind, aus mitgeführten Hürden oder leichten Brettern, Verstecke erbaut, hinter welchen sich die Jäger verborgen halten. Kehren nun die Strauße zurück, so feuern, auf ein gegebenes Zeichen, alle Jäger auf Einmal aus ihrem Hinterhalte die Flinten ab, und suchen so viel als möglich Thiere anzuschießen, worauf sie dann auf das Schnellste verfolgt werden. Aber bloß den verwundeten wird nachgesetzt; einen unversehrten Strauß würde selbst der schnellste Reiter vergebens einzuholen suchen.

Der ganze Abschnitt der libyschen Wüste, den wir durchzogen, wird von so genannten Fellahs oder Ackerbauern, von regelmäßigen Beduinenstämmen und von einzelnen herum ziehenden Arabern bewohnt.

Die Fellahs haben feste Wohnsitze in der Nähe der Brunnen und Cisternen, nähren sich von etwas Ackerbau und von Viehzucht, gelten aber für feige, knechtisch und träge. Sie sind von starkem Muskelbau, so daß sie mit leichter Mühe beträchtliche

Lasten bewegen. Man hört sie bei jeder Arbeit singen und sich gegenseitig aufmuntern. Gewöhnlich sind sie sehr eifrige Muselmänner, und die Dürftigkeit, in die man sie versunken sieht, mag eben so sehr von dem Druck einer habsüchtigen Regierung, als von der natürlichen Trägheit und Genügsamkeit herrühren. Hätten sie Aussicht, die Früchte ihrer Arbeit unverkümmert zu genießen, so würde der Boden, mit Sorgfalt bestellt, einen reichern Ertrag liefern. Jetzt bietet ihr Zustand ein Bild der versunkensten Armseligkeit dar; indeß sind sie, wie alle Araber, mäßig und gastfrei.

Die Beduinen wohnen niemals in Häusern, sondern in beweglichen Lagern, beschäftigen sich aber keinesweges ausschließlich mit Viehzucht. Einige Stämme besorgen die Fortschaffung des Natrons, andere die der Kohlen, während noch andere der Geleitung der Karawanen sich unterziehen. Ihre Sitten stehen mit denen der Fellahs, die sie verachten, in auffallendem Gegensatz. Der Beduin ist ganz durchdrungen von dem Gefühl seiner Unabhängigkeit, ist herrisch und stolz; aber einem stärkern gegenüber in eben demselben Maße kriechend und unterwürfig. Mäßig und gastfrei theilt er von seinem Vorrathe dem Fremdlinge mit, der ihn anspricht, ohne zu fragen, wessen Glaubens und Volks er sei; der ärmste Beduin nimmt Platz an

dem Tische des vornehmsten, ohne daß er befürchten darf, abgewiesen zu werden; allein er fordert auch, oder nimmt selbst ohne Umstände, was er nöthig hat, und führt die Gastfreiheit gewaltsam herbei, indem er nach dem Rechte des Stärkern sich fremden Korns bemächtigt. Die patriarchalische Sitte des gemeinschaftlichen Salz- und Brot-Essens besiegelt noch immer jeden Vertrag; allein der Beduin hält keinen Eid für bindend, sobald Furcht oder Eigennutz ihn zum Verrath auffordern. Er ist beständig auf der Seite des Stärkern, wer ihm länger traut, als er Gewalt über ihn hat, ist verloren. Sein Hang zum Frohsinn ist auffallend; aber Schadenfreude, Betrug und Bosheit sind die gewöhnlichsten Anlässe seiner Lustigkeit. Wie Kinder beneiden sich die Beduinen den geringsten Vorzug und sind unter einander in beständigem Zwist. Ihre Rachsucht ist unversöhnlich und durstet nach Blut. Eines Besiegten zu schonen, verachten sie, und sind, wo sie ihr Uebergewicht können geltend machen, unerträglich. Die Einfalt ihrer Sitten hindert sie nicht, sehr ausschweifend zu seyn, und manche bösartige Krankheit ist daher unter ihnen gemein.

Diese Schilderung gilt von allen libyschen Beduinenstämmen, die ich auf dieser Reise kennen lernte; indeß mögen einzelne Stämme andrer Gegenden viel-

leicht eine Ausnahme machen. Die Sitten dieses Volks sind übrigens immer noch die frühern; es mahlt das Korn mit Handmühlen, backt sein Brot auf glühenden Steinen, genießt oft bloß Datteln, selten Fleisch, trinkt nur mäßig Wasser, oder als Labetrunk, Kameelmilch. Das ausgezeichnetste Gericht, womit es einen sehr willkommnen oder vornehmen Gast beehrt, ist ein gebratener Hammel. Die Tageszeit bestimmt es nach der Länge des Schattens, die der Nacht nach dem Aufgang und dem Untergang der Gestirne.

Die dritte Klasse der Wüstenbewohner, die einzeln umherziehenden Araber, haben weder bestimmte Lagerplätze, noch unter sich ein festes Verband. Sie irren mit ihren Herden umher, lassen diese weiden, wo sich Futter findet, bestellen auch bisweilen ein Stückchen Feld, oder suchen durch Diebstahl und Raub ihren Unterhalt zu gewinnen.

Man zählt 17 geregelte Stämme der Araber in dem Theile der libyschen Wüste, — die Oasen von Siwah und Kara abgerechnet, — den ich durchzog, und die Zahl ihrer streitbaren Mannschaft im Allgemeinen beläuft sich auf 4100 Reiter und auf 9320 Mann zu Fuße.

Die Tracht der Fellahs besteht gewöhnlich in weiten Beinkleidern und einem blauen leinenen Oberhemde, das vom Halse bis auf die Knöchel reicht,

und über den Hüften mit einem Gürtel befestigt ist. Auf dem Kopfe tragen sie eine Mütze, die bisweilen durch ein um dieselbe gewickeltes Stück weißes Zeug zu einem Turban erhoben wird. Bisweilen haben sie auch bloß ein grobes härenes Stück Zeug um die Hüften gewickelt, und sind im Uebrigen nackt. Knaben und Mädchen gehen zur Sommerzeit, nicht selten bis zum 12ten und 15ten Jahre ganz unbekleidet. Bei schwerer Arbeit pflegen auch die Männer sich aller Bekleidung zu entledigen. — Die Hauptstadt Aegyptens und gewisser Maßen des ganzen Welttheils, wozu dieses wunderbare Land gehört, Kairo (El Kahéra, die Siegreiche) hat eine sehr gemischte Bevölkerung. Außer eingebornen Kopten, den Nachkommen der alten Aegypter, die sich durch eine eigenthümliche Gesichtsbildung auszeichnen und wovon, im ganzen Lande zerstreut, etwa noch 150,000 der christlichen Kirche treu geblieben sind, findet man Türken, Araber, Wechabiten, Juden, Griechen, Armenier, Maroniten, levantinische Katholiken und viele Europäer. Die ganze Summe der Einwohner von Kairo beträgt mit der Vorstadt Bulak nicht über 300,000 Mann.

Um in den engen, winkeligen Gassen Kairo's fortzukommen, muß man beständig sich drehen und wenden und an die Häuser drücken. Die den Reitern voranlaufenden Jais rufen von allen Seiten

Regleh! (nehmt die Füße in Acht!) Al Emschi! (zur Rechten!) Schmalek! (zur Linken!). Um nicht aufgehalten zu werden, thut man wohl, sich der Esel zu bedienen, deren, der Angabe nach, 20 bis 30,000 zum Vermiethen bereit stehen, und die von eignen Bereitern zu einem Schnellschritte eingeübt sind. Die besten kommen aus Oberägypten. Ein gut berittener Esel wird oft mit 50 bis 100 spanischen Thalern bezahlt. Für einen Piaster*), etwa zwölf und einen halben Silbergroschen Preußisch, kann man einen bedeutenden Ritt machen, und der Besitzer, oder Führer dieses Thieres rennt, jene Warnungsworte schreiend, voran.

Die Höhe der Häuser verbannt aus den Straßen das Sonnenlicht, und wo diese sich nur etwas entfernen oder Bazars (Laden) angelegt sind, wird ein Dach von Schilfmatten aufgestellt, um allenthalben in Schatten zu wandeln. Von beiden Seiten sind die Gassen mit Buden und Waaren besetzt; die meisten Künstler und Kaufleute treiben ihr Gewerbe vor den Thüren, und das Getümmel ist betäubend.

Die vielen Moscheen der Stadt sind zum Theil

*) Die spanischen und türkischen Piaster sind wohl zu unterscheiden. Jene kann man auf 1 Thlr. 12 sgr. preußisch, diese nur auf 10 bis 20 sgr. rechnen, indem sie verschieden ausgeprägt sind.

wahre Muster der sararazenischen Baukunst, indeß befinden sich mehrere in einem sehr baufälligen Zustande und einige drohen den Einsturz.

In der Citadella (festen Burg) der Stadt, befindet sich der von einem Kalifen angelegte, Josephs-Brunnen, dessen Wasser 276 Fuß tief seyn soll. Er ist in zwei Stockwerken in Felsen gehauen, und ein sehr jäher Wendelgang führt ganz hinab. Eine Oeffnung über der ersten Terasse gilt für das Grab des Erzvaters Joseph. Das Wasser wird durch einen sogenannten Rosenkranz Pater noster *) aus Töpfen in die Höhe gebracht.

Auch die sogenannten Kornspeicher Josephs werden auf der Citadelle gezeigt, und sind von demselben Kalifen erbaut. Die hohen Säulen, welche die luftigen Hallen derselben unterstützen, sind aus den Trümmern der alten Stadt Memphis *).

Die Umgegend von Kairo ist freundlicher als die von Alexandrien, man findet angebaute Felder, Gärten und Bäume. Unangenehm dem Auge und verderblich für die Gesundheit sind aber die täglich

---

*) Ein solches Schöpfwerk ist eine Schnur mit Bechern, die sich im Wasser beim Drehen derselben füllen und oben angekommen von selbst durch das Drehen ausgießen.

**) Diese alte berühmte ägyptische Stadt lag dem heutigen Kairo gegenüber auf dem linken Nilufer etwas mehr stromaufwärts, ungefähr da, wo jetzt Gizeh liegt.

sich vergrößernden Schuttberge, deren feiner, mit Salpeter und Natron vermischter Staub bei der geringsten Berührung sich in Bewegung setzt. Eine andere Unannehmlichkeit Kairo's, so wie aller ägyptischer Ortschaften, sind die Scharen herrenloser Hunde, in und außerhalb der Stadt, deren man sich kaum erwehren kann; und die auf offener Straße verwesende Kameele, Pferde, Hunde und Katzen verzehren.

Die meisten Handwerke hat man in Kairo in besondere Straßen zusammen gebracht, und auch die Buden mit einer und derselben Waare finden sich gewöhnlich neben einander. Man sieht Bazars (Buden) bloß für die Seidenzeuge, andre für baumwollene, andre für Linnen-, andre für Tuchwaaren und in andern findet man bloß Zucker oder Kaffee. Der Handel ist indeß nicht mehr so bedeutend, als ehemals: denn es bringt z. B. die Mokkakarawane nicht mehr so viel Waaren mit, als sonst, und aus dem innern Afrika treffen jetzt jährlich nur zwei Karawanen ein, die eine aus Dongola mit den Erzeugnissen von Sennaar und Habesch, die andere aus Darfur mit Sklaven, Goldstaub, Elfenbein und Ebenholz. Die Sklaven stehen in besondern Bazars zu verkaufen, der Preis eines erwachsenen Mädchens war hundert und bei schöner Bildung 150 spanische Thaler, für jüngere wurden nur 70 bis 80 bezahlt. Die Behandlung der Skla-

ven beim Verkauf ist empörend, im übrigen aber ihr Zustand im Morgenlande leidlicher, als man sich ihn zu denken pflegt, und, im Verhältniß zu dem in ihrer Heimath, vielleicht glücklich zu nennen. Ein Sklave, der sich bei seiner Herrschaft nicht gefällt, darf darauf dringen, verkauft zu werden*). Weiße Sklaven von beiden Geschlechtern gehören zur Pracht der Vornehmen und dürfen bis jetzt nur von Bekennern des muhamedanischen Glaubens erstanden werden.

Die Pest, eine Erbkrankheit Unterägyptens, dauert in Kairo nicht so lange als in Alexandrien und andern an der Meeresküste gelegenen Orten. Gemeiniglich zeigt sie sich hier erst gegen Ende des März oder zu Anfang des April, während sie in Alexandrien, einen Monat früher anfängt, erst im Junius oder Julius mit der zunehmenden Hitze abnimmt und weit heftiger wüthet. In Oberägypten ist sie eine seltene Erscheinnng.

Zu den Ergötzungen, womit man in Kairo den Fremden zu unterhalten pflegt, gehören die Tänzerinnen und Sängerinnen, deren es verschiedene Klassen gibt. Die Avanak tanzen nur; die Ravasi begleiten ihren Tanz zugleich mit Gesang; die Halwé (Gelehrte) sind Sängerinnen, welche nur tanzen,

*) Wer aber ist der Schiedsrichter?

wenn es durchaus verlangt wird. Eine dieser letzten hieß jetzt in Kairo, wegen ihrer Stimme und seltenen Kunst, sie in einem Athemzuge vielfach zu verändern, die arabische Catalani *), und wird so sehr bewundert, daß sie für jeden Abend, wo sie sich hören läßt, von dem Wirthe 1000 Piaster, 104 Thaler preußisch und einen Shawl verlangt, und außerdem von jedem Anwesenden ein Geschenk erhält.

Zur Unterhaltung der Fremden pflegt man auch wohl Schlangenbeschwörer ihre vorgeblichen Zaubereien anstellen zu lassen. Diese Menschen bilden eine Art erblicher Brüderschaft, bewahren ihre Geheimnisse sehr sorgfältig, und Keiner von ihnen wird in die höchsten derselben eingeweiht, der nicht vorher gewisse Beweise von Erfahrung und Geschicklichkeit abgelegt hat. Sie sind im ganzen Lande zerstreut, haben besondere Gerechtsame, und in Kairo beläuft

*) Angelika Catalani ward 1784 im Kirchenstaate geboren, und in einem Kloster bei Rom erzogen, worin sie bald große Anlagen für den Gesang entwickelte, so daß, wenn sie sang, die Menschen von allen Seiten an die Klostermauern strömten. Im 15ten Jahr ließ sie sich zuerst in Venedig hören. Von Italien ging sie nach Portugal, von da nach Spanien, und von dort 1806 nach Paris. Später durchreiste sie England und Deutschland. Ueberall ward sie angestaunt; und da sie sich ihre Kunst gut bezahlen ließ: so ist sie wahrscheinlich eine der reichsten Frauen Europa's.

sich ihre Zahl auf etwa 300. Das Volk hält sie für heilig. Bei gewissen Feierlichkeiten, z. B. am Tage vor dem Abgange der großen Karawane nach der heiligen Stadt, ziehen sie in Feierreihen umher, mit lebendigen Schlangen um Hals und Arme, wobei sie sich wie Rasende gebehren, und ihnen der Schaum vor den Mund tritt. Bisweilen zerreißen sie die Schlangen mit den Zähnen. Wenn sie in diesem Zustande sind, drängt das Volk sich herbei, besonders die Frauen, um sie mit den Händen zu berühren.

Die Schlangenbeschwörer unterscheiden sich nach dem Grade ihrer Kunst in Saadze und Befahze. Die Saadze zeigen Kunststücke mit gezähmten Schlangen, die Befahze besitzen Geheimnisse, die Schlangen in den Häusern herbei zu locken und zu fangen. Um aber sicher zu gehen, pflegen sie selbst eine Schlange bei sich zu führen; die, wenn die gesuchte ihrer Zauberei nicht gehorchen will, plötzlich von ihnen hervorgezogen wird.

Dessen ungeachtet besitzen diese Zauberer, nach der Versicherung eines sehr unterrichteten Mannes, wirklich eine große Geschicklichkeit, Schlangen aufzusuchen und zu fangen. Die Räucherungen, besonders mit Mehl, Schwefel, Zwiebelschalen und einem starkriechenden Kraute, welche sie machen, sind den Schlangen angenehm und locken sie hervor, der

Zauberstab, den sie führen, ist ein Palmenschoß, zunächst neben der Krone des Baumes abgeschnitten, und voll von dem süßen Mark desselben, wornach die Schlangen sehr lüstern sind. Außerdem wissen die Beschwörer, bei den Zauberformeln, das Gezisch der Schlangen so natürlich nachzumachen, daß diese davon getäuscht werden, und der Speichel der Zauberer soll durch das Kauen eines narkotischen ätzenden Krautes, wodurch sie denselben auf eine gräßliche Weise vermehren, eine solche betäubende Kraft besitzen, daß die damit benetzten Schlangen, sofort einschläfern und ohne Weiteres in der Gewalt der Zauberer bleiben.

In einem Orangengarten bei Kairo findet man einen dicken, uralten Baum, unter welchem die Jungfrau Maria mit dem Christuskinde auf ihrer Flucht geruhet haben soll. Der Stamm desselben hat indeß durch die Wallfahrtenden sehr gelitten, indem unzählige Splitter und große Stücke heraus geschnitten sind.

Von Kairo aus besuchte ich die Pyramiden in der Nähe von Gizeh. Keine einzige Pyramide steht in einer niedrigen Ebene, sondern alle sind auf Anhöhen, gegen 100 Fuß über der Oberfläche des Nils, errichtet. Man findet sie nie ganz einzeln, sondern es stehen immer mehrere in der Nähe beisammen, die gleichsam Gruppen bilden.

Weder die Erbauer noch der Zweck der Pyramiden lassen sich jetzt genau bestimmen. — Einer der ältesten Geschichtsschreiber, Herodot, gibt über die Pyramide des Cheops, die ich von Kairo aus besuchte, folgende Beschreibung: „Nach dem Rhampsinit ward Cheops König von Aegypten, ein ruchloser und tyrannischer Fürst. Er ließ alle Tempel verschließen, alle Opfer abstellen und befahl, daß alle Aegypter bloß für ihn arbeiten sollten. Ein Theil des Volks mußte in den arabischen Gebirgen (zwischen dem Nil und dem rothen Meer) Steine hauen und sie bis an den Nil schaffen, wo sie auf Schiffen von andern Arbeitern bis ans libysche Gebirge jenseit des Flusses gebracht wurden. Zu dieser Arbeit brauchte man 100,000 Menschen, von denen immer 10,000 Mann alle drei Monate einander ablösten. Zehn Jahr von diesen Frohndiensten verstrichen bloß mit Anlegung eines Dammes, über welchen die Steine bis zu der Anhöhe, wo die Pyramide erbaut werden sollte, gebracht wurden. Dieser Damm war 5 Stadien*) lang, 60 Fuß breit und an der höchsten Stelle 48 Fuß hoch und mit polirten Steinen eingefaßt, worauf man heilige Bilder eingegraben hatte."

„Zehn andere Jahre soll man damit zugebracht haben, um theils in dem Hügel, auf dem die Py-

*) Ein Stadium ist ungefähr 600 Fuß.

ramide steht, theils unter der Erde, Gemächer auszuhauen und auf einer unterirdischen Insel, die durch einen aus dem Nil herbei geleiteten Kanal gebildet wurde, das Begräbniß für den König zuzurichten. Zwanzig Jahre verwandte man auf den Bau der Pyramide selbst, die eine viereckige Gestalt erhielt. Sie ist an der Grundfläche auf jeder ihrer vier Seiten 800 Fuß breit und eben so viel beträgt auch ihre Höhe. Die Steine, von welchen sie erbaut ist, sind polirt und aufs genaueste zusammen gefügt. Keiner ist weniger als 30 Fuß lang. Die ganze Pyramide wurde stufen- oder absatzweise gebildet. An der Spitze der Pyramide befindet sich eine Inschrift mit ägyptischen Buchstaben, welche anzeigt, wie hoch der Aufwand zur Beköstigung der Arbeiter mit Rettichen, Knoblauch und Zwiebeln sich belaufen habe.“ —

Nach dem Berichte eines frühern Reisenden des Herrn Belzoni, der vor mir (1815) dieß Land besuchte uud zuerst den Eingang zu dieser Pyramide, so wie zu der in der Nähe derselben sich befindenden des Cephrenes aufgefunden hat — scheint es die größte Wahrscheinlichkeit zu haben, daß beide einst zu Grabmälern zweier Könige von Aegypten, des Cheops und des Cephrenes, errichtet worden sind, denn in jeder dieser Pyramiden fand jener Reisende einen großen Saal, und darin einen Sarkophag (Mumiensarg). Beide sind von kleinern Pyrami-

den und Mausoleen (Grabmälern) umgeben, auch befinden sich in der Nähe derselben viele Grabhöhlen. Mit Unrecht haben früherhin Einige behauptet, die Pyramiden wären bloß Kornspeicher gewesen, die man in den fruchtbaren Jahren zur Versorgung für Mißjahre angefüllt hätte; Andere, daß man sie errichtet habe, um von ihnen bei Himmelsbeobachtungen Gebrauch zu machen.

Vierte Fahrt.

Von Kairo bis zum alten Thebä und von da zurück nach Triest.

Den 19ten December Nachmittags um 3 Uhr ritt ich in Gesellschaft einiger Freunde, die Sakkara mit mir besuchen wollten, und des Herrn Dr. Ricci, der mich auf der Reise nach Oberägypten als Künstler begleitete, auf Eseln von Boulah nach Altkairo. Voraus war schon auf dem Nil ein gemiethetes Fahrzeug geschickt, mit 16 Matrosen bemannt. Den andern Tag kamen wir über den mit Granit- und Marmortrümmern besäeten Boden des alten Memphis. Etwa eine halbe Meile südwestlich von der Stelle, wo das alte Memphis zu vermuthen ist,

hört das angebauete Land auf, und hier am Saume der libyschen Wüste liegen die Pyramiden von Sakkara, deren etwa dreißig noch vorhanden sind, die in der Richtung von Osten nach Westen gegen 1¼ Meile und von Norden nach Süden 3½ Meile einnehmen. Von weit mehrern sind bloß die Spuren noch übrig. Obgleich sie denen von Gizeh an Größe nicht beikommen, so bleiben sie dennoch höchst beachtungswerthe Denkmäler des Alterthums.

In der Ebene von Sakkara findet man, außer den Pyramiden, die Eingänge zu unzähligen, unterirdischen Grotten. Eine, neu geöffnete Katakombe fand ich mit unversehrten Bildern und Hieroglyphen angefüllt. Eine andere zeichnete sich nicht bloß durch die Regelmäßigkeit ihrer Eintheilung, sondern auch dadurch aus, daß sie ein schönes Gewölbe mit gut erhaltenen Inschriften hatte. Etwa 80 Fuß unter der Erdoberfläche befand sich der Sarkophag, von Kalkstein und mit den zierlichsten Hieroglyphen bedeckt.

Noch wunderbarer als die für die Menschen bestimmten Gräber, erscheinen die Ibis-Katakomben, in denen diese Vögel zu vielen Hunderttausenden beigesetzt sind. Einer meiner Begleiter versicherte: der Ibis finde sich noch jetzt auf den südlichen Inseln des rothen Meeres an der äthiopischen Küste, wo er einige derselben geschossen habe; in Aegypten treffe man ihn nicht mehr. Indeß

machte mich ein Andrer auf einige Vögel aufmerksam, die man für den echten Ibis ausgäbe. Sie hatten einen krummen Schnabel und waren schwarz und weiß gefiedert. Eine andere, ganz schwarze Ibisart hält sich von den Menschen entfernt und war, durch Bekämpfung der Schlangen, für Aegypten besonders wohlthätig. In den Mumientöpfen von Sakkara bemerkt man mehrere Verschiedenheiten des Ibisgeschlechtes; die Vögel sind aber durch die Länge der Zeit wie verkohlt und die Federn nur selten zu unterscheiden.

Nachmittags um drei Uhr trat ich den Rückweg nach meinem Fahrzeuge an und setzte um 5 Uhr mit gutem Winde meine Reise stromaufwärts fort.

Das Fahrzeug segelte auf mein Verlangen die ganze Nacht hindurch, und ich hatte oft Gelegenheit, die Muskelkraft der Schiffer zu bewundern, die auf seichten Stellen das schwere Fahrzeug mit ungeheuren Stangen, und bisweilen mit Händen und Schultern fortbewegten, wobei sie sich nackt ins Wasser stürzten, und bei der Anstrengung gewöhnlich sangen. — —

Nach einigen Tagen erreichten wir Gizeh, welches nach Kairo die größte Stadt Aegyptens ist. Sie führt ihren Namen von einem, dem heiligen Georg geweihten, Kloster, in welchem jetzt ein ka-

tholischer Geistlicher sich befindet, dessen Gemeinde 800 bis 1000 Seelen zählt.

Gizeh hat viele steinerne Häuser, in deren Bauart ich die Eigenthümlichkeit bemerkte, daß man beim Aufführen der Mauern mit Lagen von Stein und von Holzkloben abgewechselt hatte, wahrscheinlich weil letztere dauerhafter sind.

Von hier aus besuchte ich die, etwa zwei Meilen südwestlich, belegenen Trümmer des alten Abydus. Die Gegend war unvergleichlich angebaut und wimmelte von Leben, indem alle Fellahs mit Vieh und Hausstand, wegen des Bauzinses, in Verschlägen aus Maisstängeln in freiem Felde wohnten. Schachbrettartig wechseln Palmenpflanzungen mit Aeckern und Kleefeldern ab, und die libyschen Berge erheben ernst und wüst sich im Hintergrunde der reizenden Landschaft. Auch viele Bienenzucht wird hier getrieben.

Der Palast des Memnon zu Abydus ist hier vor allem merkwürdig. „Dieser Memnon wird für einen Sohn der Morgenröthe gehalten. Von ihm standen bei Thebä zwei hohe Bildsäulen aus schwärzlichem Stein, wovon die eine, welche den sitzenden Memnon vorstellte, der allgemeinen Sage nach, beim Aufgange der Sonne, einen freudigen, bei ihrem Untergange einen traurigen Klang von sich hören ließ.

Ich fand den Palast des Memnon bis an die Decke in Sand und Schutt begraben, und da ich gern in das Innere dringen wollte, mußte ich mich, auf dem Rücken liegend, mit großer Anstrengung hinein arbeiten, und selbst dieß wurde oft unmöglich. Die Wände, so wie die breiten Schlußsteine der Wölbung, sind mit herrlichen Hieroglyphen bedeckt, und alle Zwischenräume mit Sternen überstreut.

Abydus galt für eine der vierzehn angeblichen Grabstätten des Osiris, dem auch in dieser Stadt ein Tempel geweiht war. Angesehene Aegypter ließen sich deßhalb gern hier beerdigen, und man findet in der Umgegend sehr viele Grabmäler und Denksteine, mit Bildwerken von der vortrefflichsten Ausführung.

Oberhalb Gizeh sahe ich die ersten Krokodile, und zwar in unerwarteter Anzahl; es lagen oft 10, 20 bis 50, von 5 bis 25 Fuß Länge, scheinbar unbeweglich, auf den Sandbänken und kleinen Inseln des Nils. Umsonst versuchten wir, sie mit Kugeln zu erlegen, und selten nur ließen sie uns auf Büchsenschußweite heran kommen; sobald wir uns ihnen näherten, stürzten sie sich in den Strom.

In der Nähe des Krokodils bemerkte ich häufig den so genannten Dominikaner, welcher Vogel, sogar auf einem sehr großen Krokodile, das nur mit dem Rücken aus dem Wasser hervorragte,

saß und darauf pickte. Dieser Vogel hat, wie ich an einem geschossenen bemerkte, Stacheln an den Flügeln, angeblich: damit das Krokodil ihn nicht verschlingen könne.

Eine Viertelmeile vom Nil liegen die Trümmer von Dendera, die wohl erhaltensten und vollendetsten Denkmäler der ägyptischen Kunst. Ich war noch so glücklich, die berühmte Darstellung des Sternenhimmels hier an Ort und Stelle zu sehen; kurz nachher raubte sie ein Franzose, um sie in Frankreich zu verhandeln.

Der Wind war mir auf meiner Fahrt sehr günstig, und meine Ungeduld, Thebä zu erreichen, wuchs, je mehr ich mich den unvergänglichen Denkmälern dieses Ortes näherte. Die Gegend wird immer reizender, besonders ist das linke Nilufer sehr gut angebauet. Palmen, Gummi- und Tamarinden-Bäume stehen in malerischen Gruppen und die libyschen Gebirge, in der mannichfachsten Beleuchtung, schließen den Hintergrund.

Majestätisch erheben sich die Trümmer der alten Hauptstadt Aegyptens, die schon aus der Ferne Ehrfurcht gebieten, und indem man ihnen vorüber fährt, immer prächtiger sich entwickeln, bis man zu Luxor landet.

Die Ruinen, die man mit dem Namen des elenden Dorfes Luxor, welches neben und in ihnen

erbaut ist, zu benennen pflegt, sind höchst prachtvoll. Vor dem Eingange des Palastes erheben sich zwei Obelisken aus rosenfarbigem Granit; sie sollen 97 Fuß hoch seyn, indem man behauptet, daß sie 22 Fuß hoch in Schutt begraben sind.

Auffallend ist die Verletzung des Ebenmaßes in den Abständen dieser Obelisken und der hinter ihnen befindlichen sitzenden Kolosse. Diese sind aus schwarzem Granit, und sollen 34 Fuß hoch seyn, sind aber beträchtlich verschüttet. Drei Fuß hinter ihnen erheben sich die thurmartigen Flügelgebäude, die, wie man deutlich wahrnimmt, niemals vollendet waren. Auf der einen Seite erblickt man die sehr beschädigte Darstellung einer Schlacht, in der Kämpfer zu Pferde vorkommen. Auch bemerkt man in den, dem Nil zugekehrten, hinteren Gemächern des Palastes zu Luxor ein offenbar zum Gottesdienste bestimmtes Heiligthum. Während alle anderen Theile des Gebäudes aus Sandstein aufgeführt sind, besteht dieß Heiligthum aus Granit und ist in seinem ganzen Umfange durch einen Zwischenraum von zehn Fuß von seinen Umgebungen abgesondert.

Gegen den Andrang des Nil, wird das Gebäude durch eine Wehrmauer aus Quadersteinen geschützt, die in späterer Zeit mit Ziegelsteinen ausgebessert ist.

Auch die bei Karnak erhaltenen riesenartigen

Trümmer scheinen einen Palast und mehrere Tempel in sich vereinigt zu haben. Die Gebäude zu Karnak sind indeß nicht alle vollendet gewesen, wie man dieses an den thurmartigen Flügelgebäuden und an einem Säulengange bemerken kann, dessen Steine nur rauh behauen zusammen gefügt sind, um nachher eine ganze Seite auf einmal zu überarbeiten und zu beendigen, welches Verfahren bei den Aegyptiern überall beobachtet zu seyn scheint.

Diese Trümmer sind zum Theil den Nilüberschwemmungen ausgesetzt, und nähern sich mit schnellen Schritten ihrem gänzlichen Untergange.

Bei Karnak befanden sich sonst zwei heilige Teiche, deren steinerne Einfassung zum Theil noch übrig ist. Bei dem einen bemerkt man auch noch den Kanal, durch welchen das Wasser in das Innere der Tempelgebäude geleitet wurde. In der Nähe dieser Trümmer verrathen viele Schutthaufen das Vorhandenseyn andrer Denkmäler. Die Ausdehnung dieser Trümmer scheint jedoch den Beschreibungen von der Größe der alten Hauptstadt sehr wenig zu entsprechen; indeß wurde Thebä, die hundertthorige Stadt des Alterthums, schon vor beinahe zwei Jahrtausenden, nach dem Berichte eines alten Geschichtschreibers (Strabo's) nur noch stellenweise bewohnt. Von Gebäuden zum öffentlichen Nutzen und Vergnügen bemerkte man keine Spur, und die

Eigenwohnungen waren vielleicht, wie noch jetzt in Aegypten, aus sehr vergänglichen Stoffen aufgeführt.

Am westlichen Nilufer liegt das Memnonium, welches vom Memnon errichtet seyn soll, und eines der herrlichsten Gebäude der ganzen Welt gewesen seyn muß. Ein innerer Hof, der später in eine Kirche umgeformt wurde, war mit einem Säulengange umgeben, vor dessen Säulen großartige weibliche Bilder standen, die größten Theils zerstört sind. An den Thoren und an den erhaltenen Wänden des Säulenganges befinden sich höchst merkwürdige Darstellungen von Schlachten, Siegen und Triumphen. Die Gefangenen werden in langen Zügen, gefesselt, vor den siegreichen König geführt, die den gebliebenen Feinden abgehauenen Hände in Haufen aufgeschüttet uud ihre Anzahl verzeichnet.

Im ersten Hofe dieses Gebäudes liegen die Trümmer des ungeheuren Gottes Osymandias, dem Memnon das Gebäude geweiht haben soll, am Boden umher. Der Gott soll in sitzender Stellung 64 Fuß hoch gewesen seyn, und war aus einem rothen Granitblock gearbeitet. Nach einem frühern Geschichtschreiber, Diodor, trug dieses Standbild folgende Inschrift: „Ich bin Osymandias, König der Könige, wer wissen will, wie groß ich war und wo ich ruhe, der zerstöre eines meiner Werke.“ Die

Aufforderung, die in diesen stolzen Worten zu liegen scheint, ist in vollem Maße erfüllt worden.

Neben und hinter diesem Gebäude erstreckt sich eine große Anzahl langer, gewölbter Gänge, aus ungebrannten Ziegeln aufgeführt, die, wie die Bogen einer Brücke, sich an einander lehnen. Einige sind 114 Fuß lang, 8 Fuß hoch und 7½ Fuß breit, die Dicke der Zwischenmauern beträgt 4½ Fuß. Die Steine sind statt des Mörtels mit Nilschlamm verbunden und nachher mit Kalk geweißt. Von diesen Trümmern etwa eine Viertelmeile gegen Süden befindet sich der besser erhaltene Palast von Medinat-Abu, dessen mit Säulen umgebener prächtiger Hof erst in eine Kirche und dann in eine Moschee verwandelt wurde. Gegenwärtig ist der Zugang zu demselben versperrt, da der Schutt sich bis an den Karnies erhebt.

Die Katakomben unweit Thebä zogen ganz besonders meine Aufmerksamkeit auf sich, und ich besuchte mehrere davon. Sie befinden sich in den Felsen der libyschen Bergkette, in einem Bogen, dessen Ausdehnung über eine deutsche Meile beträgt, und die Ebene von Thebä gegen Westen begränzt. Die Eingänge zu einigen Gräbern sind nicht beträchtlich über der Erde erhaben, andere gibt es bis zu der Höhe von 300 Fuß den Felsen hinan. Sie sind nach den verschiedensten Richtungen geöff-

erbaut ist, zu benennen pflegt, sind höchst prachtvoll. Vor dem Eingange des Palastes erheben sich zwei Obelisken aus rosenfarbigem Granit; sie sollen 97 Fuß hoch seyn, indem man behauptet, daß sie 22 Fuß hoch in Schutt begraben sind.

Auffallend ist die Verletzung des Ebenmaßes in den Abständen dieser Obelisken und der hinter ihnen befindlichen sitzenden Kolosse. Diese sind aus schwarzem Granit, und sollen 34 Fuß hoch seyn, sind aber beträchtlich verschüttet. Drei Fuß hinter ihnen erheben sich die thurmartigen Flügelgebäude, die, wie man deutlich wahrnimmt, niemals vollendet waren. Auf der einen Seite erblickt man die sehr beschädigte Darstellung einer Schlacht, in der Kämpfer zu Pferde vorkommen. Auch bemerkt man in den, dem Nil zugekehrten, hinteren Gemächern des Palastes zu Luxor ein offenbar zum Gottesdienste bestimmtes Heiligthum. Während alle anderen Theile des Gebäudes aus Sandstein aufgeführt sind, besteht dieß Heiligthum aus Granit und ist in seinem ganzen Umfange durch einen Zwischenraum von zehn Fuß von seinen Umgebungen abgesondert.

Gegen den Andrang des Nil, wird das Gebäude durch eine Wehrmauer aus Quadersteinen geschützt, die in späterer Zeit mit Ziegelsteinen ausgebessert ist.

Auch die bei Karnak erhaltenen riesenartigen

Trümmer scheinen einen Palast und mehrere Tempel in sich vereinigt zu haben. Die Gebäude zu Karnak sind indeß nicht alle vollendet gewesen, wie man dieses an den thurmartigen Flügelgebäuden und an einem Säulengange bemerken kann, dessen Steine nur rauh behauen zusammen gefügt sind, um nachher eine ganze Seite auf einmal zu überarbeiten und zu beendigen, welches Verfahren bei den Aegyptiern überall beobachtet zu seyn scheint.

Diese Trümmer sind zum Theil den Nilüberschwemmungen ausgesetzt, und nähern sich mit schnellen Schritten ihrem gänzlichen Untergange.

Bei Karnak befanden sich sonst zwei heilige Teiche, deren steinerne Einfassung zum Theil noch übrig ist. Bei dem einen bemerkt man auch noch den Kanal, durch welchen das Wasser in das Innere der Tempelgebäude geleitet wurde. In der Nähe dieser Trümmer verrathen viele Schutthaufen das Vorhandenseyn andrer Denkmäler. Die Ausdehnung dieser Trümmer scheint jedoch den Beschreibungen von der Größe der alten Hauptstadt sehr wenig zu entsprechen; indeß wurde Thebä, die hundertthorige Stadt des Alterthums, schon vor beinahe zwei Jahrtausenden, nach dem Berichte eines alten Geschichtschreibers (Strabo's) nur noch stellenweise bewohnt. Von Gebäuden zum öffentlichen Nutzen und Vergnügen bemerkte man keine Spur, und die

Eigenwohnungen waren vielleicht, wie noch jetzt in Aegypten, aus sehr vergänglichen Stoffen aufgeführt.

Am westlichen Nilufer liegt das Memnonium, welches vom Memnon errichtet seyn soll, und eines der herrlichsten Gebäude der ganzen Welt gewesen seyn muß. Ein innerer Hof, der später in eine Kirche umgeformt wurde, war mit einem Säulengange umgeben, vor dessen Säulen großartige weibliche Bilder standen, die größten Theils zerstört sind. An den Thoren und an den erhaltenen Wänden des Säulenganges befinden sich höchst merkwürdige Darstellungen von Schlachten, Siegen und Triumphen. Die Gefangenen werden in langen Zügen, gefesselt, vor den siegreichen König geführt, die den gebliebenen Feinden abgehauenen Hände in Haufen aufgeschüttet uud ihre Anzahl verzeichnet.

Im ersten Hofe dieses Gebäudes liegen die Trümmer des ungeheuren Gottes Osymandias, dem Memnon das Gebäude geweiht haben soll, am Boden umher. Der Gott soll in sitzender Stellung 64 Fuß hoch gewesen seyn, und war aus einem rothen Granitblock gearbeitet. Nach einem frühern Geschichtschreiber, Diodor, trug dieses Standbild folgende Inschrift: „Ich bin Osymandias, König der Könige, wer wissen will, wie groß ich war und wo ich ruhe, der zerstöre eines meiner Werke.“ Die

Aufforderung, die in diesen stolzen Worten zu liegen scheint, ist in vollem Maße erfüllt worden.

Neben und hinter diesem Gebäude erstreckt sich eine große Anzahl langer, gewölbter Gänge, aus ungebrannten Ziegeln aufgeführt, die, wie die Bogen einer Brücke, sich an einander lehnen. Einige sind 114 Fuß lang, 8 Fuß hoch und 7½ Fuß breit, die Dicke der Zwischenmauern beträgt 4½ Fuß. Die Steine sind statt des Mörtels mit Nilschlamm verbunden und nachher mit Kalk geweißt. Von diesen Trümmern etwa eine Viertelmeile gegen Süden befindet sich der besser erhaltene Palast von Medinat-Abu, dessen mit Säulen umgebener prächtiger Hof erst in eine Kirche und dann in eine Moschee verwandelt wurde. Gegenwärtig ist der Zugang zu demselben versperrt, da der Schutt sich bis an den Karnies erhebt.

Die Katakomben unweit Thebä zogen ganz besonders meine Aufmerksamkeit auf sich, und ich besuchte mehrere davon. Sie befinden sich in den Felsen der libyschen Bergkette, in einem Bogen, dessen Ausdehnung über eine deutsche Meile beträgt, und die Ebene von Thebä gegen Westen begränzt. Die Eingänge zu einigen Gräbern sind nicht beträchtlich über der Erde erhaben, andere gibt es bis zu der Höhe von 300 Fuß den Felsen hinan. Sie sind nach den verschiedensten Richtungen geöff-

net und in Gänge, Zimmer und Säle getheilt, die bald durch in die Tiefe hinab führende Brunnen unterbrochen, bald durch Treppen verbunden sind. Die unten gelegenen sind am reichsten verziert, und enthalten gemeiniglich die kostbarsten Gegenstände; so daß diese zur Bestattung der vornehmeren Kasten, der Priester und Krieger, gedient zu haben scheinen, während die höher angebrachten die Mumien der gewerbtreibenden Kasten enthielten.

Die meisten Katakomben sind mit Bildwerken, Malereien und Hieroglyphen verziert. Wenn man die der Vornehmen wegen der Kostbarkeit und der saubern Anordnung bewundert, so gewähren die der Geringeren, wenn gleich in der Darstellung weniger ausgeführt, durch Abbildungen über die Gewerbe und Verhältnisse des bürgerlichen Lebens der alten Aegypter willkommene Aufschlüsse.

Mehrere Katakomben theilen sich in zahllose Gänge, die zuweilen in sich selbst zurück laufen. Andere sind abgegraben oder durch Mauern unterbrochen, um das weitere Vordringen ins Innere zu verhindern. Ihre Eingangspforten sind theils mit zierlichen Zargen versehen, theils schwibbogenartig gebaut, und oft befinden sich vor den Eingängen im Felsen ausgehauene Vorzimmer. Aber man hat mit vielen Schwierigkeiten beim Eindringen in diese Grabgewölbe zu kämpfen.

„In denselben ist nämlich die Luft erstickend heiß, und ein feiner Staub, der von den Ausdünstungen Tausender von vermoderten Leichnamen verpestet ist, erhebt sich mit jedem Schritte, den man in denselben thut, und erschwert das Athemholen. Auch die Gänge, die in den Felsen führen, sind so mit Mumien oder herabgefallenem Sand verstopft, daß man oft auf dem Bauche liegend, fortkriechen muß, bis man durch die oft 400 Fuß langen Gänge zu den eigentlichen Grabhöhlen gelangt, in denen die Mumien zu Hunderten, ja zu Tausenden über einander aufgehäuft sind. Der Anblick dieser letzten Schlupfwinkel ist Grausen erregend. Die Haufen von todten Leichnamen, von denen man umgeben ist, die Schwärze der Wände und des Gewölbes, das schwache Licht, das die Fackeln der begleitenden Araber geben, welche abgezehrt und mit Staub bedeckt, selbst wie die Mumien aussehen, die sie den Reisenden zeigen, die Entfernung, in der man sich dort von der bewohnten Welt befindet — Alles dieß trägt dazu bei, in der Seele des Reisenden einen Schauder zu erregen."

In den ersten christlichen Jahrhunderten dienten viele Katakomben den zahllosen Mönchen und Einsiedlern des thebäischen Gebietes zum Aufenthalte, und diese vernichteten viele Bildwerke oder formten sie sehr ungeschickt um in christliche Heilige. Noch

öfter bewarfen sie die Malereien mit Schlamm. Jetzt aber droht diesen ehrwürdigen Denkmälern fast ein gänzlicher Untergang: denn nicht allein jeder Reisende sucht sich hier, einzelner Stücke, die ihm besonders wohlgefallen, zu bemächtigen, sondern die Araber sind durch das häufige Besuchen dieser Denkmäler von Seiten der Reisenden, von einer solchen Wuth nach allen diesen Merkwürdigkeiten ergriffen, daß sie fast täglich die Katakomben von neuem plündern, um einzelne Stücke aus denselben um einen hohen Preis an die Fremden zu verhandeln*).

Die Fellahs-Araber bei Luxor, deren Zahl früher auf 3000 sich belief, die jetzt aber auf 300 herabgekommen sind, leben in Grabgewölben. Sie haben sich darin sowohl für sich Wohnungen, als für ihre Kameele, Ochsen, Schafe, Ziegen und Hunde Ställe eingerichtet. Diese Höhlenbewohner rühmen sich die unabhängigsten Einwohner Aegyptens zu seyn, und *nie* eine Oberherrschaft anerkannt zu hababen. Sie sind oft sehr grausam verfolgt, aber dennoch haben sie sich in ihren unzugänglichen Schlupfwinkeln zu behaupten gewußt. Sie haben eigentlich fast gar keinen Gottesdienst und auch keine Moschee, und obgleich in der Nähe dieser Gräber

---

*) Der Pascha hat jetzt eine förmliche Niederlage von ägyptischen Alterthümern angelegt, um einen Handel damit zu eröffnen.

es einen großen Ueberfluß an Mauersteinen gibt, so haben sie doch nie ein Haus gebaut. Früher nährten sie sich größten Theils von dem Ackerbau, den sie auf dem kleinen Landstriche zwischen ihren Felsen und dem Ufer des Flusses trieben; jetzt aber haben sie denselben meistens aufgegeben, indem sie es für vortheilhafter fanden, sich auf den Handel mit Alterthümern zu legen.

Sie haben gewöhnlich den Raum zwischen dem ersten und zweiten Eingang eines Grabmals inne, und erleuchten denselben durch eine kleine Lampe, die sie mit Schaffett oder ranzigem Oel unterhalten. Eine Strohmatte, die auf dem Boden ausgebreitet liegt, ist das einzige Mittel ihrer Bequemlichkeit. Dabei leben die Fellah nach ihrer Art sehr glücklich. Kommen sie des Abends nach Hause, so legen sie sich vor ihre Höhlen, rauchen eine Pfeife Tabak und unterhalten sich mit ihren Nachbarn über die für sie wichtigsten Gegenstände, nämlich über die letzte Ueberschwemmung des Nil, die dießjährige Ernte, oder über die Aussicht auf die künftige. Die Frauen bringen ihnen dann eine Wassersuppe oder eine Schüssel Linsen; vielleicht auch noch Butter.

Wenn ein junger Fellah mannbar wird, so geht sein einziges Bestreben dahin, die Summe von 15 bis 20 Thalern aufzubringen, damit er sich dadurch eine Frau kaufen und Hochzeit machen kann. Hat er

dieß Geld beisammen, und ein Mädchen, das ihm gefällt, gefunden, so geht er zu dem Vater desselben und schließt mit ihm einen Vertrag über die für die Braut zu zahlende Summe. Sobald der Handel richtig ist, wird die Hochzeit gefeiert. Die Einrichtung des Hauswesens macht eben keine besonderen Kosten. Drei oder vier irdene Töpfe, ein Stein, um das Getreide zu zermalmen, und eine Matte zum Schlafen, machen das sämmtliche Hausgeräth aus, dessen er bedarf. Die Frau bringt als Mitgabe Kleidungsstücke und Putz. Ist der junge Mann recht artig gegen seine Frau, so macht er ihr ein Geschenk mit einem Paar Armbändern von Silber, Elfenbein oder Glas, und sodann fühlt sich die Frau auf dem Gipfel ihres Glücks. An einer Wohnung fehlt es nicht, da hiezu die erste beste Grabhöhle dient. Gefällt sie dem neuen Paar nicht mehr, so geht es in eine andere, da ihm die Wahl unter hunderten stets frei steht.

Nach den vielen Untersuchungen, die ich über die Mumien angestellt habe, kann ich jetzt folgende Aufschlüsse darüber geben. Es gibt 5 Arten von Mumien; die ersten und kostbarsten sind mit wohlriechendem Harz ausgegossen, die zweiten bloß nach Ausschlemmung des Innern in der Hitze gedörrt, die dritten mit Salz und Natrum durchzogen, die vierten mit Salz und die fünften mit Asche ange-

füllt. Der alte Grieche Herodot*) unterscheidet nur 3 Arten, indem er also erzählt.

„Wenn die Aegyptier ihre Todten auf die beste Weise einbalsamiren wollen, so schaffen die Einbalsamierer theils durch scharfe Wasser, theils mit Hilfe eines krummen Eisens das Gehirn durch die Nase fort, schneiden mit einem scharfen Stein den Bauch auf, nehmen die Eingeweide heraus, reinigen den Bauch mit Palmwein, reiben ihn mit Spezereien, und füllen dann die ganze Höhle mit Myrrhen, Kassia und anderm Räucherwerk aus, den Weihrauch ausgenommen; worauf sie den Bauch wieder zunähen. Dann muß der Leib 70 Tage in Salpeter liegen, wird darauf gewaschen und ganz mit Binden aus Leinewand umwickelt, welche Binden unten mit Gummi bestrichen sind. Ist dieß geschehen, so wird der Todte in einen hölzernen Kasten verschlossen, der die Menschenform hat und so aufbewahrt. Dieß ist die kostbarste Art, die Todten zuzurichten. Leute, welche die Mittelstraße halten wollen, lassen den Leib nicht aufschneiden, sondern durch eine Klystierspritze mit Cedernöl anfüllen, welches alle Eingeweide in der Brust- und Bauchhöhle auflöst und mit sich fortnimmt. Das Fleisch hat

*) Dieser berühmte Weltkundner ward 484 vor Christus in Griechenland geboren. Seine noch übrigen Geschichtsbücher hat Lange ins Deutsche übersetzt.

unterdeß der Salpeter verzehrt, so daß nichts übrig bleibt, als Haut und Knochen. Bei der dritten Art des Einbalsamirens wird der Bauch bloß mit Salzwasser ausgewaschen, und der Körper, wie bei den ersten beiden Arten, 70 Tage in Salpeter gelegt." —

Auch die Beisetzung der Mumien ist sehr ungleich. Die mit Harz ausgegossenen liegen in schön verzierten Särgen, die bisweilen aus Granit, Alabaster und Kalkstein, gewöhnlich aber aus Maulbeerfeigenholz gemacht, oft dreifach, ja fünffach in einander gesetzt und verziert sind. In Unterägypten bewahrt man auch wohl die Mumien in 2 auf einander gestürzten und mit Kalk verkitteten Gefäßen auf.

Als Thiermumien findet man die Köpfe von den Stieren und Schafen, an denen ein Holzblock den Rumpf darstellt, ganze Füchse, Affen, Fledermäuse, Krokodile, Fische und Vögel, was hinlänglich beweist, daß die alten Aegypter gleich den Braminen in Indien hohe Ehrfurcht vor Thieren hatten. Belzoni fand ein großes Grabgewölbe ganz mit Katzenmumien angefüllt, welche alle sorgfältig in rothe und weiße Leinwand gewickelt waren. Die Thiermumien befinden sich aber nie in den Grabgewölben, worin die ausgezeichneten Menschenmumien liegen. Bei manchen Mumien findet man Pa-

pierrollen*), die wahrscheinlich den Lebenslauf der Verstorbenen enthalten. Ich habe 53 solche mitgebracht.

Bei einigen Mumien sind Kopf und Brust mit Blumen umwunden und mit Blätterkränzen geschmückt. Alle Mumien sehen bräunlich aus und zerbröckeln leicht in Staub. Manche Mumien hat man so sorgfältig umwickelt, daß Aerme, Beine, und selbst Finger und Zehen einzeln in Leinewand stecken: die meisten aber sind so gewickelt, wie man es mit kleinen Kindern macht. Diese sorgfältig umwickelten Mumien haben Sandalen aus bemaltem Leder an ihren Füßen und auch wohl Spangen an Aermen und Händen. Mit großer Bewunderung muß man die Leinewand betrachten, worein die Mumien gewickelt sind. Manche ist so fein und zart, wie unser bester Mousselin.

Die Königspforten, oder die Trümmer der Gräber der Könige hinter dem Dorfe Gornou, auch noch zu den Trümmern von Thebä gehörig, sind das Erstaunenswürdigste, was menschliche Anstrengung hervorgebracht hat. Es scheint einem, als hätte das längste Leben eines Königs von Thebä nicht aus-

---

*) Die Aegypter bereiteten ihr Papier aus dem Papier-Cypergras (cyperus papyrus) das 6 bis 8 Fuß hoch in Aegypten, Palästina und Sicilien wächst. Man benutzte dazu die Stängel, woraus man auch Taue macht.

unterdeß der Salpeter verzehrt, so daß nichts übrig bleibt, als Haut und Knochen. Bei der dritten Art des Einbalsamirens wird der Bauch bloß mit Salzwasser ausgewaschen, und der Körper, wie bei den ersten beiden Arten, 70 Tage in Salpeter gelegt.“ —

Auch die Beisetzung der Mumien ist sehr ungleich. Die mit Harz ausgegossenen liegen in schön verzierten Särgen, die bisweilen aus Granit, Alabaster und Kalkstein, gewöhnlich aber aus Maulbeerfeigenholz gemacht, oft dreifach, ja fünffach in einander gesetzt und verziert sind. In Unterägypten bewahrt man auch wohl die Mumien in 2 auf einander gestürzten und mit Kalk verkitteten Gefäßen auf.

Als Thiermumien findet man die Köpfe von den Stieren und Schafen, an denen ein Holzblock den Rumpf darstellt, ganze Füchse, Affen, Fledermäuse, Krokodile, Fische und Vögel, [illegible] lich beweist, daß die alten Aegypter [illegible] minen in Indien hohe Ehrfurc[illegible] hatten. Belzoni fand ein gro[illegible] mit Katzenmumien angef[illegible] in rothe und weiße Le[illegible] Thiermumien befind[illegible] gewölben, worin [illegible]henmumien liegen. B[illegible]det man Pa-

pierrollen*); die wahrscheinlich den Lebenslauf der Verstorbenen enthalten. Ich habe 53 solche mitgebracht.

Bei einigen Mumien sind Kopf und Brust mit Blumen umwunden und mit Blätterkränzen geschmückt. Alle Mumien sehen bräunlich aus und zerbröckeln leicht in Staub. Manche Mumien hat man so sorgfältig umwickelt, daß Aerme, Beine, und selbst Finger und Zehen einzeln in Leinewand stecken: die meisten aber sind so gewickelt, wie man es mit kleinen Kindern macht. Diese sorgfältig umwickelten Mumien haben Sandalen aus bemaltem Leder an ihren Füßen und auch wohl Spangen an Aermen und Händen. Mit großer Bewunderung muß man die Leinewand betrachten, worein die Mumien gewickelt sind. Manche ist so fein und zart, wie unser bester Mousselin.

Die Kö[illegible]pforten, oder die Trümmer der Gräber der [illegible]nter dem Dorfe Gornou, auch noch zu de[illegible]n von Thebä gehörig, sind das Er[illegible]ste, was menschliche Anstrengung [illegible] Es scheint einem, als hätte das [illegible]es Königs von Thebä nicht aus-

[illegible]egypter bereiteten ihr Papier aus dem Papier-Cyperas (cyperus papyrus) das 5 bis 8 Fuß hoch in Ae[illegible]ten, Palästina und Sicilien wächst. Man benutzt [illegible]zu die Stängel, woraus man auch Taue macht.

unterdeß der Salpeter verzehrt, so daß nichts übrig bleibt, als Haut und Knochen. Bei der dritten Art des Einbalsamirens wird der Bauch bloß mit Salzwasser ausgewaschen, und der Körper, wie bei den ersten beiden Arten, 70 Tage in Salpeter gelegt." —

Auch die Beisetzung der Mumien ist sehr ungleich. Die mit Harz ausgegossenen liegen in schön verzierten Särgen, die bisweilen aus Granit, Alabaster und Kalkstein, gewöhnlich aber aus Maulbeerfeigenholz gemacht, oft dreifach, ja fünffach in einander gesetzt und verziert sind. In Unterägypten bewahrt man auch wohl die Mumien in 2 auf einander gestürzten und mit Kalk verkitteten Gefäßen auf.

Als Thiermumien findet man die Köpfe von den Stieren und Schafen, an denen ein Holzblock den Rumpf darstellt, ganze Füchse, Affen, Fledermäuse, Krokodile, Fische und Vögel, was hinlänglich beweist, daß die alten Aegypter gleich den Braminen in Indien hohe Ehrfurcht vor Thieren hatten. Belzoni fand ein großes Grabgewölbe ganz mit Katzenmumien angefüllt, welche alle sorgfältig in rothe und weiße Leinwand gewickelt waren. Die Thiermumien befinden sich aber nie in den Grabgewölben, worin die ausgezeichneten Menschenmumien liegen. Bei manchen Mumien findet man Pa-

pierrollen*), die wahrscheinlich den Lebenslauf der Verstorbenen enthalten. Ich habe 53 solche mitgebracht.

Bei einigen Mumien sind Kopf und Brust mit Blumen umwunden und mit Blätterkränzen geschmückt. Alle Mumien sehen bräunlich aus und zerbröckeln leicht in Staub. Manche Mumien hat man so sorgfältig umwickelt, daß Aerme, Beine, und selbst Finger und Zehen einzeln in Leinewand stecken: die meisten aber sind so gewickelt, wie man es mit kleinen Kindern macht. Diese sorgfältig umwickelten Mumien haben Sandalen aus bemaltem Leder an ihren Füßen und auch wohl Spangen an Aermen und Händen. Mit großer Bewunderung muß man die Leinewand betrachten, worein die Mumien gewickelt sind. Manche ist so fein und zart, wie unser bester Mousselin.

Die Königspforten, oder die Trümmer der Gräber der Könige hinter dem Dorfe Gornou, auch noch zu den Trümmern von Thebä gehörig, sind das Erstaunenswürdigste, was menschliche Anstrengung hervorgebracht hat. Es scheint einem, als hätte das längste Leben eines Königs von Thebä nicht aus-

*) Die Aegypter bereiteten ihr Papier aus dem Papier-Cypergras (cyperus papyrus) das 6 bis 8 Fuß hoch in Aegypten, Palästina und Sicilien wächst. Man benutzte dazu die Stängel, woraus man auch Taue macht.

reichen können, damit nur sein eigenes Grab fertig würde. In einigen Gemächern sind die Malereien vortrefflich erhalten. Man kann in diesen Grabmälern recht die Genauigkeit der Aushöhlungen bewundern. Da wo der Fels schlechte Stellen hatte, kittete man sie mit Gips aus, und kam man mit den Schriftzügen auf Kiesel, so hob man ganze Stücke heraus und setzte andere wieder ein. In einem Zimmer findet man in frischen Farben 16 Leute abgebildet, 4 Aegypter in ihrer einfachen Volkstracht, 4 Babylonier in bunten Zeugen mit einem Federschmuck auf dem Kopf und herabhängenden Haarlocken, 4 Aethiopier mit einem negerartigen Gesicht, und 4 Juden mit launiger Gesichtsbildung. Belzoni, der dieses wundervolle Grabgewölbe zuerst eröffnete, erzählt davon Folgendes:

„Ich kam in einen, 36 Fuß langen, 8 Fuß breiten und 7 Fuß hohen Gang, der mit schönen Malereien und ägyptischen Sinnschriften*) in halberhabener Arbeit bedeckt war. Am Ende des Ganges fand ich eine Treppe von 20 Stufen, die mich in einen 37 Fuß langen Gang führte, der eben so schön gearbeitet und dessen Decke mit gut erhaltenen Gemälden angefüllt war. Ueber eine Vertiefung

*) Leider hat man die ägyptischen Hieroglyphen noch nicht entziffert.

von 30 Fuß, bei 14 Fuß Länge und 12 Fuß Breite, bauete ich mit Balken eine Brücke und fand dabei noch ein Seil mit einem Querholz darin zum Hinabsteigen, das aber bei der ersten Berührung in Staub zerfiel. Jenseits der Vertiefung kam ich in einen schönen Saal, 27 Fuß lang und 25 Fuß breit, dessen Decke von 4 Pfeilern getragen wurde. An diesen Saal schloß sich ein andrer von derselben Größe an, dessen Gemälde ganz herrlich waren. Das Weiß darin war so weiß, das unser weißestes Papier dagegen gelblich aussah. Der Firniß, der die Gemälde überzieht, gibt ihnen einen schönen Glanz. Mehrere andre Säle und Gänge schließen sich an den erwähnten an. Einer darunter ist 37 Fuß lang und 26 Fuß breit. In einem der hintern Säle stand ein schöner Sarg aus durchsichtigem Alabaster, 4 Fuß 7 Zoll lang, 3 Fuß 7 Zoll breit, und 2 Zoll dick in den Wänden. Er ist inwendig und auswendig mit erhabener Arbeit bedeckt. Man sieht daran Hunderte von Menschen, welche einen Leichenzug bilden*). Unter dem Sarge befindet sich eine Treppe, zu einem tiefern Gang, von 300 Fuß Länge, führend und am Ende durch Schutt verschlossen." — Doch der Herrlichkeiten genug!

Ich reiste den 21sten Januar von Thebä ab,

---

*) Belzoni hat dieß Wunderstück nach England geschafft.

besah die Trümmer bei Esneh, und verweilte in denen von Ilithyia (Eleida). In den Gräbern dieses Ortes fand ich viele Gemälde, die das Leben der alten Aegypter darstellen. Das eine Bild stellt den ganzen Weinbau dar, ein anderes den Ackerbau, einige Pflüge werden von Ochsen oder von Menschen gezogen. In Edfau und oberhalb dieser Stadt besah ich noch mehrere Denkmäler und reiste dann nach Assuan, in dessen Nähe sich die Granitsteinstrüche in einer Länge von ¾ deutscher Meile befinden, aus denen zahllose Denkmäler Aegyptens gebildet sind. Griechen und Römer haben hier nach den alten Aegyptern Steine ausgesprengt: so wie auch bei den Denkmälern manche griechische und römische Sachen unter die altägyptischen gemischt sind.

Auf der Insel Elephantine, die Assuan (dem alten Syene) gegenüber liegt, lernte ich außer den Trümmern auch die heutigen Bewohner derselben, die Barabra's oder Berbern kennen, die bis Ibrim hinauf wohnen. Diese Leute sehen sehr braun, doch nicht negerartig aus, haben einfache Sitten, ein gutmüthiges, treues Wesen und kleiden sich gewöhnlich braun. Sie sind wohlgewachsen, tragen wenig Kleidung, flechten das Haar in Ringellocken, führen Messer und Dolche im Gürtel, Wurfspieße und Streitkolben auf der Schulter, und sind sehr geschickt in Entdeckung von Quellen. Sie achten näm-

J. F. Schröter jun. sc.

Berbern von Elephantine.

lich des Morgens auf die Mücken, welche durch ihr senkrechtes Auf- und Absteigen Quellen verrathen.

Es ist merkwürdig, daß die Berbern in Oberägypten und Nubien sich sprachlich mit den Berbern aus Marokko verständigen können, was wohl einen Beweis davon gibt, daß alle Berbern in Afrika desselben Stammes sind. Die Berbern auf Elephantine sind einfache, gutmüthige und treue Leute, die man in Aegypten als Diener allen übrigen vorzieht. Viele haben einen schönen Wuchs und einnehmende Gesichtszüge. Ihre Haare tragen sie eigenthümlich geflochten und mit Oel gesalbt. Das beiliegende Kupfer stellt dieß näher dar.

Ich wollte von Assuan noch weiter reisen; allein nach 14tägigem Verweilen an jenem Orte mußte ich meine Rückreise antreten, indem oberhalb des Nil eine Schar von 400 ungeschlachtenen Kriegern stand, von denen man allerlei Unannehmlichkeiten, für mich und meine Frau befürchtete. Auch erhielt ich die Nachricht, daß die Arbeiten, die ich in Sakkara zur Oeffnung einer Pyramide angeordnet hatte, meine Gegenwart erforderten, und trat deßhalb die Rückreise an, die bei glücklichem Winde stromab sehr rasch ging. Wir machten den Weg, zu dem wir hinauf 20 Tage gebraucht hatten, jetzt in 2 Tagen zurück. Von Kairo begab ich mich sogleich nach Sakkara und leitete die weitern Arbeiten. Wir ka-

men auch wirklich in die Mitte der Pyramide, fanden mehrere Zimmer, Kammern und Gänge, aber eben so wenig große Merkwürdigkeiten darin, als Belzoni in einer großen Pyramide zu Gizeh, wozu er den Eingang nach vielen Arbeiten entdeckte. Vielleicht war auch diese Pyramide, wie die, welche Belzoni eröffnete, in ältern Zeiten von Arabern besucht. Ueberhaupt ist es wohl sicher, daß die, Aegypten zu verschiedenen Zeiten unterjochenden, Völker auch die Prachtgebäude, mithin auch die Pyramiden untersucht haben. Belzoni fand in der Pyramide bei Gizeh, welche er mit einem Kostaufwand von 1000 Thalern eröffnete, eine arabische Inschrift; und in dem Königsgewölbe bei Thebä war der Deckel zu dem schönen oben erwähnten Sarge, gewaltsam zerschlagen.

Den 18ten April fuhr ich, von mehreren Freunden aus Kairo begleitet, nach Damiette. Auf der Fahrt dahin traf ich auch noch mehrere Trümmer alter Denkmäler, vorzüglich herrliche Säulenstücke aus schwarzem und weißem Granit, wovon mehrere mit Sinnschriften versehen waren und 4 Fuß im Durchmesser hatten. Wahrscheinlich lag an der Stelle, wo ich diese Trümmer fand, mitten im Nildelta die alte Stadt Busiris, die einen prachtvollen Isistempel hatte, zu welchem an einem Feste das Volk aus ganz Aegypten zusammenströmte.

In Mansura verweilten wir einige Stunden. Diese Stadt ist deßhalb merkwürdig, weil hier 1250 der französische König Ludwig IX, der einen Kreuzzug machte, in die Gefangenschaft gerieth, woraus er sich durch die Zurückgabe des von ihm früher eroberten Damiette befreite.

In Damiette wohnte ich bei einem Levantiner, Herr Basil Fakr, dem Konsul von 9 europäischen Mächten, einem höchst rechtschaffnen, unterrichteten und wohlthätigen Mann, der bei Christen und Muhamedanern in gleich hoher Achtung steht. —

Die Stadt Damiette liegt sehr anmuthig in Gestalt eines Halbmondes am Nil und gewährt durch die terrassenartig gelegenen Häuser und durch die Lebhaftigkeit der Schifffahrt einen sehr erfreulichen Anblick. Der meiste Handel wird mit Syrien und der europäischen Türkei betrieben. Man führt Kaffee, Leinewand und Reis aus, welchen letzteren man in der Umgegend der Stadt in großer Menge bauet, wodurch freilich die Luft verpestet wird. Die Umgegend von Damiette ist reich mit Bäumen geschmückt; und die Fruchtbarkeit des Bodens außerordentlich. Hat man die Luzerne 4 bis 5 Mal geschnitten, so besäet man das Feld noch in demselben Jahre mit Reis. Das Meerwasser tritt oft über die Aecker, weßhalb man auch den Anbau des Zuckerrohrs hat aufgeben müssen. Diesem Andrange des Meeres ist vielleicht auch die Entstehung des

Sees Menzaleh zuzuschreiben, dessen Länge von Westen nach Osten 11 Stunden Weges beträgt, und der wegen seiner Seichtigkeit außerordentlich fischreich ist. Er bringt dem Pascha, der den 3ten Theil des Ertrags erhält, jährlich 41,666 Thlr. ein. Auf den Ufern und Inseln des Sees wohnen unzählige Wasservögel, welche oft im Wasser durch Taucher gefangen werden, deren Kopf in einem Kürbis steckt, welcher ruhig auf dem Wasser zu schwimmen scheint.

Von Damiette, das ich den 27sten Mai verließ, fuhr ich nach der Rhede von Aboukir, wo ich das Schiff fand, auf dem ich nach Europa zurück wollte. Das Gerücht aber, daß griechische Seeräuber hätten 3 Schiffe des Pascha weggenommen und deren Mannschaft ermordet, veranlaßte den Befehl, daß kein Schiff solle auslaufen. Dieß und mehreres Anderes verschob meine Abreise bis zum 17ten Julius. Ich mußte vom Aboukir nach Alexandrien, wo der Pascha die Güte hatte, weil in der Stadt die Pest herrschte, mir vor derselben den Palast seines Sohnes zur Wohnung anzuweisen. Meine Seefahrt war sehr stürmisch und erst nach 39 Tagen landete ich bei Triest, mit Freuden den europäischen Boden begrüßend.

II.

Della Cella's

Reise

von

Tripoli nach den Gränzen von Aegypten,
im Jahre 1817.

Einleitung.

Von Aegypten aus westlich liegen hinter einander an der Küste des mittelländischen Meeres oder an der Küste der Berberei die Staaten Tripoli, Tunis, Algier und Marokko, wovon die 3 erstern, dem Namen nach, vom türkischen Großsultan in Konstantinopel abhängig sind. Alle 4 Staaten heißen Raubstaaten, weil sie auf die europäischen Schiffe Jagd machen, die nicht Reichen angehören, welche sie entweder fürchten oder welche diese Räubereien durch jährliche Zinszahlungen schimpflicher Weise abkaufen. Sie nehmen die Schiffe mit Waaren und Mannschaft; und führen letztere in die traurigste Sklaverei, woraus die wohlhabenden mit großen Summen von ihren Verwandten wieder losgekauft werden, worin aber die ärmern die Zeit ihres Lebens schmachten müssen. Marokko hat in neuern Zeiten auf die Räubereien mehr verzichtet und scheint sich den gebildetern Staaten der Erde anschließen zu wollen; desto unverschämter treiben aber die übrigen ihr Handwerk fort; das leider in der Uneinigkeit der Europäer eine fortwährende Be-

günstigung findet. Nur die von ganz Europa beschlossene und mit einmüthigem Geist ausgeführte Eroberung der Küste von ganz Nordafrika könnte diesem Uebel abhelfen, und den Europäern den schönsten Boden für neue Anlagen und die herrlichsten Aussichten auf Handel verschaffen. Wäre die Nordküste Afrika's europäisch, so würde Europa unmittelbar durch Karawanenhandel mit dem Innern des Landes in Verkehr treten, und so endlich auch zur Kenntniß dieses noch unbekannten Erdtheils gelangen. Jetzt begnügen sich die Engländer und Nordamerikaner damit, daß wenn ein Mal ihre Schiffe von diesen Seeräubern beleidigt sind, sie ein Raubnest mit Bomben bewerfen und den übermüthigen Räuberhauptmann, der sich Dei, Bei oder Pascha nennen läßt, zu demüthigen Verträgen bringen, die er so lange hält, als die Furcht dauert. Das, was ihm ein solcher Angriff geschadet hat, das müssen andre europäische Mächte büßen, denen es nicht so leicht ist, einem afrikanischen Großräuber mit Bomben und Kanonen in seinen Raubhöhlen einen gebührenden europäischen guten Morgen zu bieten. So ist das Jahrhunderte fortgegangen, und wird wohl noch Jahrhunderte (doch nein, es kann bald anders werden!) fortgehen. Die Europäer gleichen jetzt in ihrem Europa den freien Hausbesitzern, denen der Ausgang aus ihren Hinterthüren ohne Waf-

fen oder ohne Futter sehr gefährlich werden kann, weil ein Paar wilde Thiere sich dort in alten verfallenen Häusern gelagert haben. Der Eine wehrt sich gegen sie, der Andre füttert sie, aber sie zu vertreiben dazu fehlt der Entschluß, weil der Eine entfernte Geschäfte hat, der Andre sich freuet, wenn der Nachbar gebissen ist u. s. w.

Das Land aber, was diese Raubstaaten inne haben, ist an manchen Stellen sehr fruchtbar, an manchen sandig. Ein hoher Gebirgszug läuft mit der Küste bald näher bald entfernter von ihr, doch im Ganzen ziemlich gleich von Osten nach Westen, heißt das Atlasgebirge und erreicht im Westen in der Nähe der Stadt Marokko eine Höhe von 12,000 Fuß. Das Land ist gesund, nur im Julius und August sehr heiß. Schon im Januar prangen die Wiesen mit den herrlichsten, duftigsten Blumen, im April und Mai stehen aber Wälder, Aecker und Wiesen in der schönsten Lebensfülle; überall herrscht Reichthum, wo keine Sandsteppen sind. Von den Getreidearten bauet man Gerste am meisten, nach dieser Weizen, Mais, Hirse, Reis und eine Art Kichererbsen. Der indische Feigenbaum bildet die schönsten Gehege, der Weinstock wächst ohne Pflege und formt durch Windungen von einem Baum zum andern, natürliche Lauben. Mancher Stock ist gegen einen Fuß dick, so wie die Obstbäume. In den

Gärten gedeihen Oelbäume, Granatäpfel, Pomeranzen, Citronen, Melonen, Gurken, Kohl und Salat. Artischocken findet man wildwachsend. Die Früchte von den eßbaren Eichen (quercus ballota) sind in den Wäldern sehr häufig, größer als die von unsern Eicheln und werden wie Kastanien gegessen. Außerdem wachsen in den Wäldern hohe Cedern, schlanke Cypressen, Mandelbäume, Maulbeerbäume und viele wohlriechende Sträucher. Die Hügel zwischen den Feldern sind mit Rosmarin, Thymian, den schönsten Rosen und andern duftenden Sträuchern bewachsen, welche auch als Brennholz gebraucht werden und neben der Hitze einen angenehmen Geruch verbreiten. Das Zuckerrohr gedeiht vortrefflich. Es gibt hier eine eigne Art, die Solimann heißt, welche höher und saftreicher als alle übrige Arten ist. Die Dattelpalme wächst in den südlichen Gegenden in ganz besondrer Güte. Die Korkeiche (quercus suber) bildet an den Küsten ganze Waldungen. Diese Eiche wird so groß wie unsre Steineiche (quercus robur), grünt das ganze Jahr hindurch, hat filzige Blätter, die länglich eirund sind, und besitzt eine dicke, schwammige Bastrinde. Diese schält man vorsichtig bei trockner Witterung ab; der Baum erzeugt wieder neue Rinde, und wird trotz der Schälung, die man alle 8 Jahre vornehmen kann, 150 bis 200 Jahr alt. Die abgeschälten Stücke werden ins

Wasser gelegt, mit Steinen gepreßt und dann über Kohlen getrocknet, weßhalb sie auch eine schwärzliche Brandrinde haben. In Europa braucht man diese Korktafeln vorzüglich, um Pfropfen daraus zu schneiden, in Spanien deckt man damit auch die Häuser und gebraucht sie als Schuhsohlen.

Unter den Thieren der Berberei steht das Kameel oben an; daneben findet man Pferde und Büffel in Menge, so wie Schafe mit Fettschwänzen. Es fehlt aber auch nicht an wilden Thieren und allerlei Ungeziefer. Der Bergbau ist in diesem Lande vernachlässigt. Die Berberei ist, wie die meisten Theile von Süd-Asien und Nord-Afrika, ein Kirchhof eines frühern Lebens. Vier Völker haben hier gelebt, geherrscht, gehandelt; Wissenschaften und Künste in ihrer Art gepflegt; und sind alle untergegangen. Die ersten waren die Karthager, welche aus Phönikien unter der Anführung der Prinzessinn Dido einwanderten und 2½ Meilen nordwestlich von der jetzigen Stadt Tunis 878 vor Christus die berühmte Stadt Karthago gründeten. Diese Stadt gewann durch ihren ausgebreiteten Handel ein großes Ansehen; allein sie ward 265 mit den Römern in einen Kampf verwickelt, den man so führte, daß entweder die römische, oder die karthagische Gewalt untergehen mußte. Lange schwankte die Wagschale. Sie sank endlich auf die karthagische Seite und 146 vor Chri-

stus ward die berühmte Stadt Karthago von den Römern von Grund aus zerstört. Der Kaiser Augustus fing wohl an, die Stadt wieder etwas zu beleben, allein die Araber zerstörten sie, die auch nur unbedeutend war, zum 2ten Mal und so sind nur einige Trümmer von ihr ½ Meile von Mersa, noch zu sehen. Die römische Macht dehnte sich nach Zerstörung Karthago's über die ganze Nordküste von Afrika aus, die damals als eine reiche Kornkammer betrachtet ward; allein als die rohen Völker Rom und das römische Reich überschwemmten, ging auch die Nordküste von Afrika verloren. Die Vandalen, welche ursprünglich zwischen der Elbe und Weichsel an der Oder gewohnt und sich von da aus über Ungarn, Süddeutschland und Frankreich nach Spanien begeben hatten, setzten unter einem tapfern Anführer Geiserich (427 nach Christus) nach Afrika über und gründeten dort ein vandalisches Reich, das 106 Jahre bestand. Der rauhe Geiserich eroberte sogar (455) Rom und plünderte es 14 Tage. Der Vernichter des vandalischen Reichs in Afrika war Belisar, der große Feldherr des oströmischen Kaisers Justinian, bekannt durch den traurigen Dank, den ihm der Kaiser für seine großen Eroberungen gab, nämlich die Beraubung seiner Augen. Das Christenthum, das sich unter der römischen Herrschaft an der ganzen Nordküste Afrika's verbreitet

hatte, ward im 7ten und 8ten Jahrhundert ganz daraus vertilgt, indem die muhamedanischen Araber ihre Herrschaft über dieses Land ausdehnten. Allein auch *ihre* Herrschaft sank, jetzt befehlen hier in dem Land, das Europa so nahe und so wichtig ist, elende Räuber, türkischer Abkunft.

Sechzig bis achtzig Millionen Menschen könnten in den Nordküstenländern Afrika's, zwischen den innern Wüsten und dem mittelländischen Meere leben, aber jetzt wohnt nur der 10te Theil darin. Die Römer hielten es für das größte Glück, hier Landhäuser und Güter zu haben, jetzt flieht jeder diese Küste. Die arabischen Fürsten, die vor den Türken hier herrschten, als die von Fez, Tetuan und Constantine beförderten Künste und Wissenschaften und unterhielten einen lebhaften Verkehr mit Europa; seit 300 Jahren wohnt hier aber nur die elendeste Herrsch- und Raublust und die bitterste, ärmlichste Sklaverei. Dieser Zustand ist vor 300 Jahren leider durch Christen selbst herbei geführt worden, und so die Ruthe, welche Europa an den Raubstaaten hat, von ihr selber gebunden. Die Christen trieben nämlich in jenen Zeiten, besonders die christlichen Ritter von Malta aus, viele Seeräubereien, und zerstörten den Handel der Muhamedaner. Die türkischen Großsultane Selim und Soliman fingen deßhalb an, ihre Unterthanen zum Vergeltungs-

stus ward die berühmte Stadt Karthago von den Römern von Grund aus zerstört. Der Kaiser Augustus fing wohl an, die Stadt wieder etwas zu beleben, allein die Araber zerstörten sie, die auch nur unbedeutend war, zum 2ten Mal und so sind nur einige Trümmer von ihr ½ Meile von Mersa, noch zu sehen. Die römische Macht dehnte sich nach Zerstörung Karthago's über die ganze Nordküste von Afrika aus, die damals als eine reiche Kornkammer betrachtet ward; allein als die rohen Völker Rom und das römische Reich überschwemmten, ging auch die Nordküste von Afrika verloren. Die Vandalen, welche ursprünglich zwischen der Elbe und Weichsel an der Oder gewohnt und sich von da aus über Ungarn, Süddeutschland und Frankreich nach Spanien begeben hatten, setzten unter einem tapfern Anführer Geiserich (427 nach Christus) nach Afrika über und gründeten dort ein vandalisches Reich, das 106 Jahre bestand. Der rauhe Geiserich eroberte sogar (455) Rom und plünderte es 14 Tage. Der Vernichter des vandalischen Reichs in Afrika war Belisar, der große Feldherr des oströmischen Kaisers Justinian, bekannt durch den traurigen Dank, den ihm der Kaiser für seine großen Eroberungen gab, nämlich die Beraubung seiner Augen. Das Christenthum, das sich unter der römischen Herrschaft an der ganzen Nordküste Afrika's verbreitet

hatte, ward im 7ten und 8ten Jahrhundert ganz daraus vertilgt, indem die muhamedanischen Araber ihre Herrschaft über dieses Land ausdehnten. Allein auch ihre Herrschaft sank, jetzt befehlen hier in dem Land, das Europa so nahe und so wichtig ist, elende Räuber, türkischer Abkunft.

Sechzig bis achtzig Millionen Menschen könnten in den Nordküstenländern Afrika's, zwischen den innern Wüsten und dem mittelländischen Meere leben, aber jetzt wohnt nur der 10te Theil darin. Die Römer hielten es für das größte Glück, hier Landhäuser und Güter zu haben, jetzt flieht jeder diese Küste. Die arabischen Fürsten, die vor den Türken hier herrschten, als die von Fez, Tetuan und Constantine beförderten Künste und Wissenschaften und unterhielten einen lebhaften Verkehr mit Europa; seit 300 Jahren wohnt hier aber nur die elendeste Herrsch- und Raublust und die bitterste, ärmlichste Sklaverei. Dieser Zustand ist vor 300 Jahren leider durch Christen selbst herbei geführt worden, und so die Ruthe, welche Europa an den Raubstaaten hat, von ihr selber gebunden. Die Christen trieben nämlich in jenen Zeiten, besonders die christlichen Ritter von Malta aus, viele Seeräubereien, und zerstörten den Handel der Muhamedaner. Die türkischen Großsultane Selim und Soliman fingen deßhalb an, ihre Unterthanen zum Vergeltungs-

recht zu ermuntern. Bald bildeten sich vortreffliche muhamedanische Seeräuber, besonders zeichneten sich die Gebrüder Horuc und Ariadeno, beide mit dem Zunamen Rothbart, aus. Sie gründeten 1518 den Raubstaat Algier. Die Stadt Algier, war nämlich schon 944 von einem vornehmen Araber Zeiri erbauet, der einen Herrscherstamm hier pflanzte, welcher 1148 von dem sicilianischen König Roger ausgerottet ward. Ueberhaupt kämpften die christlichen Fürsten von Sicilien und Spanien, von dieser Zeit an bis vor 300 Jahren mehrere Male um den Besitz der nordafrikanischen Küsten. Ferdinand der Katholische eroberte 1506 Oran und mehrere Städte, machte sich die Herrscher von Tunis zinsbar, nahm 1509 Tripoli weg, und eroberte selbst Algier. Allein diese Herrschaft hörte auch mit seinem Tode auf. Der Seeräuber Ariadeno vertrieb mit türkischem Beistande 1529 die Spanier von einer festen Insel von Algier, indem er einen Damm vom Festlande nach der Insel schütten ließ und dadurch dieser Stadt zugleich den trefflichsten Hafen gab. Karl V. eroberte zwar 1535 Tunis, das Ariadeno auch im Besitz hatte, befreiete 20,000 Christensklaven, und segelte 1541 mit 30,000 Mann auf 200 Schiffen, mit Handwerkern und Frauen beladen, nach Afrika, um eine große Niederlassung zu begründen. Allein ein fürchterlicher Sturm, von Erdbeben und

Wolkenbrüchen begleitet, zerstörte einen großen Theil der Flotte, so wie des bezogenen Lagers, und Karl mußte mit einem Verluste von 8000 Mann zurück kehren. Seit der Zeit besitzen die Spanier nur noch einige unbedeutende Oerter an dieser Küste, auf welche die Raubstaaten weiter nicht achten. Sie begehren weniger Land, als Menschen, und behandeln diese mit Stockschlägen auf die Fußsohlen. Im Jahr 1815 waren gegen 50,000 weiße Leute als Sklaven in diesen Raubnestern, in der Stadt Algier allein 1600. Die Anzahl derselben vermehrt sich jetzt, da die Räuber wieder neuen Muth gefaßt haben; weil sie wohl wissen, wie es in Europa aussieht. Nur Nordamerika und England brauchen für sich Gewalt gegen sie. So züchtigte der nordamerikanische Admiral Dekatur 1815 den Häuptling von Algier. Doch war sein Uebermuth nicht gebrochen, er forderte 1816 von den Engländern für jeden dem Könige von Neapel geraubten Unterthan 1000 Thlr. Lösegeld, nebst jährlich 24,000 Thlr. Dienstzins; und da der englische Admiral Exmouth jenes zugestand, aber dennoch verlangte, daß künftig keine Sklaven mehr sollten gemacht werden, so ließ der Räuber-Häuptling am Himmelfahrtstage den 23sten Mai auf ein Zeichen die Schiffsmannschaft von 359 italienischen Schiffen überfallen, welche unter englischem Schutz Korallen an der nordafrikanischen Küste

fischten, eben ruhig im Hafen zu Bona lagen und dort ihren Gottesdienst abwarteten. Zugleich ward der englische Konsul in der Stadt Bona gemißhandelt, und unter den Christen, die sich vertheidigten, ein schreckliches Blutbad angerichtet. Als die Nachricht von diesen Gräueln nach England kam, erhob sich der ganze englische Reichsrath, und begehrte Züchtigung solcher Frevel. Nur ein Mann, der Lord Castlereagh, der stets feinsinnig dem Bestehen alter Dinge, sie mochten auch noch so elend seyn, das Wort zu reden gewohnt war, äußerte auch hier sein Bedenken. Allein bald ward eine Flotte ausgerüstet, womit sich eine niederländische vereinigte, und den 27sten August früh erschien diese vereinte Flotte, 32 Kriegsschiffe mit 702 Kanonen und 6500 Seesoldaten, vor dem Raubnest, dessen Besitzer nichts unterlassen hatte, es so fest, als möglich zu machen. Tausend Kanonen waren aufgepflanzt und 50,000 Mann zur Vertheidigung versammelt. Allein Lord Exmouth forderte:

1) Auslieferung aller noch vorhandenen Christensklaven ohne Lösegeld;

2) Zurückgabe der bereits bei der frühern Unterhandlung gezahlten Lösegelder für neapolitanische Unterthanen;

3) Entsagung der Sklavenräuberei, und begehrte bloß ein Ja oder ein Nein. Zugleich näherte er

sich der Stadt und den Festungswerken. Erstre hat 100,000 Bewohner und letztre enthalten gegen das Meer hin starke Werke, in denen mehrere Reihen Geschütz über einander stehen. Indeß Lord Exmouth richtete sein Geschütz sehr gut und feuerte von 2 Uhr Nachmittags bis 9 Uhr Abends. Die britische Flotte verschoß 41,208 Kugeln und 960 Bomben, die niederländische 107,148 Kugeln. Um 8 Uhr war fast halb Algier und die algierische Seemacht gänzlich zerstört. Den andern Morgen nahm der Häuptling von Algier die Friedensbedingungen an. Dem Frieden gemäß wurden 1211 Christensklaven ausgeliefert*).

Die Engländer und Holländer hatten 141 Todte und 750 Verwundete; die Algierer hatten 11,000 Mann verloren, ohne die getödteten Weiber und Kinder. Allein die Hilfe ward im Grunde nur wieder den Engländern verschafft; die Räuber führen ihr Handwerk fort. Im Jahr 1817 wagten sich die Algierer selbst in die Nordsee und nahmen mehrere Schiffe weg. Wenn sie auch den Vertrag mit den Engländern scheinbar zu erfüllen, und deßhalb keine Sklaven zu machen suchen, so nehmen sie doch Schiffe und Ladung weg und behandeln die Schiffsbesatzung grausamer als vorher.

---

*) Bei frühern Unterhandlungen, die Lord Exmouth mit Tunis, Tripoli und Algier hatte, wurden 1792 Christen-stensklaven ausgeliefert.

Schon von selbst erhellet, daß in diesen Raubstaaten selbst auch wenig Friede und Ruhe wohnen kann. Der Häuptling, Dei in einigen, in andern Staaten Bei genannt, regiert größten Theils unumschränkt, wird aber von den Soldaten gewählt, und oft auch wieder abgesetzt und ermordet.

Das ganze Land, worin die Raubstaaten liegen, heißt wohl die Berberei, d. i. das Land der Berbern, welche die Urvölker dieser Gegend waren, aber durch die jetzigen Herrscher in die Gebirge getrieben wurden. Man nennt das Land auch noch die Barbarei, weil die Räuber in aller Wahrheit Barbaren sind. Die Länge des Landes von Westen nach Osten beträgt 450 Meilen, die Breite 100 bis 130 Meilen. Die heutigen Bewohner desselben sind theils Berbern, wohlgebauete Leute, Freiheit liebend und kriegerisch, doch aber größten Theils unterjocht, — theils Mauren, ansässige Araber, — theils Beduinen, wandernde Araber, — theils Türken, ungeschliffene Herren des Landes, — theils Juden, in hartem Drucke lebend und unter Thränen und Noth ihr dürftiges Brot essend, — theils Negern, aus dem Innern des Landes als Sklaven geholt, entweder als solche dienend, oder als Soldaten in Freiheit, — theils Europäer, die entweder als Sklaven dienen, oder als Handelsleute ihrem Gewerbe nachgehen. Die meisten Bewohner sind

Muhamedaner, worunter sich auch manche Renegaten, d. h. Juden und Christen befinden, die aus äußrer Noth dem Glauben ihrer Väter entsagt haben.

Das Land, was Aegypten zunächst liegt, heißt Barka und ist eine Wüste mit einigen reizenden Oasen oder Fruchtinseln. Ein Theil davon ist dem Häuptling von Tripoli unterthan, ein andrer enthält freie Völker. Tripoli selbst hat mehr Oeden als Fruchtauen, es ist reich an Skorpionen und Schlangen, aber auch an Fischen und Bienen. Den Handel treiben hier die Juden. Der Dei hat eine ansehnliche Macht, und beherrscht außer seinem Lande noch das Land Fezzan, eine Oase in der Wüste Sahara. Die Hauptstadt Tripoli oder Tarablus hat 20,000 Einwohner. An dem Eingange der Stadt, vom Meere her, steht noch ein alter römischer Triumphbogen, dem Kaiser Mark Aurel zu Ehren errichtet. Zu den jetzigen ausgezeichneten Gebäuden gehören die Sklavenkerker, welche ihr Licht von oben empfangen. Die Stadt hat kein fließendes Wasser und ist rings mit Sand umfluthet. Die freien Christen haben hier manche Vorrechte, und besitzen ein Franziskanerkloster hieselbst, so wie die Juden eine Synagoge. Das innere Gebirgsland liefert den besten Saffran auf der Erde. In den garrianischen Gebirgen wachsen herrliche Datteln, Oliven und Obstarten. Es sind 101 Dörfer darin.

Tunis ist der kleinste der Raubstaaten, und enthält in seinem Innern einen See von 4 Meilen Länge und 1¼ Meile Breite. Das Land ist reich an zahmem Vieh. An 20,000 Zentner Wolle und 100,000 Stück Häute gehen jährlich von hier aus nach Europa. An der Küste von Tunis wird Korallenfischerei von Siciliern und Neapolitanern getrieben. Der Häuptling dieses Staates ist kein Türke, wie die in Tripoli und Algier, sondern ein Maure, und kann 50,000 Mann ins Feld stellen. Seine Hauptstadt enthält 150,000 Einwohner, worunter 30,000 Juden sich befinden. Diese Stadt liefert viele Mützen, wie sie in Afrika getragen werden; sonst beschäftigten sich 50,000 Menschen darin mit der Verfertigung dieser Mützen, jetzt nur noch der 3te Theil davon. Die Umgegend von Tunis ist fruchtbar, die ungesunde Lage des Ortes wird durch die Heizung der Bäder mit Rosmarin, Myrten und Mastixzweigen*)

---

*) Der Mastixbaum ist eine Pistacie (Pistacia Lentiscus), so wie der Terpenthinbaum (p. terebinthus). Beide Bäume liefern einen harzigen Saft, welcher beim Einschneiden in die Rinde heraus fließt. Der echte Terpenthin ist bei uns selten, wo man gewöhnlich den Saft von der Rothtanne oder von Lerchenbäumen dafür verkauft. Der Mastixsaft wird von den vornehmen Türken viel gekauet, weil er einen guten Athem geben und die Zähne reinigen soll. Der echte Pistacienbaum (p. vera) trägt wohlschmeckende Nüsse, welche in der Türkei wie die bittern Mandeln gebraucht werden.

sehr verbessert; der Handel aber dadurch erschwert, daß die großen Schiffe der Stadt nicht nahe kommen können, sondern auf dem Meere ausgeladen werden müssen. Eine Stunde westlich von Tunis liegt die Residenz des Häuptlings, prächtig eingerichtet, und von einem herrlichen Schloßgarten umgeben. Dort befindet sich ein Pferdestall mit 200 der ausgesuchtesten Thiere, so wie auch ein Verein von vielen wilden Thieren.

In Algier wohnen die meisten Berbern, im Süden des Landes. Unter ihnen leben auch vorzüglich die gutmüthigen, frommen, strenggläubigen, muhamedanischen Priester, welche unter dem Namen der Marbuten (Morabeten, Moraviden) in ganz Nordafrika bekannt und als strenge Mönche zu betrachten sind. Sie besorgen unter den freien Berbern auch die weltlichen Geschäfte, wenn gleich sie gewöhnlich nicht ein Mal schreiben können. Türken findet man ungefähr 10,000 in den Staaten von Algier, lauter zusammen gelaufenes Gesindel, das fortwährend aus der Türkei ersetzt wird. Wer in der Türkei als Verbrecher nicht mehr sich sehen lassen darf, und das will in der Türkei viel sagen, der schifft sich nach Algier ein, wird Soldat, hat als solcher in die Wahl des Staatsoberhauptes und auch wohl seiner Diener zu reden, und kann die besten Aemter sich verschaffen. Der jetzige Bei sucht

gegen diese Türken die Mauren, welche bisher von diesen 10,000 Menschen unterdrückt wurden, obgleich sie den Köpfen nach 200 Mal so stark sind, zu heben; allein ob es ihm gelingen wird, steht dahin.

Eins kann man, wie überhaupt den Muhamedanern, so besonders auch denen auf der Nordküste von Afrika, zum Ruhme nachsagen; sie sind mäßig im Essen und Trinken, obgleich ihr Land reich an Genüssen ist. Nur die Reichen trinken Schokolate und Kaffee des Morgens und späterhin Sorbet — eine Mischung aus verschiedenen Kräutern mit Rosinen, Zucker und Honig. Der Aermere genießt eine Art Kräuterthee zum Frühstück. Bei den gewöhnlichen Mahlzeiten ißt der Reiche einen Maisbrei, Kuskus genannt, Pillau, d. h. Reiß, Hühner- und Schöpfenfleisch mit Butter und Eier zugerichtet, so wie allerlei Backwerke. Man speist zu Abend besser, als zu Mittag. Die Leute aus dem Mittelstand begnügen sich mit Brot, Obst und Käse, so wie mit schlechtem Kuchen und Milch, und trinken gewöhnlich Wasser, was überhaupt der Afrikaner mehr schätzt, als der Europäer, weil er dessen häufig entbehrt. — Ein Hauptvergnügen der Algierer ist die Jagd auf wilde Thiere, wozu sich Gesellschaften von 30 bis 60 Jägern verbinden, die theils zu Pferde, theils zu Fuß sind. Die Jäger essen auch das Löwenfleisch.

Es ist keine große Freude, Dei von Algier zu seyn; denn der Rath der Krieger, genannt Divan, setzt einen solchen Herrscher ein und ab. Nur wenn er diesen Divan auf seiner Seite hat, kann er nach Willkür schalten. Die meisten Dei's sind bisher ermordet, manche bekleideten ihre Würde nur ein Paar Stunden. Im Jahr 1786 wurden innerhalb 24 Stunden 6 Dei's nach einander gewählt und umgebracht. Unter diesen Umständen kann es einen nicht Wunder nehmen, daß der Mundkoch den ersten Minister des Dei's vorstellt, denn er könnte ja leicht ein Giftmischer werden, daß das Gerichtsverfahren im Lande kurz ist und die Todesstrafen gewöhnlich grausam sind.

Die Stadt Algier hat 100 Moscheen, 200 öffentliche Bäder, mehrere hundert öffentliche Kaffeehäuser, 5 Kasernen für die türkischen Soldaten und eben so viel Kerker für Sklaven aus Europa. Merkwürdig sind in der Stadt die Biskaris, welche fortwährend aus der Gegend von Konstantine, durch Hunger getrieben, einwandern, wie die Lazaronis in Neapel auf den Straßen des Nachts ohne alle Behausung liegen und die niedrigsten Arbeiten verrichten. Haben sie sich ein Vermögen von 20 bis 30 Thlr. erworben, so kehren sie damit nach Hause zurück, wie es die Savoyarden und Schweizer machen, und gelten dann daheim für reiche Leute. —

Die Umgebungen Algiers sind vortrefflich. Man zählt an 18,000 Gärten um die Stadt. Eine Fruchtebene bei der Stadt ist 10 Meilen lang und 4 Meilen breit.

Nach Algier ist Konstantine die bedeutendste Stadt in diesem Raubstaat, und war in ältern Zeiten weit ausgedehnter und volkreicher, denn jetzt, wie noch die Trümmer bei ihr anzeigen. Bekannter als diese Stadt ist Bona an der Küste. Die Stadt Oran ward 1790 durch ein Erdbeben sehr verwüstet und 2 Jahre darauf von den Spaniern, die sie bis dahin besaßen, an Algier abgetreten.

Das Reich Marokko ist das bedeutendste unter den Raubreichen, hat sich aber in neuern Zeiten ganz von den Türken getrennt und auch der eigentlichen Räuberei ziemlich entsagt, doch zeigte sich 1817 noch die alte Anlage dazu. Der Handel scheint dem jetzigen Herrscher mehr einzubringen als der Raub. Das Reich hat zwei Hauptheile, das eigentliche Reich Marokko und das Reich Fez. Die Ausdehnung des Landes und die Zahl seiner Bewohner ist so gut als unbekannt, denn letztre wird auf 2,000,000 und auch auf 15,000,000 angegeben. Das ganze Land ist gebirgiger und flußreicher als die übrigen Raubstaaten. Mehrere Flüsse könnten leicht schiffbar sein, wenn man sie reinigte. Der Häuptling des Landes herrscht ganz unumschränkt,

mehrere seiner Vorfahren haben auch ihre Gewalt schrecklich gemißbraucht. Zwei der größten Wüthriche waren Mulei Ismael († 1727) und Mulei Jezid († 1797). Gewöhnlich wird um den Thron von Brüdern und Verwandten gekämpft; doch herrscht noch dasselbe Geschlecht, welches 1557, Mehmed, ein angeblicher Abkömmling von Muhamed, auf den Thron brachte. Der jetzige Häuptling ist friedlich, und erhält von mehreren europäischen Staaten Geschenke, die im Grunde auch weiter nichts sind, als Raubzinsen.

Die Hauptstadt Marokko liegt in einer schönen, wohlbewässerten Ebene, sieht aber verfallen aus und hat nur 25,000 Einwohner. Das Merkwürdigste in ihr ist der große Palast, der eine eigne Stadt ausmacht. In dem Lande Fez haben die Spanier noch Küstenörter als Ceuta, Tanger und einige andre, die sie immerhin den Afrikanern geben könnten, da sie auch diese Oerter eben so wenig, wie ihre andern Besitzungen, durch Liebe an sich zu binden verstehen. Die Hauptstadt Fes ist die schönste Stadt im marokkischen Reich, und hat 50,000 Einwohner. Merkwürdig ist auch die Stadt Meknes (Mequinez), welche längere Zeit die Residenz war, aber in neuern Zeiten durch Erdbeben sehr gelitten hat.

Südlich von den Raubstaaten oder von der Berberei streckt sich von Aegypten nach dem

atlantischen Meere ein Land hin, 600 Meilen lang und 100 bis 200 Meilen breit, wovon wir wenig, außer dem wissen, was durchziehende arabische und negerische Karawanen davon erzählen. Im Grunde ist dieses Land nur der nördliche Theil von den ganz unbekannten inneren Gegenden Afrika's, der darum von den Europäern besonders aufgefaßt wurde, weil er so außerordentlich viel Sand enthält und so schöne Datteln liefert. Der erste Theil, der sandige, liegt mehr im Westen und heißt Sahara d. i. Wüste; der andere liegt mehr gegen Osten und wird wohl von den Europäern Biledulgerid d. i. Dattelland genannt. In beiden Ländern streifen Wandervölker; in den Fruchtauen oder Oasen findet man aber auch Städte und ansässige Völker, besonders in Osten, wie im schon erwähnten Reiche Fessan.

In die Raubstaaten, in die Sahara und in das Dattelland sollen uns, so weit es möglich ist, die neuern Reisenden führen, Della Cella durch Tripoli, Don Badia durch Marokko, Lyon, nebst Klapperton durch Fessan, ins Innere Afrika's und Cochelet nebst Sidy Hamet durch die Sahara. Haben wir mit ihnen Nord-Afrika durchreist, so werden uns Mungo Park, Bowdich und Andre ins mittlere führen; und da wir hundert Mal bequemer reisen, als unsre Führer: so, glaube ich, wird es Jeder auch aushalten, wenn wir etwas länger

in dem wunderbaren, heißen Afrika verweilen, als wir anfänglich gedachten.

Della Cella, dem wir zunächst folgen, ist ein *italienischer* Arzt, der sich seit 1816 und 17 bei seinem Verwandten, dem sardinischen General-Konsul Boccardi in Tripoli aufhielt, und den zweiten Sohn des Häuptlings von Tripoli, genannt Achmet, auf einem Kriegszuge, welchen derselbe auf Befehl seines Vaters unternahm, als Arzt begleitete. Dieser Kriegszug ging von der Stadt Tripoli bis fast an die Gränze von Aegypten. Der Bekriegte war der älteste Sohn des Häuptlings, Namens Mahomet Karamalli, der, nachdem er einige arabische Stämme, die nicht gehorchen wollten, vertilgt hatte, so grausam und so zornig geworden war, daß er den Dolch gegen den eignen Vater zuckte, und nur durch eine dazwischen springende Sklavinn von dem grausenhaften Mord abgehalten ward. Der Vater hatte ihn darauf zum Statthalter der östlichen Gegend seines Landes ernannt; aber hier bekam der ungerathene Sohn das Gelüst, eine selbstständige Herrschaft zu gründen, und sich von dem Vater unabhängig zu machen; welches Gelüst ihm sein Bruder Achmet mit einem Heere benehmen sollte.

W. H.

Erste Fahrt.

Von Tripoli bis Cyrene.

Den 11ten Februar 1817 gingen wir von Tripoli ab, der Häuptling, Pascha oder Bei begleitete seinen Sohn bis zu den ersten Zelten, welche man in der Ebene von Tadschura, 2½ Meile von Tripoli entfernt, aufgeschlagen hatte. Wir waren bei unserem Ausmarsche nur 500 Köpfe stark, worunter sich aber alle Stabsofficiere befanden, so daß wir den Stamm des Heeres ausmachten. Wo wir vor den Häusern vorüberzogen, stellten sich die Frauen in die Thüren und stimmten einen gurgelnden Gesang mit lu-lu-lu an, um uns zu begrüßen. Auf dem Lagerplatze fanden wir schon unsere Zelte aufgeschlagen und viele Krieger versammelt. Allen fehlte Einförmigkeit in Tracht und Waffen, so wie Ordnung und Regelmäßigkeit in der Bewegung. Fünf oder sechs Krieger hatten ein Kameel, das die Gerste für ihre Pferde, das Gerstenmehl für sie selbst, Matten zum Schlafen, einen Wasserschlauch und einen Eimer trug. Letzterer heißt Gassa und dient zum Einteigen des Mehles, zum Waschen der Kleider, zur Schüssel für die Speisen und zum Trinkgefäß für die Thiere. Gegen Abend brachten die Bewohner

von Tadschura die nöthigen Lebensmittel für den Tag, mit Oel bereitete Pfannkuchen, Honig und Pfefferschoten*).

Die Zelte, die wir schon aufgeschlagen vorfanden, waren in einen Halbkreis gestellt, daß die Oeffnung dahin stand, wohin wir wollten, welches die stehende Sitte bei einem hiesigen Heere ist. Das Zelt des Anführers befand sich in der Mitte des Halbkreises, und das meinige, wie das seines Haushofmeisters, daneben. Den Halbkreis füllten die Pferde und 8 plumpe Kanonen, die mit genommen wurden, so wie die Fahnen, worunter 2 große, die von Muhamed stammen sollen, vor allen hervorragten. Die Wachen machen die Nächte in einem Lager höchst unbequem, indem von Stunde zu Stunde, von Zelt zu Zelt gerufen wird: Balik Oh (gib Acht!), was jeder beantwortet und dann dem andern Nebenmann wieder zuruft, so daß das Zurufen wie ein Lauffeuer das Lager durchkreist.

Das Land zwischen Tripoli und Tadschura ist eine schöne reiche Ebene, deren Anbau sich lohnt, weil wegen der Nähe der Hauptstadt darauf weniger geplündert wird als anderswo. Es wachsen viele Dattelpalmen da, von denen man durch Abschneiden der Triebaugen herrlichen Palmwein gewinnt. Die

---

*) Wahrscheinlich kleine Saubohnen.

so beschnittenen Bäume tragen erst nach drei Jahren wieder Früchte, aber auch dann recht schöne.

Den folgenden Tag kamen wir durch ein Dorf, worin ein berühmter Marbut wohnte, welchen der Bei Achmet besuchte. Die Marbuten dürfen nur eine Frau haben, müssen sich besonders aller geistigen Getränke enthalten und fleißig im Koran lesen. Manche stellen ihre Andacht durch wunderliche Beugungen und Bewegungen des Körpers dar; Andre geben vor, daß sie Wunder thun könnten, und Andre treiben wirkliches Gaukelspiel. Nach ihrem Tode schmückt die gläubige Menge ihre Gräber besonders aus und wallfahrtet dorthin, Gelübde lösend und Geschenke bringend. Einige Marbuten waren auch in unserem Heere und dienten dem Bei als Rathgeber. Sie hatten alle gute Weissagungen über den Ausgang unseres Kriegszuges. An die Soldaten verkauften sie allerlei Schnörkeleien und Bilderchen, womit diese sich und die Pferde behingen, um sie und sich unverwundbar zu machen. Mit Zauberschriften heilen die Marbuten Krankheiten. Mit den Großen gehen sie ganz vertraut um; sie küssen dem Pascha nur die Schulter, wie seine Verwandten es thun, und nicht die Hand, wie es jeder andre Unterthan zu thun verpflichtet ist.

Den zweiten Abend stießen wieder Araber zu uns. Sie bewegten sich mehrere Male festlich um

den Bei, die Flintenkolben gegen ihn gekehrt und stießen laute Freudenschreie aus. Er dagegen hob die Flächen beider Hände gen Himmel und hielt mit einem Marabut einige Wechselgebete.

Den folgenden Tag kamen wir durch eine schöne brunnenlose Wiesenebene, worauf Araber ihr Vieh weideten. Gegen Mittag schlugen wir das Lager auf und ergötzten uns mit der Falkenjagd, welche der Bei sehr liebt. Ein gut abgerichteter Falke gilt hier so viel, als ein Kameel. Gegen Abend stießen mit Festgesängen viel Beduinen zu uns, von den Bergen herabstürmend. Der Bei war sehr freundlich gegen Alle. Die Nacht fror ich sehr in meinem Zelte. Ueberhaupt sind die Nächte in der Berberei sehr kalt.

Den 14ten trafen wir auf dem Berge die Trümmer alter Burgen und am Wege tiefe Brunnen mit vielen marmornen Wasserbecken, als Zeichen eines früheren gebildeten Lebens in dieser Gegend. Den Abend kamen wir in die Gegend von Lebda (Leptis magna), einer alten Stadt, von der jetzt nur noch Trümmer übrig sind. Man findet hier noch ganze Straßen, herrliche Säulen von rothem Granit, Marmorblöcken und schönem Porphyr. Ich traf hier einen Engländer Smith, der die Trümmer genau untersuchte. Am Abende kam der Schwager des Bei zu mir, weil er sich übel befand. Mit Mühe

brachte ich ihn dahin, daß er sich zu einem Aderlaß entschloß, den ich für nöthig hielt, und er sah selbst nach, daß sein Blut ehrenvoll unter meinem Zelte begraben würde. Als er am folgenden Tage besser war, sahen mich die Marabuten mit neidischem Augen an, und machten dem Bei Vorwürfe darüber, daß er sein Leben einem christlichen Hunde anvertraut habe.

Jenseits Lebda fand ich Ueberreste von einer Brücke, deren Strabo*) schon erwähnt. Von dieser Brücke aus gingen Wasserleitungen zur Stadt. Außerordentlich fruchtbar ist diese Gegend bis zum Vorgebirge Mesurate hin. Marabuten und Juden bewohnen dieses Land, letztre in der Dienstbarkeit der erstern. Der Bei besuchte die Marabuten fleißig, die dann auch gewöhnlich Lebensmittel ins Heer schafften. Unterblieb dieß aber irgendwo, so wurden die Häuser angezündet, die Herden weggeführt, und die Männer erhielten die Bastonade.

---

*) Strabo ist ein berühmter griechischer Weltkundner. Er ward 197 nach Christus in Asien, unweit des schwarzen Meeres, geboren, und durchreiste Asien, Afrika und Europa, so weit sie damals durchreisbar waren. Drauf schrieb er ein noch vorhandenes Werk in 12 Büchern, über alle diese Länder, das ihre Beschaffenheit und ihre Geschichte enthält. Es ist dieß eines der tüchtigsten Werke des Alterthums. Die hier erwähnte Stelle steht in der falknerischen Ausgabe Band 2. Seite 1179.

Nachdem wir in der fruchtbaren Ebene noch die Trümmer einer alten Stadt hinter uns hatten, kam uns bei einem freundlichen Dorfe, um welches die Dattelpalmen und Oelbäume in schönster Blühte standen, der Befehlshaber von Mesurate, Sidi-Mahmet Aga, entgegen, von schwarzen Sklaven und Marabuten begleitet. Der Zug nahete sich uns mit fliegenden Fahnen, und mit dem Spiele von Cymbeln und Schalmeien.

Durch viele Sanddünen, die fast überall den Strand der Berberei einfassen, kamen wir nach Mesurate, das ¼ Meile vom Meere, mitten in schönen Gärten und gut bestellten Feldern, liegt. Die elenden Häuser dieser Stadt sind aus Feldsteinen und Lehm, 10 Fuß hoch, gebauet und zerfallen oft in der Regenzeit. Von Mesurate ziehen Karawanen nach Fezzan und Wadan und bringen dahin allerhand europäische Waaren, die weiter ins Innere von Afrika gehen; besonders Glasperlen von allen Farben, welche in Venedig in großer Masse verfertigt werden. Bis nach Wadan kommen Negerkarawanen aus Timbuktu, der fabelhaften innern Stadt Afrika's.

Der Befehlshaber von Mesurate empfing den Sohn seines Fürsten mit einem großen Eimer Gerstenbrei, mit Fleisch und Butter zugekocht. Wir blieben wegen des stürmischen Wetters 3 Tage im Lager vor Mesurate. Ich brachte die meiste Zeit in

meinem Zelte, freilich sehr traurig, zu, da der Wind den Regen hinein trieb und ich fast nirgend eine trockne Stelle darin hatte. Aber doch fand ich es besser, darin, als im Hause des Aga, was mir angeboten wurde, zu wohnen; da der Regen das Dach des Hauses, aus Lehm und Palmenblättern zusammen gesetzt, aufweichte, und dasselbe in Schmutzklumpen fortwährend herunter fiel.

Den 20sten Februar setzten wir unsern Marsch fort; der Befehlshaber von Mesurate schloß sich uns mit 500 Mann zu Pferde und eben so vielen auf Kameelen an. Wir kamen vor dem Meerbusen der Syrte vorbei, der seit grauer Zeit nichts als Schiffbrüche und Unglücksfälle veranlaßt hat. Es hielt sich an dieser Syrte sonst ein räuberischer, arabischer Stamm auf, Uled-Ali genannt, der stets die Gestrandeten zu plündern bereit war. Diesen ganzen Stamm vernichtete der älteste Sohn des Pascha. Ich fand noch das Haupt des Anführers dieser Räuber auf einen Pfahl gesteckt. Höchst auffallend war uns in dieser Gegend der Wechsel der Luft, des Nachts stand der Wärmemesser öfter auf 4 Grad Reaumur, und am Tage stieg er auf 23 Grad.

Unsere einzige Unterhaltung war auf dem einförmigen Marsche die Jagd auf Gazellen und kleine Stiere von fahler Farbe, denen aber schwer beizu-

kommen war. Trappen wurden von den Arabern öfter mit Steinen todt geworfen. Eine eigenthümliche Jagd war die auf die Flöhe, welche in großen Schwärmen aus dem Sande hervorkommen. Das Vieh dagegen ward von Holzböcken gequält. Das meiste Wasser, was wir tranken, enthielt Schmutz und Salz und mehrere der Krieger waren des angreifenden Zuges schon überdrüssig.

Den 25sten schlugen wir unser Lager bei einem Brunnen auf, dessen Wasser und Schlamm kaum hinreichte, um den Durst eines Jeden zu stillen. Da der Brunnen eben ausgeschöpft war, kam eine kleine Karawane, ganz ausgedürstet, von Mekka heran, und mußte nun den leeren Brunnen ansehn. Hinter diesem Brunnen wurde die Gegend allmälig frischer. Eine große Ebene breitete sich aus, worauf viele weiße Hahnenfuße, wahrscheinlich ranunculus asiaticus, standen; und herrliche Quellen sich befanden. Die darauf weidenden Araber waren unsertwegen abgezogen, weil ihnen die Ehre des Besuches wäre theuer zu stehen gekommen. Wir fanden dahinter mehrere sehr verwitterte Sandsteinsäulen, deren Inschriften man nicht mehr lesen konnte. Vielleicht waren diese Säulen die Gränzzeichen von der Macht der Ptolemäer, die von Aegypten aus bis hierher reichte.

Den Abend auf den 28sten Februar schlugen

wir unser Lager bei einem guten Brunnen auf. Der Bei hatte die Gnade, mich in meinem Zelte zu besuchen. Er betrachtete mit großem Vergnügen meine wundarzneilichen Werkzeuge; ganz vorzüglich zog aber der Wärmemesser seine Aufmerksamkeit an sich; ich gebrauchte aber eine Stunde, um ihm den Zweck dieses Werkzeuges deutlich zu machen. Er schickte mir dann zur Abendmahlzeit ein Straußei. Den folgenden Tag tauschten wir ohne Weiteres unsre schlechten Kameele und Pferde gegen gute von einem Araberstamme aus, für welche Ehre sich die Häuptlinge noch bedanken mußten, wobei ihnen vom Bei erwiedert ward, daß er ihre Schafe und Hammel ebenfalls gnädigst angenommen habe, daß er ihnen aber erlaube, die Schafe zum Wohl seines Heeres zu melken und sie so lange zu weiden, bis es ihm beliebe, sie zu holen. Wir lebten zwei Tage auf Kosten dieser Leute und zogen dann weiter. In dieser Gegend waren die Steine unsre Wegweiser, welche die Pilger, die von der Berberei aus nach Mekka ziehen, an dem Wege aufhäufen. Die Haufen sind nur so weit von einander entfernt, daß man von dem einen den andern sieht. Jeder Pilger hält es für seine Pflicht, einen Stein zu jedem Haufen hinzu zu legen. Den Boden fanden wir in dieser Gegend ganz unterwühlt von Maulwürfen, Kaninchen, und besonders von dem Springhasen (jaculus jerboa).

„Dieses Thier hat ungemein kurze Vorderfüße und sehr lange Hinterbeine; es kann nur springen, nicht gehen. Es benutzt seinen langen Schwanz, den es ganz steif machen kann, als ein drittes Bein, indem es denselben beim Springen auf die Erde stemmt und sich so einen kräftigern Schwung gibt. Man kennt mehrere Arten dieser Thiere; alle graben sich aber ein. Die eine Art, von welcher hier die Rede ist, hat die Größe einer Ratte, einen 8 Zoll langen Leib und einen 10 Zoll langen Schwanz. Kein Pferd kann dieß Thier einholen. Es macht jedes Mal Sätze von 9 Fuß. Die kurzen Vorderfüße gebraucht es zum Ergreifen seiner Nahrung, zum Graben der Höhlen und zum Wasserschöpfen.“ —

Viele von unsern Kameraden und Pferden wurden lahm, weil sie in dem unterwühlten Boden so oft fehl traten. Die Sonne brannte dabei mit aller Gewalt.

Mitten in der größten Hitze zog ein dicker Schwarm Heuschrecken, die Sonne verdunkelnd, zu uns heran. Die Morabuten, Neger und Beduinen fielen sogleich über sie her, rösteten sie am Feuer und hielten eine eben so angenehme Mahlzeit, als ihre Vorfahren zu Herodots Zeiten, die ordentlich auf die Jagd dieser Thiere ausgingen. An Salz fehlt es hierzu nicht; überall ist der Boden damit geschwängert; doch findet man es nicht in solchen

Massen, wie in Zoara, westlich von Tripoli, wo es in großen Klumpen ausgebrochen wird, welche Klumpen man schon zu Herodots Zeiten zum Häuserbau benutzte, wie gewöhnliche Steine.

An Holz fehlte es den Heuschreckenbratern auch nicht, denn die Sonne hatte mehrere Gesträuche ganz ausgedörrt, und zum Feuermachen gibt es hier eine weiße plüschartige Pflanze, die an der Spitze, durch Insektenstiche verursacht, wollige Knäuel hat, welche guten Schwamm geben.

Den 5ten März litten wir schrecklich. Wir lagerten auf einem steinigen, ganz wasserlosen Boden, auf dem die Sonnenhitze furchtbar brannte. Pferde und Menschen waren von Hitze und Anstrengung ganz erschöpft. Den Tag darauf kamen wir auf einen ebnen Boden, wo die durch die Nacht wieder erfrischten Krieger Anstalten zu einem Waffenspiele machten. Dieses Spiel bestand in einem Gegeneinanderreiten und Schießen, und brachte zuletzt alle von beiden Parteien, worein man sich getheilt hatte, in eine Art Kriegswuth, so daß der Bei sein ganzes Ansehen gebrauchen mußte, um den kriegerischen Geist wieder in gehörige Schranken zu bringen. Die Pferde litten sehr bei diesem tummelnden Spiele.

Unser Weg war oft krumm, da wir tief hinlaufende Meerbusen umgehen mußten, und uns nie weit vom Meere entfernten. Als wir die Südspitze

der großen Syrte erreichten, kamen wir durch einen feinen röthlichen Sand, der aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem Sande des innern Landes zusammenhängt. Es scheint, als wenn die Mittagswinde diesen Sand immer weiter und weiter in die Syrte trieben. An der Stelle, wo die Syrte am tiefsten ins Land geht, sollten auch die Karthager den Gebrüdern Philäner, welche sich lieber lebendig begraben ließen, als daß sie den Bewohnern von Cyrene erlaubten, ihre Gränze über diesen Punkt auszudehnen, Denkmäler aus Sand errichtet haben.

Nachdem wir die Südspitze der Syrte erreicht hatten, wandten wir uns nordöstlich, verließen den rothen Wüstensand, reisten neben einem großen Sumpf vorbei und fanden gutes Wasser in Brunnen. Wir kamen darauf in eine quellen- und weidenreiche Berggegend, die von Arabern bewohnt ist, bei denen das Herkommen Statt findet, daß sie dem Herrscher bei einem Durchzuge durch ihr Land den 10ten Theil von allen Besitzthümern geben. Haben sie diesen nicht gleich ausgesucht bei seiner Ankunft, so schließen sie sich mit allen den Ihrigen so lange dem Zuge an, bis dieß geschehen ist. So geschah es auch jetzt, was der Bei gern sah, da so diese Leute keinen Antheil mehr an der ausgebrochenen Empörung nehmen konnten.

In dieser fruchtbaren Gegend traf ich wieder

viele Trümmer; als eine ziemlich erhaltene Kiesel-straße, welche zu einer großen Burg führte, worin ich unleserliche Schriften sah. Diese Burg war von jüngern Sandsteinen, worin viel Muscheln saßen, gebauet. Unser Weg leitete uns über vier andere Trümmerhaufen, wovon ein paar die Ueberbleibsel von ehemaligen, sehr ausgedehnten Städten seyn müssen. Zwischen den Trümmern hatten sich herrliche Brunnen erhalten, deren ganze Einrichtung mit den Trümmern übereinstimmte. Wir befanden uns jetzt in der Gegend der alten berühmten Cyrenaika, die wegen ihrer Fruchtbarkeit so hoch geschätzt war, und reisten auch durch schöne Wiesengründe. Auf einem Hügel traf ich mehrere Häuser ganz in Stein gehauen, wie solche in Abyssinien, Nubien, Aegypten und in Indien sich vorfinden.

Den 15ten zogen wir in Labiar ein. Dieß ist ein anmuthiger, sehr herrlicher Ort, versehen mit schönen Brunnen aus alten Zeiten, wovon manche 100 Fuß tief sind. Auf den Bergen der Umgegend stehen dunkel grüne phönizische Wachholder, die ihnen ein eignes Ansehen geben, und schon von dem römischen Weltkundner Plinius als hier wachsend erwähnt werden. Die Luft in dieser Gegend ist vortrefflich.

Der Bei verweilte hier eine Zeit lang, wohl weniger des Orts wegen, als um noch alle Streit-

kräfte an sich zu ziehen, da er jetzt dem Herde der Empörung, der Stadt Bengasi nahe war. Er hielt hier ein ordentliches Hoflager; 2 Neger auf einem Kameele ritten mit einer Trommel umher und luden die Häuptlinge zum Bei mit der einfachen Bemerkung ein, daß, wer sich nicht stelle, den Kopf verlieren müsse. Da strömten dann die Häuptlinge herbei und bekamen eine große Meinung von der Macht und dem Ansehen des Bei und seines Vaters, des Pascha's.

Der Bei ging hier gewöhnlich in Staatskleidern, aus Seide gewirkt und mit Gold- und Silberfranzen versehen. Auch seine Umgebungen waren alle geschmückt. Er stellte Musterungen, Wettkämpfe und Waffenspiele an, und unterhielt sich dabei viel mit den Stammhäuptlingen. —

Wenn es aus den Zelten zu den Festen ging, schritt der Kameelanführer, der Offiziersrang hat und ein Beil in der Hand trägt, voran. Neben ihm ging ein türkischer Befehlshaber mit einem Herrscherstabe und um ihn wurden die Fahnen getragen. Den Bei selbst umgab eine Schar Musikanten, woran sich dann die Reiter und Fußsoldaten anschlossen.

Bei feierlichen Besuchen, die der Bei annahm, saß er im Hintergrunde, auf ein Sofa gelehnt. Um ihn kauerten seine Verwandten und die ersten Tür-

ken im Heere und dann die Häuptlinge der Beduinen; dahinter standen schwarze Sklaven, Mamelucken und hinter diesen Fußsoldaten mit Flinten. — Hielt er Gericht, so wurde die Strafe gleich vor ihm vollzogen, und oft hieb er selbst auf die Sträflinge mit ein. Versammelte er dabei einen Kriegsrath, so schrie Alles gewaltig durch einander.

Nachdem die Leute dieser Gegend wußten, ich sei ein Arzt, so konnte ich mich kaum vor ihnen lassen. Viele litten an den Augen und Andere hatten Fisteln, aus schlecht geheilten Wunden entstanden. Mehrere Häuptlinge boten mir alles an, was ich gebrauchte, um ehrenvoll unter ihnen zu leben, wenn ich bei ihnen bliebe. —

Die Frauen dieser Beduinen tragen ein Kleid, was sie um den Leib gürten, umwinden den Kopf mit einem schwarz wollenen Tuche und lassen viele Locken darüber hängen, welche mit Glasperlen geziert sind. Die Reichen tragen Ketten, Arm- und Fußspangen, so wie 4 große Ohrringe. Männer und Frauen haben die Aerme, Beine und das Kinn mit schwarzen Zügen bemalt, die Nägel gelblich und die Augenlieder schwarz gefärbt. Einige tragen auch Ringe mit Glasperlen in der Scheidewand der Nase. Alle haben schwarze feurige Augen, sind schlank gewachsen und lebhaft in ihren Bewegungen. Die Frauen spinnen und weben gewöhnlich. Sie spin-

nen an einer Spindel und ziehen die Wolle durch die Zehen. Die Männer kauen gewöhnlich Tabak, wobei sie den Kopf gern zwischen die Knie stecken. Der Tabak wird stets mit Natron oder Bittersalz vermischt. Die einzige Jagd, welche diese Beduinen treiben, ist die auf die Strauße. Der Jäger muß erst mehrere Tagereisen machen, ehe er in die Straußgegend kommt. Mit Nahrungsmitteln versehn, spürt er den Strauß auf, verfolgt ihn zu Pferde und jagt ihn so lange, bis der Strauß sich in ein Gebüsch verkriecht. Hier wartet er, denn der Strauß kommt da wieder heraus, wo er hinein lief, und tödtet ihn dann mit einem Schusse. Hat er ihn getödtet, so bindet er ihn an sein Pferd und schleift ihn im Galopp eine bedeutende Strecke, weil nach seiner Meinung dadurch das Straußfett eine wunderbare Heilkraft erhält. Das Straußfell wird mit allen Federn dann abgezogen und nach Bengasi zum Verkauf gebracht.

Die Araber dieser Gegend sind alle selbst, wie ihre sämmtlichen Geräthe, mit Schmuz überzogen, und waschen sich nie mit Wasser, sondern mit Sand.

Während wir im Lager standen, hatte ich die Freude, zwei Europäer zu sehen, nämlich den Bruder des englischen Viceconsuls in Bengasi und einen Hauptmann von Malta. Sie waren hierher gekommen, um für die Insel Malta Ochsen einzuhandeln.

Ich freuete mich, mitten unter der afrikanischen Horde, so über sie, als wären sie meine ältesten Freunde gewesen. Auch war es ihnen angenehm, einen Europäer hier zu treffen. Der Bei, der darauf rechnen konnte, daß ein Theil des Kaufgeldes für das Vieh in seine Hände fließen würde, schickte mir für meine europäischen Gäste Thee und Kaffee, mit der gewöhnlichen Höflichkeitsformel: „daß sich die drei Christenhunde eine Güte daran thun möchten!“

Der Bei war überhaupt jetzt sehr froh. Vorher hatte er schon erfahren, daß der empörte Bruder nach Derna von Bengasi geflüchtet und von seinen meisten Leuten verlassen sei. Hier bekam er die, wenn gleich noch zu frühe Nachricht, daß derselbe auch Derna verlassen habe und nach Kairo eile.

Den 21sten April brachen wir unsere Zelte ab und rückten weiter vorwärts. Nachdem wir einige Meilen zurückgelegt und ein schönes grünes Hügelfeld erreicht hatten, stießen wir wieder auf mehrere Trümmer. An einem Felsen fand ich ungeheure Gräber. Wir reisten mehrere Tage in dieser anmuthigen Gegend, welche von Beduinen durchzogen wird, genossen herrliche Aussichten auf grüne Auen, so wie auf anziehende Trümmer alter Burgen, und fanden überall Spuren davon, daß diese Gegend einst stark bevölkert war. Je näher wir Cyrene kamen, desto häufiger wurden die Trümmer; beson-

ders die in Felsen gehauenen Grabmäler, Wohnungen, Paläste und Tempelgrotten. Alle diese Grotten, wovon wir z. B. an einer Stelle 200 zusammen fanden, sind aus festem, marmorartigem Kalkstein gearbeitet, der eine gelbliche Farbe hat und Muscheln enthält. In dieser Gegend befindet sich auch das Grabmal eines berühmten Morabuten, Sidy Muhamed Emeri. Mit großer Andacht begab sich die ganze Schar zu dem Grabmal dieses Heiligen und es wurden ausgesuchte Datteln, Pistacien, Fässer mit Butter, Pferdegeschirre, Flinten, Säbel und Steigbügel als Opfer an die Mauern seines Denkmals gehängt. Der Bei opferte einen Ochsen daselbst, besprengte den Fußboden des Grabes mit dessen Blut und vertheilte das gebratene Fleisch unter sein Gefolge, mich als einen Ungläubigen ausgenommen. Die Fruchtbarkeit dieser Gegend ist außerordentlich. Die Oelbäume wachsen hier wild und ganz unbenutzt. Dazwischen stehen in Ueppigkeit Feigensträuche, Pistacien, Birnbäume und Johannesbrotbäume. — „Der Johannesbrotbaum (Ceratonia) ist etwas mit der Esche verwandt. Er hat eine aschgraue Rinde, weit ausgebreitete Aeste und immer grüne, dunkel gefiederte Blätter. Die Staubblühten wachsen bei ihm, wie beim Wachholderstrauch, auf andern Bäumen als die Stämpelblühten. Seinen Namen hat der Baum daher, weil

Johannes, als er in der Wüste sich aufhielt, von seinen Früchten gelebt haben soll. Diese Früchte sind handlange, zollbreite, platte, etwas gekrümmte Schoten, die in einem schleimigen süßen Mark dunkelrothe Samenkerne enthalten. Man ißt diese Früchte roh und getrocknet; in Spanien füttert man auch die Pferde damit, und in Aegypten preßt man einen Syrop daraus, den man zum Einmachen der Früchte und als Arzenei gebraucht. Von dem gemeinen Johannesbrotbaum (c. siliqua) wird das gelbliche, rothgefleckte Holz sehr geschätzt. Andere Johannesbrotbaum-Arten kommen in Südamerika vor, bilden ganze Wälder, liefern Schiffsbauholz, in ihren Früchten Speise für Menschen und Vieh und auch ein herrliches Getränk, was durch Gährung aus den Früchten gewonnen wird. Die Früchte von der einen Art lähmen, roh genossen, die Zunge."

Da jetzt des Bei's Hauptgeschäft war, von den Beduinenstämmen Abgaben zu erheben, so ging unser Zug sehr langsam vorwärts. Wir kamen deßhalb erst den 2ten Mai in die Gegend von Cyrene. Hier fand ich in der schönsten Umgebung unter Trümmern die erste, wirklich lebendige Quelle in Afrika, an einem Kalkfelsen. Der Bei konnte sich über das Sprudeln des Wassers gar nicht genug verwundern. An einer andern Stelle, wo wir lagerten, starben viele Kameele und Pferde an einer

wahrscheinlich giftigen Doldenpflanze. Ich halte diese Pflanze für die Silphie oder für die Ferula (Teufelsdreck), aus der die Bewohner von Cyrene eine außerordentlich berühmte Arzenei bereiteten. Wenigstens sah diese Pflanze der sehr ähnlich aus, welche auf den alten cyrenischen Münzen als das Sinnbild der Stadt abgebildet ist.

Drei Stunden vor Cyrene schlugen wir unser Lager auf, und ich eilte bald mit 2 Mann Begleitung in die Trümmer dieser alten Stadt, welche einst mit Karthago wetteiferte, von den Griechen angelegt war, aber endlich, wie Karthago, unter römische Herrschaft, und da diese zertrümmert ward, unter die ägyptischen Sultane kam. Die Juden wohnten nach Christus Zeiten in großer Menge in Cyrene und empörten sich auch hier, wie in Jerusalem, was zur Folge hatte, daß Vespasian 3000 tödtete. Späterhin bemächtigten sich die Juden des ganzen Landes Cyrenaika, bei welcher Gelegenheit sie 200,000 alte Einwohner getödtet haben sollen. Auf diese Art mußte wohl das Land entvölkert werden; denn Trajan, der die Juden für dieses Verfahren strafte, hat gewiß auch wieder Tausende getödtet.

Eine Stunde von Cyrene sah ich den Boden rings umher mit Trümmern bedeckt, zwischen welchen der Oleanderstrauch empor wuchs. Mitten unter diesen Trümmern weg geht eine Wasserleitung bis nach

Cyrene, theils in Felsen gehauen, theils aus Quadersteinen hoch über dem Boden aufgeführt. Ich bemerkte an den Steinen mehrere Buchstaben, aber keine griechischen, was mir doch anzudeuten scheint, daß diese Gegend schon vor der Ankunft der Griechen gebildete Bewohner hatte.

Von den Trümmern dieser ganz unbekannten Stadt stieg ich einen Berg hinauf, der 1000 Fuß über der Meeresfläche lag und übersah von hier aus die Trümmer von Cyrene. *) Hin und wieder erkannte man noch ganz deutlich die Straßen. Besonders sichtbar traten die Gräber und die Steinsärge hervor. Dazwischen wuchsen dunkle Cypressen. An einigen Stellen hatten Araber, mitten zwischen den Trümmern, ihre Zelte aufgeschlagen.

Nachdem ich mich von dem Berge herab an dem Anblicke der Trümmer hinlänglich geweidet hatte, durchwanderte ich die Hauptstraße, so weit ich sie auffinden konnte, und sah mehrere umgestürzte Standbilder, so wie auch einige griechische Inschriften. An einer Stelle traf ich mehrere Gegenstände, die mich daran erinnerten, daß die Cyrener im Reiten und Laufen sehr geschickt waren. Ich begegnete einer Inschrift, die auf eine Pferderennbahn deutete und fand dabei eine Münze mit einem Ran-

*) Aus diesem Orte war der stellvertretende Kreuzträger des Herrn.

de und dem Namen Kyrana (Cyrene) auf der einen und einem Pferde im Sprunge auf der andern Seite. Ja ich erkannte noch an einigen Stellen auf dem Felsenboden die eingeriebenen Wagengeleise. Im Norden der Stadt fand ich die bedeutendsten Trümmer, wobei einen Stein mit einer römischer Inschrift. Auch waren mehrere Steine Granit und ausländischer Marmor. An der Ostseite quoll an einer senkrecht behauenen Kalkfelsenwand aus einer eirunden Oeffnung eine der reichsten Quellen hervor, die ich je gesehen. Dieß ist die Quelle, welche die Griechen hier fesselte, als sie neue Sitze suchten. Bei dieser Quelle soll auch Kallimachos, der 250 v. Christus lebte, seine Sinngedichte verfaßt haben. An einer andern Stelle entdeckte ich 2 unbedeutende Quellen und bei ihnen 2 Marmorwürfel mit noch ziemlich lesbaren griechischen Inschriften.

Die eine Seite des Berges, worauf die Stadt liegt, ist gegen 400 Fuß hoch, fast ganz senkrecht abgeschnitten und wunderbarlich zu Gräbern ausgehauen; dergestalt, daß er von oben bis unten ein ungeheures Gebäude darstellt, worin die Gräberöffnungen wie Fenster aussehen, und die Gänge und Wege allerlei Verzierungen bilden, welche man durchgehen kann. Ich besuchte viele dieser Gräber und fand sie mehr durch Menschenhände als durch die Zeit zertrümmert. An einigen war die Wölbung

übergipset und bemalt, und das, was von der Malerei sich noch erhalten hatte, sah frisch und lebhaft aus. Es waren Laubgewinde, verwickelte Schlangen und ähnliche Zierathen. Die Vorderseiten der Gräber hatten alle Inschriften gehabt, aber sie waren so verwittert, daß man keine mehr lesen konnte. So weit ich das Ganze zu übersehen im Stande war, so haben die Cyrener ihre Stadt rings mit Gräben umzogen, so daß die Todten unter den Lebenden und um dieselben lagen. —

Zwischen der Stadt und dem Meere liegt eine herrliche Fruchtebene, die nach dem Meere zu in viele Grotten ausläuft, welche Grotten und Schluchten noch einige Stunden vom Meere entfernt und von alten Ureinwohnern bevölkert sind, die hier oft wie Gemsen auf den nackten Felsen umherspringen, um sich gegen verfolgende Araber zu sichern. Von diesen Klippen flacht sich das Land zum Meere ab, so daß es 3 Stufen hat, auf deren höchster Cyrene liegt, ganz so wie es Herodot *) vor 2000 Jahren

*) Herodot ist ein griechischer Geschichtschreiber, der 484 vor Chr. geboren ward. Ehe er seine Geschichten schrieb, durchreiste er die damals bekannten Länder, wozu er glücklicher Weise die gehörigen Mittel besaß. Zuerst ging er nach Aegypten, und erforschte es als ein umsichtiger Weltkundner in allen Beziehungen. Von Aegypten aus reiste er bis zur Meerenge von Gibraltar. Späterhin durchreiste er Asien. Die ersten Theile seiner Geschichte

schildert, indem er (IV. 199.) sagt: „Das cyrenische Gebiet, welches den höhern Theil des von Wandervölkern bewohnten Libyens ist, vereint in sich 3 merkwürdige Jahreszeiten. Der am Meere gelegene Theil beginnt mit einem Ueberfluß von Früchten, die schon zur Ernte und Weinlese reif sind. Nach diesem schmückt sich die mittlere Gegend damit, welche sie die Berge nennen; und ist die Ernte auf den Bergen vorüber: so füllt sich der höhere Theil wieder mit Früchten an und bringt sie zur Reife. Wenn so die erste Ernte aufgezehrt ist, ist die zweite im Anzuge, und die Erntezeit beschäftigt die Cyrener 8 Monate." — Theophrast *) erwähnt als die Früchte Cyrenens besonders die Oelbäume und die Cypressen. Beide befinden sich auch jetzt noch hier, gedeihen von selbst und stehen in solcher Ueppigkeit, worin ich sie nirgend anderswo so gesehn.

---

las er auf einem großen, allgemeinen griechischen Volksfeste vor, und es machte dieselbe einen sehr tiefen Eindruck auf alle Gemüther. Ein 15jähriger Jüngling, Thukydides, vergoß Thränen der Rührung, und Herodot sagte dem Vater desselben vorher, der Sohn würde ein tüchtiger Geschichtschreiber werden, was auch in Erfüllung gegangen ist. Herodot starb, hoch betagt, in Italien.

*) Dieß ist ein berühmter griechischer Gelehrter und Staatsmann, der 371 vor Chr. geboren ward, 2000 Schüler mit einem Mal gehabt haben soll, 85 Jahre alt ward, sich durch besondere Wohlredenheit auszeichnete, und 200 Werke schrieb, wovon auch einige sich erhalten haben, die von Thieren und Pflanzen handeln.

Die Meeresküsten von Cyrene sind senkrechte Felsen, die sich westlich in das Vorgebirge Ras Sem hinein ziehen. Der Hafen von Cyrene, sonst Apollonia genannt, heißt jetzt Marza-Susa. Man sieht in dieser felsigen Gegend noch viele Trümmer, unter andern die Ueberreste einer prächtigen Treppe, die von den Felsen zum Meere herabführt. Die schönsten Granit- und Marmorblöcke liegen hier zerstreut umher. Außer griechischen und römischen Inschriften fand ich auch eine ganz unverständliche.

Während unseres Aufenthalts bei Cyrene besuchte ich eine große Grotte in Kalkstein, die mit allerlei sonderbaren Kalksinterungen (Stalaktiten) angefüllt war, wie dieß in der Regel bei den Kalkgrotten der Fall ist, wenn Wasser auf sie einwirkt. Mir war es merkwürdig, wie die Araber auch diese Wunderwelt betrachteten. Sie sahen in den Steinen, Menschen, Götter, Teufel und Ungeheuer, die versteinert waren und hatten eine abergläubische Furcht und Verehrung davor. Der Muhamedaner hat nie einen reinen Eindruck von der Welt; er ist entweder und dieß ist die gewöhnliche Stimmung, ganz stumpf für sie, für ihre Reize und Schönheiten, oder er trägt überirdische Schwärmereien in sie hinein, und gewöhnlich sind diese niederdrückend, selten erhebend.

Zweite Fahrt.

Von Cyrene nach Bomba und von da über Bengasi zurück nach Tripoli.

Unser Feldzug kam mir fast lächerlich vor. Wir blieben lange Zeit vor Cyrene stehen, und der Empörer war in Derna, eine Tagereise von uns; aber er ward nicht angegriffen, so daß ich zuletzt nicht wußte, ob der jüngere Bruder mehr den ältern fürchte, oder dieser jenen. Floh der Empörer nicht, so lagen wir still, erfuhren wir, daß er aus Furcht floh, so zogen wir ihm nach, ohne ihn je einzuholen. Der Bei trieb fleißig die Steuern ein und ließ viel Lärm von seinem Muth und von der Stärke des Heeres machen. Meine weiten Ausflüge nach Cyrene konnte er gar nicht begreifen. Eines Tages sagte er zu mir: „Ihr Christen habt alle einen Geschmack, die zertrümmerten Häuser in meines Vaters Staaten zu durchstöbern. Hast du vielleicht einen großen Schatz in Chrenna (Cyrene) gefunden?“ — „Herr (so erwiederte ich) von jenen Berghöhen herab quillt ein frisches schönes Wasser, das alle eure Heere, alle Beduinen und die Herden, die ihnen folgen, tränken könnte, ohne sich darum zu vermindern.“ — Diese Neuigkeit sprach ihn an und er machte sich den folgenden Tag mit mir auf den

Weg, begleitet von seinem Hofstaat. Ich führte diese Leute auf den Berg, von dem man alle Trümmer übersehen kann. Hier sahen sich doch Alle stumm und staunend an und Einer brach zuletzt das Schweigen damit: „Wie doch die Kunst des Christen so große und wunderbare Dinge hervorsuchen kann!“ — Als ich aber von hier aus meine Begleiter zu der großen Quelle führte, und sie das krystallhelle Wasser aus dem Felsen heraus fließen und zwischen den Steinen und dem Berghang hinab rollen sahen, so erhoben sie ein lautes Freudengeschrei und drängten sich Alle hinzu. Der Bei warf sich am Rande des Wassers nieder, tauchte Hände, Füße und Kopf hinein, und seinem Beispiele folgten seine Leute. Die Scharen mußten nun hierher rücken, der Bei schlug sein Zelt bei der Quelle auf und lag oft Tage lang an derselben. Die Veränderung unsrer Stellung schien auf den Empörer einen großen Eindruck gemacht zu haben, denn den 20sten Junius kam die Nachricht, daß er sich deßhalb an dem Meerbusen von Bomba zurück gezogen habe. Den 21sten verließen wir demnach Cyrene; gingen auf einer Bergebene hin, kamen dann durch mehrere, in Felsen eingehauene Straßen, worin wir noch alte Wagenspuren eingerieben fanden, die nicht neu seyn konnten, da seit Jahrhunderten hier keine Wagen gebraucht sind, kamen dann in einen Engpaß, worin ein nach-

denkender Feind uns hätte mit Einem Schlage vernichten können und stiegen auf einem steilen Felsen, der mehreren unsrer Pferde das Leben kostete, zum Meere nach Derna hinab. Die Umgegend dieses Ortes ist sehr fruchtbar. Ueberall stehen Oelbäume, Weinstöcke, Feigen, Aprikosen, Granaten*) und andre Arten von Früchten. Vorzüglich aber erheben sich in wahrer morgenländischer Pracht zwischen den Citronen- und Pomeranzenbäumen einige Pisange (musa paradisiaca) — die einzigen, die ich an dieser Küste bemerkt habe.

„Es gibt mehrere Pisangarten, wovon die hier erwähnte die gemeinste ist und gewöhnlich Paradiesfeige heißt. Diese gehört ursprünglich nur der alten südlichen Welt an, ist aber auch in die neue verpflanzt. Die neue hat dagegen eine weit verbreitete Art, genannt Bananen-Pisang (musa sapientum). Beide Gewächse sind schilfartige Palmen mit außerordentlich großen Blättern und eßbaren Früchten. Sie treiben Strünke 10 bis 20 Fuß hoch und schenkeldick, aber dabei so mürbe, daß man sie mit einem scharfen starken Messer auf ein Mal durchschneiden kann. Die Blätter von dem Paradies-Pi-

---

*) Die Granate (punica granatum) ist etwas mit der Myrte verwandt, wächst wild an Felsen und Mauern in warmen Gegenden, hat brennend rothe schöne Blühten und eßbare, theils sauere, theils süße Früchte.

sang sind 10 bis 12 Fuß lang, 2 Fuß breit, hellgrün und zart gerippt. In ein Blatt kann sich ein ausgewachsener Mensch einhüllen. Die Blühten kommen büschelig an der Spitze hervor und liefern gewöhnlich 10 bis 15 gurkenartige Früchte, die reif und unreif, roh und gekocht gegessen werden. Die Pisangblätter benutzt man vielfach in den wärmern Gegenden und aus den Knospen bereitet man einen Salat. Mit diesen Pisangblättern sollen sich (1 Mos. 3. V. 7) Adam und Eva bekleidet haben." —

Das jetzige Derna ist eine elende Stadt, aus Kieseln und Lehm gebaut, obgleich die benachbarten Berge Holz, Kalkstein und guten Mörtel in Menge liefern könnten. Zwei schöne Quellen bewässern die Gegend, die eine heißt das Auge von Derna (Haenderna) die andre das Auge von Bensura, welches ein benachbartes Dorf ist. — Die Gegend bietet viele Fülle dar; außer den schönen Gewächsen, Fleisch und Milch zur Genüge und vortrefflichen Honig, indem sich die Bienen in den Bergklüften außerordentlich vermehren, so daß man von diesem Lande sagen kann, es fließe darin Milch und Honig. Leider ist aber kein Bewohner von Derna sicher; denn die Beduinen brechen oft herein und plündern die Stadt aus; oder kommen diese nicht, so drückt die Härte der Statthalter. An ein freudiges Leben ist deßhalb in diesem äußern Paradiese nicht zu denken. Oefter

bricht nun noch die Pest herein, gegen die der Muhamedaner sich nicht sichert. Vor einigen Jahren brachte sie die Zahl der Einwohner in Derna von 7000 auf 500 herab.

Die vereinten Staaten von Nordamerika, wohl kundig der Wichtigkeit einer guten Niederlassung von gebildeten Leuten in dieser Gegend, wollten ein Mal eine Siedelei in Derna gründen, und nahmen nach vielen Unterhandlungen die Stadt ein. Sie verließen aber dieselbe bald wieder, nur eine Wassermühle und eine Batterie mit 6 Kanonen dort lassend. Wahrscheinlich war der Mangel eines guten sichern Hafens bei Derna die Ursache zur Veränderung ihres Entschlusses.

In Derna fanden wir noch frische Spuren von den vom aufrührerischen Bei vor seinem Abzuge verübten Grausamkeiten. Der Boden des Schlosses war mit dem Blute der Opfer getränkt, die er seinem Argwohne dargebracht hatte. Seine Sklavinnen hatte er getödtet, damit sie nicht in die Hände seines Bruders fielen und ihm auch nicht bei der Flucht hinderlich wären. Diese Grausamkeit wendete fast alle Herzen von ihm ab; nur Wenige folgten ihm nach Bomba und diese verließen ihn auch dort. Die einzelnen empörten Häuptlinge stellten sich jetzt demüthig vor den ohne Schwertstreich einziehenden Sieger, erhielten Verzeihung, mußten aber

22 der Angesehensten unter sich auswählen und diese als Geißeln für die künftige Ruhe nach Tripoli senden. Diese Geißeln gingen auch bald ab, ohne zu ahnen, was ihnen bevorstände.

Da der Bei in Derna mit eignen Augen sah, wie alle Häuptlinge den Empörer verlassen hatten, und auch die sichre Kunde bekam, sein Bruder fliehe nach Kairo, um sich in den Schutz seines Vetters Mahomed Ali, des Pascha von Aegypten zu begeben, so faßte er den Entschluß, seinen Siegeszug bis Bomba fortzusetzen; nach europäischen Begriffen ganz unüberlegt, da wir den Mittelpunkt der Verschwörung in unserm Rücken ließen, und allein die Verweigerung von Lebensmitteln uns hätte ohne Weiteres vernichten können. Auch hatten wir uns durch die neuen Erpressungen wohl keine Liebe erworben, sondern nur den innern Haß vermehrt. Doch waren wir sicher; denn man hielt uns für die tapfersten Leute, die unüberwindlich wären.

Unser Marsch nach Bomba ging rasch. Die Gegenden, durch die wir kamen, waren fruchtbar und schön mit Myrten, Lorberbäumen, Cypressen und Wachholder bewaldet, doch unbebauet und unbewohnt. Die Bäume standen in diesen Gegenden gewöhnlich gruppenweise, selten zu einem zusammenhangenden Walde ausgebreitet. Unter den Sträuchen befand sich häufig der Erdbeerstrauch (arbu-

tus unedo) der auch in Südeuropa wächst, traubenweise stehende, wohlriechende, weißlichgelbe Blumen hat und rothe, erdbeerähnliche Früchte trägt.

Nach langen mühseligen Märschen kamen wir zu dem Meerbusen von Bomba, der gegen Abend unerstiegene hohe Felsenränder hat, die das Vorgebirge Razat bilden. Auf einer Insel in dem Meerbusen sollen viele Trümmer vorhanden seyn, an der Küste fand ich keine. An dem Meerbusen von Bomba ist ungefähr die Gränze zwischen den Gebieten der Herrscher von Aegypten und von Tripoli. In diesem Gränzlande leben alle Räuber, Unzufriedene und Uebelthäter beider Staaten — ein wahres Gesindel aus dem Gesindel. Sie haben ihre Zelte um den Meerbusen aufgeschlagen, und durchstreifen von hier aus die Gegenden. Die Pilger und Karawanen, die von den Raubstaaten nach Mekka gehen, haben hier am meisten zu fürchten. Man sollte kaum glauben, daß ein Pilger einen Räuber zum Plündern reizen könnte; denn in ein abgetragenes schwarzes Gewand gehüllt, geht er mit bloßem Haupt einher, und trägt auf dem Rücken nur einen Schlauch mit Gerstenmehl. Allein unter der schwarzen Hülle verbirgt der Pilger oft Goldstaub, der aus dem Innern Afrika's nach Marokko und von hier nach Mekka geht. Schon die Muthmaßung, solche Leute zu finden, reizt die

gierigen Räuber. Vor einigen Jahren wurde der Oheim des Oberhäuptlings von Marokko, obwohl er 3000 Mann Geleite bei sich hatte, von dieser Herde bei Bomba, angefallen und mit seiner ganzen Schaar ausgepündert. In Ermangelung solcher Räubereien stehlen diese Spitzbuben den benachbarten Beduinen das Vieh weg und leben davon.

Es konnte nicht fehlen, daß wir von diesen zweifelhaften Unterthanen mit leeren Händen abziehen mußten. Ja als wir ankamen, nahmen diese Leute ihre Gezelte weg und lagerten sich eine Strecke von uns entfernt. Der Bei zeigte gegen sie dadurch seinen Muth, daß er sagte: „es ist ihr Glück, daß sie sich in das Wassergebiet (Aegypten) geflüchtet haben; ich hätte sie sonst vernichtet.“ —

Wir ruhten eine Nacht am Meerbusen von Bomba und traten dann unverrichteter Sache den Rückmarsch an, der etwas schnell gemacht ward, weil der Bei noch vor Anfange der Fasten die Stadt Bengasi erreichen wollte. Als wir uns dieser Stadt näherten, trafen wir wieder auf viele Spuren frühe- rer starken Bewohnung dieser Gegend. Bengasi liegt an einem nordwärts offenen Meerbusen, der wegen seiner Klippen nur kleinen Schiffen Sicherheit ge- währt. Hinter der Stadt ist ein See, der mit- tels eines kleinen Grabens mit dem Meere zusammen-

hängt. Um die Stadt wachsen Dattelpalmen und etwas Gerste. Sandhügel lagern zwischen sehr fruchtbarem Boden. Die ganze Stadt ist voll von Trümmern, vielleicht sind es die der alten Stadt Berenice. Der Ort hat jetzt 5000 Einwohner, wovon die Hälfte wenigstens Juden sind, und ist die Residenz eines Statthalters, der alle Gewalt in Händen hat und seine ganze Thätigkeit bloß darauf verwendet, wie er die meisten Steuern erpreßt. Wie gleichgiltig er gegen andre Dinge ist, erhellet aus Folgendem. Es drang vor einiger Zeit ein Stamm Beduinen in die Dörfer um die Stadt, trieb die alten Bewohner ohne Weiteres heraus und setzte sich fest. Die alten Bewohner hatten die Steuern des Jahres schon bezahlt, die neuen mußten sie noch ein Mal zahlen, und blieben nun ungestört in dem mit Gewalt erworbenen Besitz.

Höchst störend waren für mich in Bengasi die Mücken. Ich konnte nicht den Mund zum Sprechen aufthun, ohne sogleich eine Menge zu verschlucken, ich konnte nicht schreiben, weil sie zwischen meinen Augen und der Feder Alles verwirrten und Klumpen sich an die Tinte in der Feder setzten. Kaum war eine Schüssel mit Speisen auf den Tisch gesetzt, so fielen ganze Schwärme hinein und man konnte keinen Löffel mit Speise in dem Mund bringen, ohne eine Menge Mücken mit zu verschlucken. Der frucht-

bare Boden und die Menge Vieh, die darauf weidet, soll dieß verursachen.

Die Juden machen in Bengasi die Arbeiter aus; die Muhamedaner leben von ihrem Fleiß. Ein Jude muß sich hier alle Plackereien gefallen lassen. Er darf kein eignes Haus haben, sondern muß bei einem Muhamedaner zur Miethe wohnen, der sich jeden Betrug gegen ein so verachtetes Wesen erlaubt. Die schöne Handelslage von Bengasi ziehet aber doch immer mehr Juden herbei. Nach Bengasi bringen die Beduinen aus der Gegend von Cyrene ihre Straußfedern, ihre Wolle, ihre Butter, ihren Honig und ihr Vieh, und nehmen dagegen Zeuge, Töpfergeschirr, Matten und Pulver, die von Tripoli hierher kommen, zurück. Besonders gehen auch viel Ochsen von hier nach Malta. An den Straußfedern gewinnen die Juden 200 aufs 100. — Würde der Boden um Bengasi gut angebaut, der Handel durch Betriebsamkeit vermehrt und durch bessere Einrichtung befördert, so könnte Bengasi eine Stadt von 100,000 Einwohnern werden. Doch was könnte nicht Alles aus der Nordküste Afrika's werden, wenn sie in die Hände schaffender und reger Europäer käme! Die Genueser trieben im 13ten Jahrhundert einen bedeutenden Handel mit diesen Ländern.

Bei dem britischen Vicekonsul in Bengasi hatte ich Gelegenheit, viele geschnittene Steine, die in Ben-

gasi und in den Gegenden von Cyrene gefunden sind, zu sehen und von einigen Wachsabdrücke zu machen. Aelian*), ein griechischer Weltkundner, der 222 nach Christus lebte, erzählt auch von den Cyrenern, daß sie eine leidenschaftliche Liebe zu geschnittenen Steinen gehabt und große Summen darauf verwendet hätten. Ich sah Steine von allerlei Art, Jaspis, Achat, Granaten und darauf seltsame Darstellungen aus der Götterlehre der Griechen und Aegypter, die da hinlänglich verrathen, daß die Bildung der Cyrener eine Mischung von ägyptischer und griechischer Bildung war. Das Bildniß auf dem einen Steine deutete auf eine Erdmessung — vielleicht auf die Arbeiten des Eratosthenes, der 275 vor Christus in Cyrene geboren ward, und sich vielen Ruhm durch die Berechnung der Größe der Erde erwarb.

Ich benutzte den Aufenthalt des Heeres in Bengasi zu mehreren Streifzügen in der Umgegend, besonders nach dem Küstenstrich zwischen Bengasi und dem Vorgebirge Ras=Seem. Ich fand auch hier viele Trümmer, doch läßt es sich schwer bestimmen, von welchen Städten sie sind. Von einem Trümmerhaufen vermuthe ich, daß er die Ueberbleibsel der Stadt Adrian enthalte. Von der al=

---

*) Buch II. 309.

ten Stadt Tanchira, jetzt Tochira genant, stehen noch Ringmauern mit Thurmüberbleibseln auf den Ecken. Drei Seiten der Stadtmauern sind fast unverletzt, nur die vierte, dem Meere zu liegend, ist zerstört. Der Hügel, worauf diese Stadt liegt, ist zu Gräbern ausgehauen, deren man wohl gegen 1000 auffinden könnte. Im Innern der Stadt bemerkt man noch die Ueberbleibsel eines Tempels, der, nach den überall in Stein ausgehauenen Weinblättern und Weinranken, dem Weingott Bacchus gewidmet gewesen seyn mag.

Hinter Tochira liegen die Trümmer von der Stadt Ptolometa, von der die Gräber sich eine deutsche Meile weit hinziehen. Mitten in den Trümmern erhebt sich eine große Säule über einem unterirdischen Gewölbe, das 9 lange Hallen hat, die durch dicke Mauern geschieden sind, und das Licht von oben erhalten. Ptolometa hat ihren Namen von einem ägyptischen Könige, vielleicht von Ptolemäus VII, vorher hieß sie Barka, welcher Name auch jetzt noch für das Land zwischen der großen Syrte und Aegypten gebraucht wird.

Während ich die Gegenden zwischen Bengasi und Ptolometa durchstrich, war in Bengasi Alles friedlich. Die Fasten gaben dem muhamedanischen Leben eine eigene Richtung. Alle Leute blieben den ganzen Tag nüchtern; war aber die Nacht eingetreten, so ward

desto stärker geschmaust. Mit Speise und Trank überladen, verschliefen dann die Meisten den Tag, so daß das Fasten bedeutungslos war. Es ist hier nicht anders als bei den Christen, bei denen die Fastenzeiten selbst oder ihr Anfang und Ende wahre Schwelgereien sind, die Keuschheit, Mäßigkeit und Sittlichkeit am allermeisten untergraben.

Der Bei benutzte die Fastenzeit, um einen Racheplan gegen ein Volk, nämlich die Zoasen, zu schmieden, die dem Empörer eine Zeit lang gefolgt waren. Zwar hatte dieß Volk sich von den Empörern vor unserer Ankunft getrennt und 22 Geißeln als Unterpfand seiner Treue nach Tripoli geschickt; und überdieß den Bei und seine Scharen aus allen Kräften gepflegt. Allein der Pascha in Tripoli meinte, dieses Alles sei nur aus Furcht geschehen und trug seinem Sohn auf, eine schickliche Rache zu nehmen. Dieser ging auch auf gut türkisch ein, d. h. er sprach von nichts mehr, als von der Treue der Zoasen, erhob sie über alle Unterthanen seines Vaters, lud alle Tage einige Häuptlinge von ihnen zu sich ein und überhäufte sie mit großer Artigkeit. Allein er wollte nichts Anderes als den ganzen Stamm vernichten. Offen das zu thun wagte er nicht, aber heimlich, um auf die verübte Unthat eine Lüge als Leichenstein zu setzen. So ist es türkische Art, man ersäuft, erhängt, und martert

zuerst und hat man Tausende getödtet: so gibt man an, sie hätten eine Verschwörung machen wollen. Der Bei ließ, nachdem er seinen Plan geschmiedet hatte, aussprengen, es sollten alle Häuptlinge der Zoasen ein rothes Ehrenkleid von ihm empfangen, und lud durch einen besondern Gesandten den ganzen Stamm dazu nach Bengasi ein. Zu diesem Gesandten wählte er einen Zoasen aus, der sich lange in den Diensten des Pascha befunden hatte, eben von Tripoli nach Bengasi gekommen war, und in großer Achtung bei seinen Stammgenossen stand. Dieser abgefeimte Mensch wußte die Sache sehr gut darzustellen, nämlich, daß anfänglich der Pascha den Vorschlag seines Sohnes, die Zoasen auf diese Weise zu ehren, verworfen, daß er aber auf wiederhohltes Bitten endlich nachgegeben und ihn mit der Ueberbringung dieser frohen Nachricht beauftragt habe.

Nach einigen Berathungen, worin der Eine und der Andre zur Vorsicht rieth, ward die Einladung von den Zoasen angenommen und der ganze Stamm zog nach Bengasi, dessen Einwohner große Freude über die scheinbar beabsichtigte Befestigung des Friedens hatten.

Am bestimmten Tage erschienen die Zoasen vor Bengasi mit Sonnenuntergang. Sie bedeckten mit ihren Herden und Zelten die umliegende Ebene.

Als sie sich aber vor der Stadt sahen, die vor einiger Zeit noch der Tummelplatz ihrer Empörung gewesen war, so überfiel sie eine Furcht, und sie beschlossen, daß nur die Häuptlinge in die Stadt gehen sollten, um die zugedachte Ehre zu empfangen.

Den 5ten September hielten diese Unglücklichen, 45 an der Zahl ihren feierlichen Einzug in Bengasi, und begaben sich nach dem Schloß. Der Bei kam ihnen festlich entgegen und liebkoste sie mit fröhlichem Gesicht und honigsüßen Worten. Kaum waren sie ins Schloß getreten, so reichte man ihnen Kaffee, und der Bei trank zuerst, damit sie keine Vergiftung fürchteten. Da faßten dann die Häuptlinge immer mehr und mehr Zutrauen und überließen sich der Freude der Wiederversöhnung; als plötzlich aus den Nebenzimmern versteckte Bewaffnete mit gezogenen Schwertern hereindrangen und über die Unglücklichen herfielen. Manche wurden gleich in der ersten Wuth getödtet, die meisten aber gefangen genommen, in einen andern Saal geführt und dort alle nach einander hingemordet. Einige, welche zu entfliehen suchten, wurden erschossen, und Andre, die sich noch in ein höheres Stockwerk geflüchtet, stürzten sich aus den Fenstern heraus, wurden aber, unten von den Schloßwachen sogleich getödtet. Diesen Gräuelscenen folgte eine Bewegung des ganzen

Heeres in der Stadt, welche dadurch in schreckliche Verwirrung gerieth. Das Heer erhielt den Befehl, den Stamm der Zoasen in den Zelten zu überfallen und Alles nieder zu machen. Bald schwärmten auch die Reiter durch die Stadt und die Einwohner flohen alle ängstlich in ihre Häuser, denn sie fürchteten, daß der Angriff sie selbst gälte, wie das in Städten, wo türkische Gräuelherrschaft Menschenrechte mit Füßen tritt, gar nicht selten ist.

Ich eilte, meiner eignen Sicherheit wegen, ins Schloß, wo ich viele Sterbende fand, die sich mit ihren Wunden im Saale umherschleppten. Der Bei saß schon zu Pferde und tobte wie rasend unter den Scharen, weil die Reiterei sich nicht schnell genug sammelte und ordnete. Dieses Zögern rettete einen großen Theil der Zoasen, welche den Lärm vernahmen und, Zelte und Vieh zurücklassend, in die Gebirge entflohen. Der Bei aber führte seine Scharen selbst gegen das Lager an, worin nur noch Weiber, Kinder und Schwache verweilten. Diese wurden scheußlich behandelt. Der Bei raubte auf diese Weise außer vielen Sklaven und vielem Gelde, 4000 Kameele, 10,000 Schafe und 6000 Ochsen. Die Soldaten erhielten alles zurück gelassene Gepäck. Dieß ist die türkisch-barbarische Art, Krieg zu führen; man lockt mit freundlichen Worten den Feind in eine Fallgrube, mordet den Verlei-

teten, seine Frau und seine Kinder, und bemächtigt sich endlich seiner Habe. Dem tapfern Gegner sieht der Türke nicht ins Auge, er kämpft nur, gleich seinem Gesellen, der Hyäne, mit dem Leichnam.

Wenige Tage nachher, als die Zoasen die Opfer ihres Vertrauens geworden waren, fielen unter den Streichen der Henker des Bei's die 22 Geißeln, welche der Pascha zur See von Tripoli hierher zurück geschickt hatte, mit der Vorspiegelung, daß sie noch an demselben Tage sollten frei werden, an welchem ihre Stammgenossen das rothe Ehrenkleid empfangen würden. Man tödtete sie, den Einen nach dem Andern auf dem Schiffe und warf ihre Leichname ins Meer. Unter ihnen waren 2 Knaben, der eine von 5, der andre von 7 Jahren. Ihrer beiden Leichname wurden vor der Stadt ans Ufer geschwemmt, mit Wehmuth betrachtete sie manches Auge der Bewohner von Bengasi, aber Keiner wagte ihnen ein Grab zu bereiten, sie wurden die Beute der Hunde.

Einige Zoasen hatten sich in der Verwirrung zu dem Grabe eines Marabuten geflüchtet; der Bei wagte nicht, dieß Heiligthum mit Menschen-Blut zu beflecken, er ließ aber ringsum das Grab besetzen, um die Unglücklichen zum Hungertode zu bringen.

Einige Tage nach diesem schauderhaften Auftritt reisten wir von Bengasi ab, ich tief entrüstet über dieß abscheuliche Blutbad, der Bei aber unzufrieden darüber, daß ein großer Haufen der Zoasen entwischt sei, doch sich tröstend mit den Schätzen, die er aus diesem Feldzuge nach Hause brachte.

III.

Don Badia's,

oder

Ali Bei's el Abassi

Reise

in den Reichen Fez und Marokko

als

erster Theil seiner Reisen in Afrika und Asien,

gemacht in den Jahren 1803 bis 1807.

Einleitung.

Die spanische Regierung fand sich 1803 veranlaßt, einen gehörig unterrichteten Kriegsmann durch Nord-Afrika, Aegypten, Arabien und Syrien zu senden. Sie wählte zu diesem bedenklichen Geschäft 2 Männer aus, wovon nur Einer, Don Domingo Badia y Leblich den Antrag annahm. Dieser beschloß die Reise unter der Maske eines muhamedanischen Prinzen aus einem Nebenzweige Muhameds, dem Stamme der Abassiden, zu machen, weil die Abassiden größten Theils in Persien und Indien wohnen und eine Nachspürung seiner Abkunft in den türkischen Ländern also weniger möglich war. Dieser seiner angenommenen Abkunft wegen legte er sich den Zunamen el Abassi bei, und nahm dazu den gewöhnlichsten muhamedanischen Namen Ali Bei an. Damit die Maske ganz vollständig wäre, so ließ sich Don Badia auch beschneiden, bildete sich eine erdichtete vollständige Geschichte seines frühern Lebens aus, wornach er aus der Türkei kommend Europa durchreist war und sich die europäischen

Wissenschaften angeeignet hatte. Auch erlernte er genau die muhamedanische Sprache, besonders aber die gottesdienstlichen Verrichtungen.

Es gelang ihm seine Rolle auch so gut, daß nirgend ein eigentlichen Verdacht auf ihn fiel, als sei er ein Andrer, denn wofür er sich ausgab. Ja er hatte sich seine Rolle so eingelebt, daß er selbst als Ali Bei und als Muhamedaner die Beschreibung seiner Reise herausgab. Es ist einleuchtend, daß ein umsichtiger, hinlänglich unterrichteter Mann unter diesen Umständen recht gut die Länder der Muhamedaner erforschen konnte; und so ist denn die Reise dieses falschen Muhamedaners immer recht merkwürdig. Doch geben wir davon nur den ersten Theil, welcher durch das Reich Marokko führt, indem wir schon bessere Führer durch Aegypten und Syrien gehabt haben — Deutsche; die einfacher und gründlicher die Reisegegenstände behandeln, als Don Badia, der leider hin und wieder sein eignes Selbst zu viel beäugelt.

Nach seiner Zurückkunft aus Asien lebte Don Badia theils in Paris, theils in London und bekümmerte sich wenig um sein Vaterland, dem der französische Kaiser Napoleon seinen Bruder zum König gegeben hatte, weil im alten Königshause Vater und Sohn zwistig gegen einander waren. Als Ludwig XVIII. aber König von Frankreich

wurde, ernannte er Don Badia zu einem französischen General.

Da Don Badia's Art zu erzählen wegen der muhamedanischen Maske und wegen der oft hervortretenden Selbstgefälligkeit wenig Anziehendes hat, auch seine Reise manches Zusatzes bedarf, so führt der Herausgeber in der Regel für den Herrn General Don Badia das Wort.

W. H.

Erste Fahrt.

Von Tariffa in Spanien über Tanger, Mequinez und Fez nach Marokko.

Den 20ten Junius 1803 schiffte sich Don Badia in einem kleinen Fahrzeuge zu Tariffa in Spanien ein, um nach Tanger oder Tanga zu segeln. In 4 Stunden war er dort und es kam ihm die Versetzung von einem Erdtheil in den andern wie ein Traum vor; denn in 4 Stunden war er in einer ganz andern Welt, worin jedes Haus und jeder Mensch anders aussah, äußerlich und innerlich, und jeder Uebergang fehlte.

Als der Reisende sich mit seinem kleinen Fahrzeuge dem Lande näherte, so wurde er von dem Hafenaufseher, der barfuß ging und in einen groben Sack gehüllt war, nach seinem Glauben, seinem Herkommen, seinem Geschäfte, u. s. w. gefragt; und dann zu dem Befehlshaber (Kaid) der Stadt gebracht, welcher ihn freundlich aufnahm und so lange bei sich beherbergte, bis ein Haus für ihn eingerichtet war. Er ging nach einigen Tagen feierlichst in die Hauptmoschee, ließ sich vorher aber erst mit Ausnahme eines kleinen Schopfs oben auf dem Kopf alle Haare am ganzen Leibe abrasiren

und dann baden, wie dieß von einem guten Muhamedaner gefordert wird. An einem Feste wohnte er der Beschneidung der Kinder bei. Diese ward öffentlich außerhalb der Stadt in einer Kapelle, dem Begräbnißplatz eines Heiligen, vorgenommen, und hatte nichts Erhebendes, sondern eher etwas Abschreckendes. Man hatte eine Anzahl Knaben versammelt, welche kleine Fahnen trugen; Tücher, Gürtel und Lumpen an Stöcken oder Rohrstängeln gebunden. Ihnen folgten Musikanten mit 2 Sackpfeifen und einigen rauhen Trommeln. — Darauf kamen die Väter der Kinder, und die nächsten Anverwandten, nebst den Kindern, die beschnitten werden sollten und auf Pferden, die einen rothen Tuchsattel hatten, ritten. Die zu kleinen Kinder wurden von Männern zu Pferde getragen. Alle zu Beschneidenden waren mit einer Art Mantel von weißer Leinewand bedeckt, worüber sich ein andrer von rother Farbe befand, der mit verschiedenen Bändern geziert war. Um den Kopf trugen sie eine seidne Binde. Auf jeder Seite eines Pferdes ging ein Mann, der ein seidnes Sacktuch in der Hand hatte, womit die Fliegen vom Kinde und vom Pferde verscheucht wurden. Den Zug beschlossen einige Weiber.

Die Soldaten tummelten sich dabei in den Straßen, Gruppen von Frauen lagerten an den Wegen und begrüßten die Vorüberziehenden.

Ueber dem Grabmahl des Heiligen, wo die Beschneidung vollzogen werden sollte, befanden sich 5 Männer, in Hemden und in Beinkleidern, die Hemdenärmel bis auf die Schultern aufgestreift. Der Eine nahm die Beschneidlinge in Empfang und stand deßhalb an der Thür. Zwei Andre, welche saßen, hatten die Werkzeuge zum Beschneiden und die beiden Andern einen Beutel, mit einem zusammenziehenden Pulver gefüllt, welches auf die Wunden gethan ward. Hinter diesem saßen die Kinder von verschiedener Farbe, und ungleichem Alter, welche den Zug eröffneten, etwa 20 an der Zahl und in einiger Entfernung davon die Musikanten. Wenn nun ein Beschneidling ankam, so ging der Vater in die Grabkapelle hinein, küßte das Haupt eines der Beschneider und machte ihm einige Verbeugungen. Hierauf führte man das Kind herbei. Der Mann an der Thür, der sehr stark war, ergriff es, hob das Gewand auf und hielt es dem Beschneider hin. In dem Augenblick fingen die Musikanten eine Musik an, die 20 Kinder standen alle mit einem gräßlichen Geschrei auf und zogen dadurch die Aufmerksamkeit des Beschneidlings auf die Decke, indem sie alle mit den Fingern dahin wiesen. In dem Augenblick schnitt der Beschneider mit einer Schere in einem Druck ein Stückchen Vorhaut weg, ein Andrer bestreuete die Wunde mit dem zusammenzie-

henden Pulver und ein Dritter legte Schleiße darauf, welche mit einem Verbande befestigt ward, worauf man das Kind weg trug.

Die Stadt Tanger hat von der See her ein ziemlich regelmäßiges Ansehn. Die weiß angestrichenen Häuser, die Paläste der Konsuln, und das Schloß des Herrschers nehmen sich gut aus. Setzt man aber den Fuß in die Stadt selbst, so findet man einen elenden Ort, enge krumme Gassen, niedrige schlechte Häuser, ungepflasterte Straßen, und eine verfallene Stadtmauer. Man bemerkt nirgends Schildwachen. Nur des Abends, wenn der Kaid spazieren geht, stellen sich 2 Soldaten am Seethor hin, verlassen aber nach seiner Entfernung sogleich ihren Posten. Abends um 10 Uhr wird zum Zeichen, daß Alles im Hause seyn soll, eine Flinte abgeschossen und dann stellt sich ein Soldat zur Schildwache hin, oder vielmehr er s e t z t sich hin. Weil im afrikanischen Kriegsdienst die Reiterei die Hauptsache ist, so hält man auch im Staat von Marokko sehr viel auf Pferde. Die Reiter tummeln in Tanger sich fast fortwährend in der Ebbezeit auf dem nassen Meeressande. Sie behandeln die Pferde sehr hart, sie spornen stark, lassen die Thiere fortwährend im Freien, die Vorderfüße mit einem Strick an Pfählen befestigt, und geben ihnen am Tage 3 Mal Stroh und gegen Abend 1 Mal Gerste. Auf der Reise er-

halten sie nie vor dem Abend Futter, und sind dabei stark und gesund.

Tanger hat ungefähr 10,000 Einwohner, größten Theils Soldaten und Krämer. Müßiggang und unnütze Plauderei ist die Beschäftigung der meisten, wie denn überhaupt der halbgebildeten Menschen. Die Rechtshändel macht der Kaid mündlich ab. Die Parteien erscheinen vor ihm, und erheben sie zu viel Lärm, so schlagen die hinter ihm stehenden Soldaten einmal mit ihren Fäusten darein. Bisweilen hält der Kaid auch unter der Thüre seines Hauses Gericht. Don Badia wohnte einem solchen Gericht bei. Ein junger Bursche erschien da gerade vor dem Kaid und beklagte sich über einen Andern, der ihn leicht verwundet hatte. Der Beklagte ward herbei geschafft und zu 31 Fußsohlenprügeln verurtheilt. Vier Soldaten legten ihn dazu nieder, und Einer theilte mit einem gut getheerten Stricke die Prügel aus. Nach Vollziehung der Strafe jagte man auch den Kläger mit einigen Hieben fort.

Der Kaid kann weder lesen noch schreiben; und sein Schreiber hat wenig zu thun, da Alles mündlich abgemacht wird. Der Kaid war früher Maulthiertreiber und verachtet auch jetzt noch die Bildung, indem er seine Kinder nichts lernen läßt. Er selbst besitzt natürliche Anlagen, die ihm durchhelfen. Er ist zugleich Kaid von Tetuan, und wird durch einen

Stellvertreter bald in dieser Stadt und bald in Tanger versehen. Neben dem Kaid ist ein Kadi, ein bürgerlich-geistlicher Richter in jeder Stadt, der mehr nach dem Koran, als nach dem Herkommen entscheidet.

Lebensmittel besitzt Tanger im Ueberfluß. Man hat gutes Brot, gutes Wasser, vortreffliches Obst und hinlängliches Mehl, woraus besonders eine Art Sago bereitet wird, der zu dem allgemeinsten tagtäglichen Gericht, zum Kuskussu, dient, indem man die getrockneten Mehlkörner in einem unten durchlöcherten Topf, unter dem ein Wassertopf angebracht ist, also durch Dämpfe kocht. Man hat geschickte Köche und Köchinnen in Tanger unter den Sklaven. Will man essen, so setzt man die Speisen auf einen kleinen runden Tisch, der 25 Zoll im Durchmesser und keine Füße, aber einen mehrere Zoll hohen Rand hat. So oft eine neue Schüssel kommt, erscheint auch ein neuer Tisch, so daß man die Tische als Vorsetzteller betrachten kann. Alle Essende sitzen auf einem Teppich und ergreifen die Speisen aus der gemeinschaftlichen Schüssel mit den Fingern. Oft steht ein Topf saure Milch neben der Schüssel, und jeder langt sich nach Belieben zwischen dem Essen zur Kühlung einen Löffel voll daraus. Essen viele Leute zusammen, so setzen sich um jeden Tisch 4 bis 6, so daß lauter kleine Gruppen sich bilden.

Nach dem Essen wäscht man sich nicht allein die Hände, sondern reinigt sich auch den Mund und den Bart. Ein Sklave hält dazu in der Linken einen Napf und in der Rechten eine Wasserkanne und hat über der linken Schulter ein Tuch zum Trocknen. Nach dem Mittagsessen trinkt man eine Tasse Kaffee, für gewöhnlich wird Thee, und das zu allen Tageszeiten, getrunken.

Hat sich in Tanger ein junges Mädchen mit einem Mann verheirathet, so wird sie in einem feierlichen Zuge zu ihm gebracht. Don Badia sah einen solchen Zug. Vier Männer trugen die Vermählte auf den Schultern in einem runden Korbe, worauf ein Deckel war. Bei Abnahme des Deckels sah der Mann zum ersten Mal seine Frau; weil die Ehe stets, ohne daß sich beide zu Verheirathende sehen, geschlossen wird.

Die Todten werden im marokkischen Gebiet ohne Särge, bloß in Kleider oder auch wohl in Gebüsche gehüllt, begraben. Die Träger gehen schnell, stellen aber die Leiche vor eine Moschee hin, worin für den Verstorbenen gebetet wird und tragen sie dann zum Grabe. Auf dem Wege singen sie und die andern Begleiter Stellen aus dem Koran, beim Grabe wird erst gebetet und dann die Leiche in die Erde gelegt, die rechte Hand unter dem rechten Ohr liegend. Jeder Todte wird so gelegt, daß er

nach Mekka sieht. Klageweiber machen im Todtenhause viel Geschrei.

Man hat in Tanger außer den gewöhnlichen Bädern auch Dampfbäder. Die Erhitzung in den Dampfbädern wird durch heiße Marmorplatten, worauf man Wasser gießt, als auch durch Hineinleitung von Dämpfen aus einem Kessel bewirkt. Don Badia fand solche Dampfbäder sehr heilsam.

So wie alle Häuser in Tanger schlicht aus Stein und Lehm aufgeführt, mit engen Zimmern versehen und mit einem schweren Gipsdach bedeckt sind, wodurch die Feuchtigkeit bald dringt: so ist auch die Hauptmoschee des Orts nur schlecht gebauet. Im Hintergrunde derselben befindet sich eine Nische, worin sich der Iman aufhält, welcher die öffentlichen Gebete leitet. Von einer Art Emporkirche wird alle Freitag eine Predigt gehalten, und von 2 Kanzeln lesen bisweilen die Mönche etwas aus dem Koran oder andern heiligen Büchern vor, die sich in einem Schranke in der Moschee befinden. Musik wird in den Moscheen nie gemacht, sondern nur bei feierlichen Aufzügen.

Die Juden leben im marokkischen Gebiet, wie überall, in traurigen Verhältnissen. Ihre Sklaverei geht bis auf die Kinder herab. Jeder muselmännische Knabe schlägt einen jüdischen Knaben, ohne daß dieser es je wagen würde, sich zu vertheidigen. Die Juden müssen

eine eigne Tracht anhaben, von besonderem Schnitt und von schwarzer Farbe. Gehen sie vor Moscheen oder vor den Häusern der vornehmsten Muselmänner vorbei, so haben sie ihre Pantoffeln auszuziehen. Begegnet ihnen ein vornehmer Muselmann, so müssen sie dasselbe thun, mehrere Schritte links ausweichen und eine sehr demüthige Stellung annehmen, bis der Muselmann vorüber ist. Die Juden sind die Handelsmänner und Künstler in Tanger, obgleich sie nur grobe Arbeiten liefern im Vergleich mit den europäischen.

Don Badia gelangte allmälig durch seine Kenntnisse und Geschicklichkeit, durch ein zahlreiches Gefolge, und durch die Masse seines Gepäcks, das aus Spanien ankam, zu großem Ansehn. Die angesehensten Bewohner machten ihm Besuche, die Heiligen zeichneten ihn aus und seine Freigebigkeit verschaffte ihm auf den Straßen eine Auszeichnung von den Bettlern. Unterdeß kam den 5ten Oktober der Herrscher von Marokko, der Sultan Muley Soliman nach Tanger, und ging den folgenden Tag in die Moschee, worin ein Mönch darüber predigte, daß es eine schwere Sünde sei, Handelsverbindungen mit Christen zu unterhalten. An demselben Tage wurde Don Badia ihm vorgestellt. Er schickte dem Sultan Schießgewehre, Flintensteine, Pulver und Blei, Backwerk, Zeuge und andre Sachen als Ge-

schenke nach morgenländischer Sitte. Neun Mann trugen dieselben. Der Vorstellung ging das Nachmittagsgebet in einer Moschee voraus, und sie selbst erfolgte im Freien, als der Sultan aus der Moschee nach seinem Schlosse ritt. Der Vorgestellte durfte dorthin folgen und der Sultan unterhielt sich dann auf einer Terrasse mit ihm, allerlei unbedeutende Fragen machend. Den folgenden Tag mußte Don Badia dem Sultan seine europäischen Meßwerkzeuge zeigen, wobei er mit Thee bewirthet ward. Auch schrieb der Sultan mit einer schlechten Rohrfeder auf schlechtes Papier, vermittels eines elenden hörneren Schreibzeuges, ein 5 Zeilen langes Gebet und gab es Don Badia zum Andenken. Den folgenden Tag ergötzte sich der Sultan an einer Elektrisirmaschiene und an einer camera obscura *). Höchst wunderbar kam ihm der elektrische Schlag vor. Denselben Tag erhielt Don Badia 2 Stücken Brot in sein Haus vom Sultan geschickt. Er konnte sich zuerst nicht in dieß sonderbare Geschenk finden, das in Silberstoffen eingewickelt war, erfuhr aber hernach, daß dieß die innigste Freundschaft oder

*) Eine tragbare camera obscura ist ein nach lichtigen Verhältnissen eingerichteter Kasten, worin man die äußern Gegenstände verkleinert abgebildet sieht, so daß man die Wirklichkeit im Gemälde erblickt. Landschaften nehmen sich besonders gut darin aus und lassen sich darnach auch leicht zeichnen.

Brüderschaft bedeute und ward von allen Hofleuten sehr glücklich deßhalb gepriesen.

Don Badia machte mehrere Besuche bei den Prinzen und Ministern und kann nicht genug es herausheben, wie freundschaftlich er aufgenommen sei, besonders von dem ältern Bruder des Königs Muley Absulem, der nach Lempriere, einem Engländer, welcher seit 1789 sein Arzt war, und ihn von einem Gesichtskrampf heilen sollte, als ein gutmüthiger Mensch geschildert wird, der in Unthätigkeit seine Zeit verdämmerte, nachdem er früherhin durch vielen Brantwein seine Gesundheit zerstört hatte. Ganz gut vereint sich damit die Schilderung Don Badia's, der oft diesen schwachen Prinzen gutmüthige weibische Thränen vergießen sah.

Der Sultan selbst reiste den 12ten Oktober von Tanger nach Mequinez zurück und lud Don Badia dorthin ein, welcher auch die Einladung annahm.

Der Sultan von Marokko, Muley Soliman war damals etwa 40 Jahr alt, groß und wohl beleibt. Sein hübsches Gesicht verrieth Gutmüthigkeit und seine lebhaften Augen verkündeten Geist. Seine Sprache war rasch, seine Auffassungsgabe schnell, sein Benehmen ungezwungen und seine Kleidung höchst einfach, so wie auch sein ganzer Hofstaat.

Den 25sten ließ Don Badia sein Gepäck aus der

Stadt schaffen, um seine Reise nach Mequinez anzutreten. Er lagerte sich an der Westseite der Stadt, nahm von seinen Freunden Abschied, verrichtete in einer Moschee sein Reisegebet, empfing noch Besuche von den Heiligen und andern Angesehenen aus der Stadt im Lager, brach dasselbe den folgenden Tag ab und trat dann seine Reise an. Sein Gefolge bestand aus 17 Menschen und 30 Thieren. Vier Soldaten machten eine Sicherheitsbegleitung aus. Der Zug ging vor mehreren Festen und einigen Zeltdörfern vorbei, über einen guten Boden hin, der vortreffliche Weideplätze enthielt, aber wenig Anmuth hatte und ganz unangebaut war. Große Herden weideten auf der Grasebene. Der Weg ging so, daß Tetuan weit entfernt links liegen blieb. „Diese Stadt hat eine sehr angenehme Lage am mittelländischen Meer, hoch auf Anhöhen neben einem Thale, das herrliche Gärten enthält, durch die ein Fluß sich schlängelt, der Boote trägt. Ueber der Stadt erheben sich schwarze Berge, welche dem Ganzen einen finstern Hintergrund geben. Die meisten Häuser in diesem Orte haben 2 Stock, die in Tanger dagegen nur einen. Nächst Fez ist Tetuan die wichtigste Handelsstadt im Reiche Marokko. Die Moscheen dieser Stadt sind prächtig, und sie nimmt einen weit größern Raum als Tanger ein. Eine Reihe von Jahren durfte kein Christ nach dieser

Stadt kommen, weil einer zufällig beim Vogelschießen eine arabische Frau verwundet hatte.“ —

Don Badia kam auf seiner Reise nach Alkassar, welche Stadt größer als Tanger ist und europäisch aussieht, da sie schräge Ziegeldächer hat. Zwei Tagereisen hinter dieser Stadt traf er ein Hochzeitfest in einem Dorfe, gab den beiden Eheleuten, wovon der Mann mit bedecktem Kopfe da saß, so daß er nichts sah, ein Geschenk und erhielt eine Menge Rosinen als Gegengeschenk. Während eines starken Gewitters setzte er über den Sebu-Fluß, was, weil die Thiere nicht in die Fähre wollten, über 3 Stunden dauerte, und schlug dann sein Lager neben einem Dorfe auf, dessen Vorsteher ihm einen Hammel, so wie Gerste und Milch zum Geschenk sandte. Den 1sten November traf er in Mequinez ein, welche Stadt von einer dreifachen Mauer umschlossen ist und sich aus der Ferne mit ihren Thürmen sehr gut ausnimmt. Ein Hofbeamter empfing den Reisenden vor der Stadt und führte ihn in dieselbe ein und zwar in ein für ihn bestimmtes Haus. Der Schatzmeister des Sultans stellte sich bald auch bei ihm ein, und fragte nach seinen Bedürfnissen, weil er befehligt sei, solche zu befriedigen. Den 4ten November ward Don Badia dem Sultan vorgestellt, nachdem er vorher mit ihm dem Gottesdienst in der Hofmoschee beigewohnt hatte.

„Mequinez sieht seit dem schrecklichen Erdbeben von 1755 etwas zerstört aus. Auf manchen Trümmerhaufen wachsen jetzt Feigen- und Granatäpfel-Bäume in der Stadt. Vor dem Erdbeben muß Mequinez zu den Prachtstädten gehört haben, wie auch Windus bezeugt, der 1721 hier war. Nach seinem Bericht hatte damals der kaiserliche Palast mit seinen Nebengebäuden und Gärten 1 Meile im Umfange, war sehr gut gebauet und rings von einer 25 Fuß dicken Mauer umgeben. Die Zimmer im Palast waren ganz tief angelegt, um Kühlung zu gewähren. Dreißigtausend Menschen sollen täglich an diesem Palast gebauet haben. Der Erbauer desselben hieß Mulei Ismael, lebte zu Ende des 17ten Jahrhunderts und war der größte Wütherich seiner Zeit.“ —

„Die Decken in den Zimmern wurden im Palast von Marmorsäulen getragen, und in mehreren Sälen spielten Springbrunnen, die mit schönem Granit und Marmor eingefaßt waren. Von allen diesen Gebäuden blieb bei dem Erdbeben nur eine Kapelle und ein Zimmer unzertrümmert. Die Höhe der Einschließungsmauer betrug 40 Fuß, und die obere Breite derselben war so beträchtlich, daß 3 Leute bequem darauf neben einander gehen konnten. Der Reisende Haringmann meint, daß unmöglich, wie behauptet wird, Mulei Ismael den Palast er-

bauet haben könnte, sondern daß er das Meiste wohl vorgefunden hätte, indem nur die frühern Muhamedaner wären fähig gewesen, solch ein Prachtwerk aufzuführen."

„Von Mulei Ismael wird viel erzählt, auch manches Fabelhafte. Er hatte 4000 Frauen, zeugte 300 Söhne, mit denen allen er ein Mal zusammen ausgeritten seyn soll. Er hatte auch eine Engländerinn zur Frau, eine geraubte Sklavinn, die eine Zeit lang viel über ihn vermochte, aber wie viele andre seiner Frauen von ihm zuletzt getödtet ward. Er tödtete bloß zum Zeitvertreib seine Sklaven; indem er nach ihnen mit Pfeilen schoß. Niemand war vor seinem Zorne sicher; selbst seine eignen kleinen Kinder ließ er in Stücken zerreißen."

„In der Stadt befindet sich ein sehr großes, ansehnliches, christliches Kloster, zur Loskaufung von Sklaven und zur Verpflegung von Kranken von einem Könige von Spanien mit jährlich 1250 Thlr. Einkünften gestiftet, und unter den besondern Schutz des Sultans gestellt. Haringmann traf Mönche von gesunder Urtheilskraft 1788 darin." —

Don Badia reiste schon den 5ten, dem Sultan nach, von Mequinez nach Fez ab und traf an demselben Tage dort ein.

Die Stadt Fez liegt auf dem Abhang verschiedener Hügel, und soll 100,000 Einwohner haben.

Sie ist darum sehr dunkel, weil die Häuser hoch, die Straßen eng und die oberen Stockwerke etwas vorgebauet, sogar oben die gegenüber stehenden Häuser öfter durch Luftbrücken mit einander verbunden, und an mehreren Stellen Thore angebracht sind, wie dieß sonst auch in Europa*) der Fall war, welche des Abends zugeschlossen werden, so daß dann die Stadt in mehrere, ganz von einander abgeschlossene Viertheile getrennt ist. Die Hauptmoschee in Fez hat die abweichende Einrichtung vor allen andern Moscheen, daß darin ein abgeschlossener Platz für die Frauen sich befindet. Da Muhamed nämlich den Frauen keinen Platz im Himmel angewiesen hat, so fehlt ihnen derselbe auch in den Moscheen und diese armen Wesen entbehren also auch in der Regel der gemeinschaftlichen Erbauung und Belehrung. Außer der Hauptmoschee wird die des Mulei Edris besonders in Fez besucht. Sie ist diesem Manne, dem Erbauer von Fez, der zu den Heiligen gehört, gewidmet, enthält sein Grab, das von Lampen und Kronleuchtern erleuchtet wird und hat den höchsten Thurm in der Stadt. Der größte Verbrecher, der sich in diese Moschee begibt, ist sicher. —

Der Palast des Sultan besteht aus einer Masse Höfe, die theils halb ausgebauet, theils verfallen

---

*) In Peking ist das eben so.

sind und als Eingänge in größten Theils kleine Zimmer dienen. Das Zimmer, worin der erste Minister seine Arbeiten verrichtet, gleicht einem schmuzigen Gefängnisse. Sein Schreibwerk ist so klein, daß wenn er ausgeht, er seine sämmtlichen Papiere zusammen rollt und unter den Arm nimmt. Das Audienzzimmer des Sultans ist in einem kleinen Häuschen, das einem Zollhause in Europa gleicht. Es enthält nur 15 Fuß Länge und Breite. Der Sultan liegt bei der Audienz entweder auf einem Bette oder sitzt auf einem Armstuhle. Die Meisten, welche Audienz haben, müssen vor der Thüre stehen bleiben.

Der Fluß Fez fließt durch den Palast und dann durch die Stadt, worin er viele Mühlen treibt. Kornläden findet man in Fez sehr viel, an Marktplätzen und Speisewirthschaften fehlt es nicht. Die Kaufleute mit gleichen Waren, so wie die gleichen Handwerker wohnen zusammen. Die Bäder findet man sehr bequem eingerichtet. In manchen sind mehrere Zimmer an einander gereihet, eins immer wärmer als das andre, damit man sich nach Belieben eines wählen kann. Jedes Zimmer ist mit kaltem und warmem Wasser, so wie mit einer Badewanne und sonstigen Badebedürfnissen versehen. In dem heißesten Bade fand Don Badia die Wärme der Dämpfe 30 Grad Reaumur, in dem Ankleidezim-

mer waren 22 Grad, und draußen 9 Grad. Alle diese Zimmer haben nur kleine Fenster nach oben zu, wie in den Schiffen manche Kajüten.

Fez hat ein sehr reiches Pflegehaus, welches aber nur zur Aufnahme von Wahnsinnigen bestimmt ist. Durch einige Vermächtnisse ward auch etwas zur Verpflegung und Beerdigung von kranken Störchen und Kranichen ausgesetzt, indem die Vermacher des Glaubens starben, der sich wohl hin und wieder auch in Europa findet, daß diese Thiere in einem andern Erdtheil Menschen wären, welche nur auf eine Zeit lang Vogelgestalt angenommen hätten.

Auf 2 Hügeln liegen neben der Stadt 2 Festen, kleine Citadellen, welche mit Kanonen besetzt werden, wenn sich das Volk empört, um damit die Stadt zu beschießen, wozu es freilich an Zielern fehlen würde.

Der Zustand der Wissenschaften und Künste ist in Fez nicht besser, wie in andern muhamedanischen Städten, obgleich man Fez gern als den Mittelpunkt der muhamedanischen Weisheit in Afrika betrachtet. Man lehrt in den Schulen, wovon einige 2000 Schüler haben, die Sternkunde in Verbindung mit der Sterndeuterei, aber die Raumlehre fast gar nicht; doch kennen die Lehrer den Euklid, so wie die Weltkunde nach Ptolemäus und Aristoteles. Sie

nagen also nur an den Schätzen verschollener Jahrhunderte, in welchen die Araber sich die griechische Weisheit aneigneten.

In der Vorstadt Neufez wohnen ungefähr 2000 jüdische Familien, deren Mitglieder nur barfuß nach der Stadt kommen dürfen. Doch scheinen sie viel wohlhabender, als ihre Glaubensgenossen in Tanger zu seyn. Die Lederbereitung und die Teppichwirkerei in Fez sind ganz vortrefflich, man findet in Europa nichts Aehnliches. Die Teppiche von Fez übertreffen an Weichheit selbst die türkischen, haben aber keine so schönen Zeichnungen. In allen übrigen Gewerben steht Fez gegen europäische Betriebsamkeit zurück. In Fez wird im Gegensatz gegen andre afrikanische Städte, viel Fleisch und wenig Gemüse gegessen. Don Badia erwähnt auch eine Pflanze, deren sich die Bewohner von Fez als Gewürz, als Arznei, als Tabak und noch in andrer Form als Berauschungsmittel bedienen; da er aber im Winter dort war, lernte er die Pflanze selbst nicht kennen. Man nannte sie Kiff, vielleicht ist sie eine assa foetida. An Speisen ist Ueberfluß in Fez. Man kauft für einen Thaler 1 Dutzend Hühner und 20 Pfund Fleisch. Die meisten Leute richten den Brotteig zu Hause zu und schicken ihn dann zum Bäcker. Das meiste Obst kommt von Tafilet nach Fez.

Den 13ten Januar 1804 erlebte Don Badia ein Erdbeben in Fez, doch richtete es nur geringe Verwüstungen an. Bald darauf kam der Fastenmonat (Ramadan). Sein Anfang wurde durch viele Flintenschüsse von den Bergen um die Stadt bemerklich gemacht, so wie durch schauerliche Trompetenstöße von den Thürmen. Diese Trompetenstöße dauern während der ganzen Fastenzeit. Mehrere Muhamedaner werden wie rasend in dieser Zeit, theils durch das Fasten, theils durch das beständige Lesen im Koran und in den Büchern, welche denselben erklären. In der letzten Nacht der Fasten wird in allen Moscheen der ganze Koran laut vorgelesen, wobei sich die Vorleser ablösen. Alle Häuser sind dann erleuchtet und die Menschen wogen in den Straßen auf und ab, in die Moscheen und aus denselben. Alle Nächte ziehen, während des Ramadan, gegen Morgen Leute aus den Moscheen, mit großen Knitteln und schlagen damit an die Häuser, damit jeder aufsteht und ja vor Sonnenaufgang frühstückt.

Don Badia erlebte nach Beendigung der Fasten auch das freudige Osterfest in Fez. Es ward an einem besondern Ort außerhalb der Stadt gefeiert. Man hatte dazu ein Viereck von 60 Fuß Länge an jeder Seite, von 3 Seiten mit Tuch umzogen und in der Mitte desselben einen Rednerstuhl ange-

bracht. Etwa 600 Menschen, die Angesehnsten aus Fez, waren in dem Viereck, und außer demselben hatten sich aus der ganzen Umgegend über 200,000 Menschen versammelt. Nachdem der Sultan sich in das Viereck begeben hatte, fing der Gottesdienst an. So oft der Imam (Geistliche) und der Mudden (Küster) ausriefen: allahu akibar (erhabenster Gott), so ward dieß von allen Geistlichen und Küstern, die unter dem Volk vertheilt waren, wiederholt, und es knieten alle Leute 2 bis 300,000 nieder, ihren Sultan an der Spitze, in dem großen Dom des Himmels. Nach dem Gebet bestieg ein Hofgeistlicher die Bühne und hielt eine Predigt, nach welcher ein Gebet den Gottesdienst endigte. Der Sultan ging dann aus dem Viereck, stieg zu Pferde und ließ die verschiedenen Kriegerscharen aus den Provinzen vor sich vorüber ziehen, die dann allerlei Kriegsübungen anstellten, ihre Flinten abfeuerten und 3 Tage dieses Tummeln und Rennen fortsetzten. Jede Kriegsschar, die vor den Sultan vorüberzog, rief dabei aus: „Gott segne das Daseyn unsers Herrschers!“ —

Die Geistlichen machen, nach Don Badia's Erzählung, bei den Muhamedanern gar keinen eignen Stand aus, und können deßhalb sich nie vom Volk als Bevorrechtete und Herrschende absondern. Sie treiben außer ihrem geistlichen Amt, bürgerliche Ge-

werbe und haben dieselben Pflichten zu erfüllen, die jedem Bürger obliegen. Sie stehen also äußerlich so, wie die Geistlichen in der evangelischen Kirche.

Die Muhamedaner feiern den Freitag als ihren Sonntag, aber nicht ganz so, wie die Christen, denn sie arbeiten auch diesen Tag eben so, als an den andern, nur verrichten sie vor dem Mittagsessen in der Moschee ihre Gebete und Reinigungen. Das Wort Islam, wovon die Muhamedaner Muselmänner genannt werden, heißt gänzliche Ergebung in den Willen Gottes, und bezeichnet den Grundzug des Muhamedthums. Auf diese Ergebung arbeiten hin der Glaube an einen Gott, die Reinigungen, die Gebete, das Almosengeben, die Fasten und die Pilgerungen. Der Glaube an die göttlichen Sendungen von Noah, Abraham, Moses, die Propheten und Jesus Christus sind Bedingungen des Islam; ein Jude, der sich zum Islam bekehrt, muß also an Jesus Christus zugleich glauben. Die Muhamedaner aber läugnen, daß Christus gestorben wäre, sie meinen, er sei ohne Kreuzigung gen Himmel gefahren. Den meisten Muhamedanern ist der tiefere Sinn ihres Glaubens nicht aufgegangen, sie thun ihren Gottesdienst mit Aeußerlichkeiten ab, und leider halten die Imams hierauf mehr, als auf ein sittliches Leben. Man kann im Muhamedthum der

größte Verbrecher seyn und doch ein Heiliger werden.

Don Badia fand das Leben in Fez ziemlich langweilig. Er machte mit einem Großen eine Ausflucht aufs Land, aber hatte auch dort wenig Freuden, wie es denn überhaupt unter den Muhamedanern wenig Freuden gibt. Ihr Hauptgelüst ist Geld zu sammeln und es zu verstecken, indem es ihnen leicht genommen wird; weßhalb auch, außer den Prinzen, Keiner seinen Reichthum zu zeigen wagt. Tanz und Musik werden bei den Muhamedanern größten Theils den Sklavinnen überlassen, Wein zu trinken, wodurch viele Lust in Europa erzeugt wird, das ist verboten, wissenschaftliche Unterhaltungen erlaubt die Unwissenheit nicht, Gespräche über Staatsverhältnisse sind eben so wenig möglich, denn es fehlt an Zeitungen. Essen, Thee trinken, Beten und einige kindische Spiele machen, das ist außer der Arbeit alles, was der Muhamedaner hat. — Während seines Aufenthaltes auf dem Lande vertrieb Don Badia sich mit seinen Gefährten die Zeit dadurch, daß ein Ring unter Tassen versteckt ward und daß beim Finden und Nichtfinden mit einem Plumpsack Streiche auf die Hand gegeben wurden.

Die Langweile, welche Don Badia hatte, ward aber bald durch eine für diesen Spanier anziehenden Gegenstand unterbrochen. Der Sultan schickte sei-

nen Hofsterngucker Sidi Ginnan an ihn, welcher ihn, mit der größten Höflichkeit, beleidigte. So gab es etwas zu erstreben. Don Badia beklagte sich bei dem Bruder des Sultan über die Beleidigung, die besonders darin bestand, daß dieser Sterngucker den Fremden zu einer Audienz zum Sultan abgeholt und ihm bloß die Stelle gezeigt hatte, an welcher der Sultan beim Gebet zu sitzen pflegte. Der Sultan zeichnete aber dafür bald Don Badia auf das Glänzendste aus, nannte ihn seinen Sohn, beschenkte ihn mit seiner eignen Kopfbekleidung, ließ ihn mit dieser Zierde durch den ersten Imam, den Mufti, in die Moschee führen, damit das Volk seine Auszeichnung sehe und den göttlichen Segen für ihn daselbst erbitten. —

Die Vorhersagung zweier Sonnen- und Mondfinsternisse erhob Don Badia noch mehr. Da die Sonnenfinsterniß sehr sichtbar war, so brachte sie alle Einwohner von Fez in Bestürzung und dieß um so mehr, da Alle durch die Vorherverkündigung darauf aufmerksam gemacht waren. Der Kadi schickte seinen Sohn in voller Angst zu Don Badia, um zu fragen, ob denn nicht noch das Unglück kommen könne, wenn die Sonnenfinsterniß vorüber sei. Man meinte auch allgemein, daß der, welcher eine Sonnfinsterniß vorher sagen könne, wohl im Stande seyn müsse, die Schicksale aller Menschen vorher zu sagen, und

kamen deßhalb viel Leute zu Don Badia, um ihre Loose im Voraus zu erfahren. Manche wollten auch von ihm wissen, wohin ihre verlornen oder gestohlnen Sachen gekommen seien, und Kranke verlangten Gesundheit.

Der Sultan war indeß nach Marokko abgereist und Don Badia folgte ihm den 27sten Februar 1804 auf seine Einladung. Einige Stunden hinter Fez führte der Weg vor mehreren Salzseen vorbei, von denen viel Salz gewonnen wird. Der Frühling war schon weit vorgerückt. Auf den Wiesen standen sehr schöne Ranunkel und mehrere Arten Strahlenblumen. Die Einwohner von mehreren Dörfern, vor denen Don Badia vorbei zog, baten ihn, für sie zu beten; so weit hatte sich sein Ruf verbreitet. Die meisten Dörfer bestanden aus schwarzen Zelten, von Hirtenvölkern bewohnt, die besonders viel Ziegen und Kühe hatten.

Den 28sten Februar schlug der Reisende sein Lager bei einer Kapelle auf, worin sich die Gräber mehrerer Heiligen befanden. Es ward daneben gerade ein Markt gehalten, der alle Donnerstage Statt findet und wohl von 3000 Menschen besucht wird. Die Verkäufer bringen lebendiges Vieh und allerlei Früchte dahin. — Von dem Vorsteher der Kapelle erhielt Don Badia als Gegengeschenk gegen die gegebenen Almosen vortreffliche Citronen und Pomeranzen. — Bei der Fortsetzung seiner Reise

kam er durch einige ganz elende Dörfer, worin häßliche Menschen wohnten, die klein, mager, kupferfarbig oder gelblich waren, ein mißtrauisches, tiefsinniges Ansehen hatten, und recht offenbar an ihrer Stirn den Druck ihrer Regierung trugen. Die Bewohner aller dieser Gegenden sind Araber. Die Männer führen gewöhnlich Flinte, Degen und Dolch, die Frauen tragen einen Rock, ein Gewand um den Leib und ein Tuch um den Kopf.

Schreckliche Stürme und Regengüsse verhinderten den Reisenden den 1sten März sein vorgestecktes Tagesziel zu erreichen. Er schlug früher bei einem Dorfe sein Zelt auf, in das sich allerlei Ungeziefer hinein schlich. Eine prächtige Kröte setzte sich auf sein Schreibzeug, entfernte sich, jedoch bescheidentlich, als er die Thüre öffnete. Den folgenden Tag ging die Reise durch einen großen Wald von Mastixbäumen, von Steineichen und wilden Mandelbäumen, die gerade in voller Blühte standen. Es fehlte dieser schönen Gegend, die fast Alles von selbst erzeugt, weiter nichts, als eine gute Regierung und fleißige Hände, um sie zu einem Eden umzuschaffen, während jetzt elende arme Menschen in Schmuz auf diesem schönen Boden leben. Den 4ten März reiste Don Badia vor Salee*)

*) Salee war in früheren Zeiten als Raubort berüchtigt. Es machte eine Art Freiereichsstadt aus, wie auch Rabat.

vorbei, setzte dann über einen Fluß, und kam nach Rabat, wo man ihm das Schloß zur Wohnung anwies, von wo aus er auf die See und auf das Land eine schöne Aussicht genoß. Er verweilte 5 Tage dort und wurde von dem Ortsbefehlshaber mit allem Nöthigen versehen. Dieser sonst als Handels- und Raubstadt berühmte Ort, hat jetzt kein einziges Schiff mehr. Er enthält das Grabmal des vorigen Sultans Sidi Mohamed. Auf der Ostseite von Rabat, liegen die Trümmer einer ehemaligen Stadt, welche von den Karthagern erbaut seyn und Schella geheißen haben soll. Es befinden sich die Gräber einiger Heiligen darin, unter andern auch eines Sultans El Monsour. An den Ufern des Flusses von Rabat liegen treffliche Orangengärten, die so stark und dichtlaubig sind, daß man um Mittag aus ganz im Schatten darin gehen kann. Don Badia will diese Gärten allen europäischen vorziehen. — Den 10ten März verließ derselbe diesen Ort, fand auf dem Felde schon Gerste, die Aehren hatte, und kam den 16ten zur Stadt Azamor, die an dem Flusse Morbea liegt, der außerordentlich reißend ist, und deßhalb nach der Meinung der Leute von Wasserteufeln bewohnt wird.

Als beide Städte aber unter das Joch des Sultans kamen, fingen sie an, zu sinken, denn die Räuber wurden nun wieder beraubt von dem Großräuber.

Der Fluß entspringt auf dem Atlas-Gebirge, dem sich der Reisende den 19ten bedeutend näherte, indem er 4 riesenmäßig in die Höhe streckende Kuppen sah. Den 20sten erblickte er viele mit Schnee bedeckte Gipfel und lagerte am Fuß der Vorberge dieser merkwürdigen Bergreihe. Den 21sten sah er, da er auf einen Höhenzug kam, die Stadt Marokko in einer Ebne liegen. Eine lange Brücke führte ihn über den Fluß Tansif des Nachmittags um 2 Uhr nach der Stadt.

Zweite Fahrt.

Von Marokko nach Mogador, und von da über Marokko und Fez nach Tripoli.

Don Badia ward von dem Hofe in Marokko und seinen übrigen Freunden mit vieler Freude empfangen und erhielt sogleich bei seiner Ankunft von der Tafel des Sultans einen Vorrath Milch, welches hier das gewöhnlichste Getränk ist. Einige Tage darauf beschenkte ihn der Sultan mit ansehnlichen Gütern, namentlich mit einem Lustschloß und den dazu gehörigen Aeckern, Gärten, Palm- und Olivenpflanzungen, so wie mit einem großen Hause in Marokko. Das Lustschloß mit seinen Umgebungen war von dem Va-

ter des Sultans angelegt, und wurde von ihm sonst bewohnt. Der Umfang desselben betrug ½ Stunde, und war durch eine hohe Mauer bezeichnet. Bäche, die von dem Atlasgebirge kommen, bewässerten die Pflanzungen darin.

Der Sultan verweilte aber nicht lange in Marokko, sondern kehrte bald nach Mequinez zurück, während Don Badia auf dessen Vorschlag eine Lustreise nach Mogador unternahm, wohin 3 Kriegsbefehlshaber mit ihren Schaaren bestellt waren. Bei heiterm und heißem Wetter reiste Don Badia den 26sten April dahin ab und hatte 5 Zelte bei sich, eines für sich, eines für seinen Priester, eines für die Küche, eines für seinen Bedienten und eines für die Wache, welche aus 5 Mann zu Pferde von der Leibgarde des Sultans bestand. Die Gegend, durch welche die Reise ging, war vortrefflich. Die Leute beschäftigten sich eben mit der Gerstenernte. Hinter den Fruchtfeldern standen die Arganbäume, ganz wild gewachsen, in großer Menge. Die Arganbäume (elaeodendron Argan nach Wildenow) gehören zu den Olivenbäumen*), und liefern ein

---

*) Der Arganbaum (elaeodendron) ist gar nicht zu verwechseln mit dem eigentlichen Oelbaum (olea). Man nennt ersteren wohl Oelholz und letzteren Oelbaum. Die Blumen vom ersteren haben 5 Staubgefäße, die vom letzteren 3. Von dem Oelholz gibt es auch eine Art ohne

treffliches Oel. Sie sind mit Dornen besetzt, und tragen viele große Früchte, die gewöhnlich mit harzigem Leim bedeckt sind. Das Mark, welches von diesen Früchten, nach Ausscheidung des Oeles, übrig bleibt, gibt ein nahrhaftes Futter für das Hornvieh. Es befindet sich zwischen Marokko und Mogador ein Wald von 10 bis 12 Tagen von diesen Bäumen, bei denen die Menschen weiter nichts zu thun haben, als, daß sie die Früchte abnehmen.

Den 30sten langte Don Badia in Mogador an, nachdem er über eine Sandebene gereist war, die ein kleines Vorspiel von der Wüste Sahara gab. — Die Stadt Mogador, oder Suera ward von dem Sultan Sidi Mahomed gebauet, ist regelmäßig angelegt und von Mauern und Kanonen gegen die streifenden Araber landwärts, und durch eine besondere Bastei seewärts geschützt. Eine Insel, welche eine halbe Meile vom Lande liegt, bildet den Hafen. Die Stadt muß ihr Trinkwasser über eine Meile weit leiten und ist überhaupt eine traurige Stadt, da sie landwärts ganz von Flugsand umwogt wird. Nur in einer Entfernung von einer halben Stunde trifft

---

Stacheln, genannt das morgenländische Oelholz (elaeodendron orientale). Von dem Oelbaum gibt es viele Arten, als den europäischen mit vielen Abarten, den kapischen, den amerikanischen, den wohlriechenden und den von Madagaskar. Aus den Früchten des erstern preßt man das meiste Baumöl.

man Arganwälder. In der Stadt leben mehrere europäische Kaufleute und Konsuln, so wie auch eine Anzahl Juden, die hier mehr Freiheiten haben, als in den andern Städten des Reichs. Sie dürfen sich sogar nach Belieben kleiden.

Don Badia hielt sich 10 Tage in Mogador auf und wohnte öfter den Pferderennen und Scharmützeln bei, welche 3 Pascha's mit ihren Kriegern in der Zeit daselbst anstellten, wobei das Pulververschießen und das Lärmen die Hauptsache zu seyn schien. Man führte ihn auch auf ein Schloß des Sultans, welches an dem Gebirge mitten in einem Walde lag, wo man ein Gastmahl veranstaltet hatte. Tausend Reiter hielten bei der Rückkehr von da ein Pferderennen. In einem andern Schloß fand der Reisende einen schönen Falken, der sich ein Zimmer desselben zum Aufenthalt gewählt hatte, weil das ganze Schloß leer stand.

Mogador war der südlichste Punkt im marokkischen Reich, zu dem Don Badia gelangte. Der Engländer Lempriere kam noch weiter, nämlich bis nach Tarudant, welche Stadt in einer schönen Gegend liegt, und als die südlichste Gränzstadt des marokkischen Reichs betrachtet werden kann. Lempriere mußte hier als prinzlicher Arzt, in einem Hause in der Judenstadt zubringen, das man für das beste in dieser Stadtabtheilung ausgab, wovon

aber doch in einer Nacht eine Wand einstürzte. Von Tarudant, so wie von Tafilet gehen bisweilen Handelskarawanen aus 2 bis 300 Personen bestehend nach Timbuktu. Sie führen allerlei Zeuge dorthin, so wie kleine Spiegel, Tabak und Salz. Die Reise ist sehr beschwerlich, weil an einigen Stellen sogar 9 Tagereisen, ohne daß man Wasser findet, gemacht werden müssen. Aus Timbuktu bringen die Karawanen Sklaven, Elfenbein und Goldstaub zurück. Unterwegs müssen sie sich mit Geschenken durch die wilden Stämme der Wüste durchhelfen. Lempriere erfuhr in Tarudant, daß im Jahr 1781 zwei Christen durch die Wüste Sahara gereist waren, nämlich 2 Franzosen, die von Senegal nach Marokko kamen, um, wo möglich, noch ihrem Vaterlande die Nachricht zu bringen, daß die Engländer sich am Senegal einiger Plätze bemächtigt hätten.

Mit einer Bedeckung von 15 Mann, welche ein Officier befehligte, kehrte der als großer Prinz reisende Don Badia zurück, und machte auf dieser Reise sogar einen Versuch, sich des Sonnenschirmes zu bedienen, was in Marokko nur ein Vorrecht des Sultans und seiner Prinzen ist. Alle Dörfer, die bei seinem Hinzuge nach Mogador aufmerksam auf ihn geworden waren, empfingen ihn jetzt auf das Feierlichste. Die Männer stellten sich in Reih' und Glied und grüßten also: „Gott segne das Daseyn

unsers Herrn!" — Die Greise und Kinder überreichten ihm saure Milch und Alle baten ihn, doch zu verweilen. Besonders ward er viel ersucht, doch ein Gebet zu halten, wofür die Leute ihn mit Pferderennen und Abfeurung von Gewehren beehrten. Wo er übernachtete, dahin brachten die Dorfvorsteher in der Regel einen tüchtigen Hammel, ihn an den Hörnern führend. Andre schickten auch Mehlspeisen, Hühner, Gerste und Obst, die Don Badia's Haushofmeister in Empfang nahm. Nur die Angesehnsten der Geber wurden von ihm zum Thee eingeladen.

Den 15ten Mai erreichte unter diesen Ehrenbezeigungen der verkappte Spanier wieder Marokko. Diese Stadt heißt auch Marrakſch, steht als Hauptstadt noch in hohem Ansehn, hat aber durch eine Reihe von Kriegen und Empörungen, Pesten und Seuchen sehr gelitten, so daß sie nur den Schatten ehemaliger Herrlichkeit an sich trägt. Sonst soll sie 700,000 Einwohner gehabt haben, die bis auf 30,000 herab geschmolzen sind. Die alten Stadtmauern umfassen einen Kreis von 3 Stunden Umfang, der aber jetzt größten Theils mit Trümmern und Gärten bedeckt ist. Breite und enge Straßen wechseln in der Stadt, und einige Gassen sind bald schmal, bald breit. Die Eingänge zu den größten Häusern haben aber kaum die Breite, daß ein Pferd durch kann. Diese Enge der Eingänge macht man absicht-

lich, damit bei Empörungen sich die Großen desto eher gegen das wüthende Volk vertheidigen können; da Empörungen hier, wie in der Türkei, zu der alten hergebrachten Ordnung der Dinge gehören. Besonders herrschen sie bei dem Tode des Sultans, wo sich dann alle Anverwandte um die Sultanwürde streiten, weil das Recht der Erstgeburt nicht eingeführt ist. Die angesehnsten Häuser sind aus demselben Grunde auch alle mit Schießlöchern versehen; so daß Marokko wie manche andere Städte im Morgenlande, als eine Zusammensetzung aus vielen kleinen Burgen und Festen betrachtet werden kann.

Unter den Moscheen von Marokko zeichnet sich die von El Moazim am meisten aus. Sie ward vor 300 Jahren gebauet. Die bei ihr angestellten 10 Iman's müssen ihr Brot größten Theils durch ihre Händearbeit verdienen. Die Moscheen des Schutzheiligen der Stadt, des Sidi Belabbes ist mit geschnitzten und gemalten Arabesken schön geziert, mit farbigen, gefirnißten Ziegeln gedeckt und mit einer niedlichen achteckigen Kuppel versehen. Das Grabmal des Heiligen bedecken und umhangen Tücher und Teppiche. Neben dieser Moschee befinden sich mehrere Höfe mit Säulengängen und Zimmern, die zu Wohnungen von Armen, Verstümmelten, Greisen und Schwachen bestimmt sind. Don Badia fand 1800 solcher Unglücklichen hier, die von Almo-

sen und den Einkünften der Moschee erhalten wurden, aber einen höchst traurigen Anblick gewährten, da es an aller Ordnung und zweckmäßigen Einrichtung fehlte, und diese Elenden im schrecklichsten Wirrwarr unter einander lebten. Diese Moschee ist zugleich eine wichtige Zufluchtsstätte für Verfolgte. Kein Despot hat bisher gewagt, diese Zufluchtsstätte mit Blut zu beflecken, weil er das ganze Volk dadurch empören würde. Der Vorsteher dieser Moschee heißt der Alke und wird schon bei seinen Lebzeiten für einen Heiligen gehalten.[1] Solche Heilige haben in Marokko großen Einfluß auf die Staatsgeschäfte. So lebten, als Don Badia in Marokko war, 2 Heilige im Lande, welche ganze Provinzen beherrschten. Der eine wohnte in Tedla, und wagte es selbst, dem Sultan entgegen zu handeln, und eine Moschee, die er wider seinen Willen erbauet hatte, in einen Stall zu verwandeln. Als der Sultan ihm darauf, um ihn anderweitig zu gewinnen, ein Geschenk von tausend Dukaten schickte, so sandte er demselben dagegen 1000 Schafe, was hinlänglich beweist, daß solche Heiligkeit einträglich ist. Aber wohin die Heiligen kommen, da empfangen sie Geschenke, weil das Volk glaubt, von ihnen hinge aller Segen des Himmels ab. Alles sucht Rath bei ihnen, selbst die Vorsteher der Provinzen, und Keiner kommt mit leeren Händen. In der Re-

gel predigen die Heiligen den Gehorsam gegen den Sultan, sie sind aber fast immer von Bewaffneten umgeben, und können deßhalb nöthigen Falls auch ihren Reden gegen den Herrscher Nachdruck geben. Sind sie auf Reisen, so begleitet sie eine Menge Arme, Loblieder singend und von den Almosen lebend. Die Heiligkeit erbt häufig von dem Vater auf den Sohn.

Don Badia, bei dem man freilich auch nicht weiß, woher er alles Geld nimmt, schenkte einem Heiligen 1000 Sechsgroschenstücke, und erhielt als Gegengeschenk eine Löwenhaut, worauf der Heilige 13 Jahre seine Gebete verrichtet hatte, nebst Zuckerwerk. Dieser Heilige reiste in einer Sänfte, welche zwischen 2 Maulthieren hing, und ward von einer Menge seiner Söhne (denn er hatte gleich andern Muhamedanern mehrere Frauen) begleitet.

Marokko hat neun Thore. Der Palast bildet eine Stadt für sich, die wohl 1½ Stunde in Umfang hat. Wer zur Audienz beim Sultan will, muß durch 4 große Höfe. Don Badia, der viel Geehrte, hatte das Glück, vom Sultan selbst in einem Theil des Palastes herumgeführt zu werden, besonders in solchen Zimmern, die auf europäische Art eingerichtet waren.

Die Judenwohnungen in Marokko, bilden auch eine Stadt, welche des Sonnabends ganz verschlos-

sen wird, so daß Keiner heraus darf. Es wohnen 2000 Juden darin. Die Jüdinnen sahen wohlgebildet aus, die Juden aber häßlich. Es scheint, als wirke die Sklaverei, worin sie leben, selbst auf ihre Gesichtsbildung ein.

Vor Alters war Marokko weit und breit mit Gärten umgeben, zu deren Bewässerung man vom Atlasgebirge Quellen herabgeleitet hatte, welche Tausende von Springbrunnen bildeten. Viele Wasserleitungen bei diesen Anlagen sind vernichtet. Die Dattelpalme ist der häufigste Baum um die Stadt, aber die Früchte, welche sie trägt, sind bei weitem nicht so gut, als die Datteln aus Tafilet.

Zwischen der Stadt und dem so zu nennenden Don Badiaschen Lustschloß befindet sich eine Vorstadt von Marokko, welche von lauter Aussätzigen bewohnt ist; die abgeschlossen von der übrigen Welt nur im Verkehr unter einander ihr Leben dahin bringen, und den Aussatz auf die Kinder forterben. Wer in der Stadt mit dem Aussatz befallen wird, den gesellt man ihnen bei.

Man sieht von Marokko aus das Atlasgebirge, dessen höchste Spitzen sich wohl von 12 bis 14,000 Fuß erheben. In diesem Atlasgebirge wohnen Berbern, die öfter nach Marokko kommen, um manche Gebrauchsgegenstände einzukaufen.

So dehnen sich also die Berbern vom Nil bis

zum Atlas aus und sind die eigentlichen Bewohner Nordafrika's, über die sich im 7ten und 8ten Jahrhundert die Araber ergossen. — Lempriere erzählt von den Berbern im Atlasgebirge; sie wären starke kriegerische Leute, die weder Hemden, noch Beinkleider trügen, ihre Haare bis auf den Nacken abschnitten, wie dieß Menu eben so bei den Berbern am Nil fand, ihre Waffen über Alles liebten, in Lehmhütten und in Felsengrotten wohnten, Ackerbau und Viehzucht trieben, nur ungern den Mauren gehorchten, und für die Handwerke Juden unter sich hätten. — Käme doch eine europäische Macht diesen Berbern zur Hilfe, vielleicht könnte man sie auch wieder zu dem Glauben ihrer Väter, zum Christhum bringen!

Eine Krankheit hielt Don Badia mehrere Monate in seinem Schlosse Semelalia zurück, so daß er wenige Beobachtungen machen konnte. Er mußte sein eigner Arzt seyn, hatte mehrere schwere Rückfälle, geneste aber doch endlich wieder. Aus dem Tagebuche, welches er in dieser Zeit führte, mögen hier einige Bemerkungen ihren Platz finden.

„Im Mai standen die Granatbäume, Datteln und Oelbäume in voller Blühte, man erntete Gerste und aß Aprikosen. Zu Ende Junius fing die Feigenzeit an und dauerte bis in die Mitte des August. Im Julius gab es viel Melonen. Gegen Ende des Au-

gust kamen die Datteln von Tafilet zum Vorschein und man hatte schöne Trauben feil. Im Junius und Julius brachte man das meiste Gemüse auf die Märkte, Kürbisse und andres, auch erntete man das meiste Getreide. Den 31sten Julius tödteten meine Leute eine 6 Fuß 4 Zoll lange Schlange in meinem Garten. Leider konnte ich mich nicht viel mit diesem Thiere abgeben, da es bei den Muhamedanern unrein ist. An demselben Tage sah der Himmel wie feurig von einem Nebel aus, während die Sonnenscheibe mattweiß war. Die Datteln und Oliven in meinem Garten wurden erst im November abgepflückt. Im December hatten noch die meisten Bäume ihr Laub und ich besaß in meinem Garten alle Gattungen Gemüsekräuter, als Rettige, Zwiebeln, Knoblauch, Lattich, Bohnen, Weißkraut, Pastinaken u. s. w. Des Nachts und des Morgens war es im November schon recht kühl; die Frösche und Kröten zogen sich zurück und die Störche begaben sich nach Sudan. Im December traten starke Regengüsse ein. Drei Störche waren so einheimisch in meinem Garten geworden, daß sie nicht wegzogen. Man hatte ihnen zuerst die Flügel abgeschnitten und so sie gezähmt; sie blieben jedoch auch, als ihnen die Flügel gewachsen waren. Mit ihnen hüpften 4 zahme Gazellen im Garten umher, so wie ansehnliche Scharen von Kaninchen und Repphühner."

So weit aus dem Tagebuche; neben welchem der Reisende doch auch, trotz dem, daß er sich sehr in Acht nehmen mußte, eine nicht unbedeutende Sammlung von Steinen, Pflanzen und Thieren zu Stande brachte. Als er völlig wieder gesund war, im Januar 1805 kehrte auch der Sultan nach Marokko zurück und Don Badia, der in der Abwesenheit mit dem Bruder des Kaisers viel gebriefwechselt und während seiner Krankheit besondere Erkundigungsboten vom Sultan erhalten hatte, ward auch jetzt wieder mit allerlei Ehrenbezeigungen überhäuft, wovon jedoch ihm eine sehr lästig ward. Es übersandte ihm nämlich der Sultan 2 Frauen. Weil er nicht zum Heirathen, sondern zum Reisen geneigt war, so schlug er dieß Geschenk aus. Indeß brachte dieses Ausschlagen ihn in große Verlegenheit. Die Frauen durften nicht wieder in des Sultans Frauenburg zurück kehren; wo sollte man jetzt mit ihnen hin! — Es nahm sich wohl endlich der Bruder des Sultans ihrer an, jedoch konnte die Zurückweisung nicht verborgen bleiben und war immer eine Beleidigung für den Sultan. Don Badia blieb darum am Ende nichts Anderes übrig, als die Frauen anzunehmen. Eines dieser weiblichen Wesen war eine Weiße und das andre eine Schwarze. Don Badia ließ in seinem Palast die nöthigen Zimmer für sie einrichten und sie mit Zucker, Kaffee und Thee,

mit Kleidern, Schmuck und einem Beutel voll Goldstücke versehen. Darauf trug er der Weißen auf, sie solle die Schwarze als ihre Dienerinn in ihren Schutz nehmen und sich in Allem, was sie benöthigt wäre, an einen seiner ersten Beamten wenden, der für Alles sorgen würde, da er selbst nach Semelalia reise.

Bald nach dieser Begebenheit ließ Don Badia es am Hofe merken, es sei nun die Zeit gekommen, daß er seine Reise über Algier, Tunis, Tripoli und Kairo nach Mekka antrete, wovon ihn aber der Sultan und die Hofleute gern zurück halten wollten, indem sie ihm vorstellten, der Sultan selbst habe die Pilgerreise nicht gemacht, und man könne ja einen Pilger für sich bevollmächtigen, welches eben so verdienstlich sei, als wenn man die Reise selbst mache. Der Sultan brachte selbst einen ganzen Tag bei ihm zu, aß und trank dort, unterzeichnete daselbst seine Befehle und beschenkte seinen Günstling mit 2 ganz ausgesuchten Teppichen. Indeß dieser blieb seinem Plane getreu, die Reise nach Mekka über Tripoli und Aegypten zur See anzutreten, nahm von dem Sultan und seinem Bruder einen herzlichen Abschied, erhielt von Ersterem ein, mit rothem Tuch gefüttertes, kostbares, mit silbernen Franzen versehenes Zelt, worin er von 12 Geistlichen vor der Abreise gewisse Reisegebete verrichten ließ. Auf

den besondern Wunsch, welche die weiße, ihm verliehene Frau, Namens Mohanna, äußerte, die Reise mit zu machen, ließ Don Badia auch eine Sänfte für sie einrichten, und zwar eine solche, welche auf ein Maulthier oder Kameel gesetzt wird, während die schwarze Frau zu Fuß gehen mußte, da sie nur als Sklavinn betrachtet ward. Beide erhielten für sich ein großes Zelt. Die Verwaltung seiner Güter übertrug der Pilger dem Pascha oder Oberbefehlshaber von der Stadt Marokko.

Der Sultan Muley Soliman, der dem verkappten Spanier so viel Gunst bewies, hatte sich nach einem bedeutenden Kampfe mit einem Bruder, der jetzt dürftig in Kairo lebte, des Throns bemächtigt. Er besaß noch 2 andre Brüder, wovon der eine, Muley Abdsulem, der ältere, Don Badia's Herzensfreund, bei und mit ihm im Frieden lebte, der andre aber sich in Tafilet aufhielt. Muley Soliman war in den Grundsätzen seines Glaubens wohl bewandert, übte sie genau aus, und gehörte zu den Geistlichen oder Gesetzlehrern (Fakieh). Er liebte die Einfachheit und drang auf Vernichtung alles überflüssigen Aufwandes bei seinen Unterthanen. Er ließ deßhalb alle Tabakspflanzungen in seinem ganzen Reiche vernichten, und erklärte den Tabak für eine Sache, wodurch sich der echte Muhamedaner verunreinige. Don Badia sah deßhalb die Leute weder rauchen, noch schnupfen.

Weil der Handel mit den Christen die Marokkaner zu mancher Ueppigkeit verleitete, so untersagte er diesen Handel. Aus Mangel an Handel kommt es aber, daß die Bewohner des Reichs so viel Ueberfluß an Früchten haben, daß sie ganze Flotten damit versehen könnten, während sie an vielen einzelnen Sachen Mangel leiden. Dieß ist auch die Quelle der Faulheit im Lande.

Die Stadt Tafilet, welche Don Badia nicht besuchte, ist deßhalb merkwürdig, weil über 2000 Scherifs darin wohnen, welche alle behaupten, Ansprüche auf den Thron von Marokko zu haben, deßhalb bei dem Wechsel eines Regenten gewöhnlich zu den Waffen greifen, und von dem Sultan manche Geschenke erhalten.

Die Einkünfte des Sultan von Marokko sollen jährlich 6 Millionen Thaler betragen, welche größten Theils in den Schatz von Mequinez vergraben werden, da der Sultan weder Beamte zu besolden, noch ein Heer zu unterhalten pflegt. Erstere leben von Einkünften, die zu ihrer Stelle gehören, und die Krieger müssen sich selbst unterhalten. Jeder Muselmann ist im Fall eines Krieges Soldat. Nur eine Leibwache von 10,000 Mann hat der Sultan; und diese ist größten Theils aus Sklaven gebildet, oder aus deren Kindern, welche fast alle zu Pferde

dienen, im Lande vertheilt sind und von den Unterthanen leben.

Von Marokko reiste der Pilger auf der Straße, welche er gekommen war, nach Fez zurück, wo er, weil seine Gesundheit noch nicht völlig wieder hergestellt war, und auch wohl, um noch recht viel Erkundigungen über das Reich einzuziehen, anderthalb Monate blieb. Der dortige Ortsbefehlshaber verweigerte ihm anfänglich einen so langen Aufenthalt, da er sich schon vom Sultan verabschiedet hätte, gab aber zuletzt nach. Er ward hier noch mit Empfehlungsschreiben nach Tripoli versehen und brach den 30sten Mai 1805 von Fez auf, die Straße nach Algier einschlagend. Auf dem Wege genoß er wieder viele Ehrenbezeigungen; unter andern kamen ihm aus einem Dorfe mehrere Kinder entgegen, von welchen das vorderste mit einem weißen Gewand, einem seidnen Tuch um den Kopf, und einem seidnen Gürtel um den Leib geschmückt war. Alle Kinder küßten dem Pilger den Steigbügel und die Hand. —

Den 2ten Junius kam der Reisende nach Tega, einer kleinen, auf einem Felsen gebaueten Stadt, die einen sehr malerischen Anblick gewährte. Alte Mauern umgaben sie und ein Thurm ragte aus ihr, wie ein Obelisk, hervor. An einigen Seiten starrten kahle Felsen gen Himmel, an andern waren liebliche Gärten, durch die sich ein Fluß schlängelte, der

mehrere Wasserfälle bildete, und von Turteltauben, Nachtigallen und andern Vögeln belebt war. In einem Thale daneben wuchs schönes Korn. Hinter dieser Stadt traf Don Badia Karawanen von Beduinen-Arabern an, welche westlich reisten, weil es in Osten an Lebensmitteln gebrach. Sie hatten alle ihre Habe und all ihr Vieh bei sich. Den 5ten Julius zog vor dem Lager, was Don Badia bei einem alten Schlosse aufgeschlagen hatte, eine Karawane vorbei, welche aus der Türkei kam und eine Herde von 1500 Ziegen bei sich hatte. Auf mehreren Kameelen waren Zelte aufgeschlagen, worin die Weiber und Kinder der Reichsten sich befanden. Viele Ochsen und Kühe trugen, gleich den Kameelen, ansehnliche Lasten, und gingen wie die Maulthiere einher. Der Zug bewegte sich also: das Vieh kam zuerst in Haufen von etwa hundert Stück getheilt, die immer getrennt gehalten wurden, durch einen Zwischenraum von etwa 20 Schritt. Bei jedem Haufen befanden sich 4 bis 5 Knaben als Treiber. Nach dem Vieh folgten die Weiber und Kinder auf Kameelen, und die Männer zu Pferde und zu Fuß, alle mit Flinten bewaffnet, machten den Schluß.

Den 8ten führte der Weg den Reisenden durch eine Wüste, hinter welcher er sein Lager neben einem arabischen Dorf aufschlug, in dem man eben beschäftigt

war einen Todten zu beerdigen, den ein Mann aus einem andern arabischen Stamm erschlagen hatte. Zwei Weiberchöre schrieen im Wechselgesange gegen einander und die Schreienden zerkratzten sich die Gesichter, während 6 Männer zu Pferde feindlichen Blicks nach jener Gegend hinsahen, wo der Mörder wohnte. Vor dem Stamme, wozu der Mörder gehörte, fand Don Badia, den folgenden Tag bei seinem Weiterzuge, auch Posten ausgestellt, weil sie das Vergeltungsrecht fürchteten. Dieser Stamm wohnte in einer ganz angebaueten Gegend und hatte 20 Dörfer darin. Die Leute begegneten dem Reisenden gut, obgleich ihre Abhängigkeit vom Sultan von Marokko sehr schwankend zu seyn schien. Don Badia schlug in einem ihrer Dörfer Namens Duschda sein Lager auf, fand in den Gärten des Dorfes schöne Oelbäume, Weinstöcke und Dattelbäume; und in den Hürden lang gestreckte, aber mit wenig Wolle bedeckte, Schafe, deren Fleisch vortrefflich schmeckte. Der Ortsvorsteher von Duschda erklärte dem Reisenden bald, er könne nicht weiter, weil im nächsten algierischen Ort, wohin er wollte, in Tlemsen (Tremezen) eine Empörung von den Arabern gegen die Türken ausgebrochen sei. Eine Sicherheitswache zur Begleitung verweigerte der Ortsvorsteher, mit der Entschuldigung, es fehle ihm an Leuten. Unterdeß kamen die Empörer selbst bis

zu den Mauern von Duschda und tödteten 2 Menschen. Die Lage Don Badia's wurde dadurch peinlich; denn er erfuhr zugleich, daß sein *langes* Verweilen in Fez vom Sultan übel ausgelegt *sei*, und mußte gar befürchten, daß man zuletzt hinter *seine* ganze Verkappung kommen möchte. Er ritt deßhalb zu dem Vorsteher eines mächtigen Araber-Stammes in der Nähe, der schon früherhin nicht ganz ungeneigt sich gezeigt hatte, ihm eine Begleitung nach Tlemsen zu geben, um diese zu erhalten. Dieser Vorsteher fand sich nach mehreren Unterhandluugen auch dazu geneigt und stellte sich mit 100 Mann. Allein kaum hatte Don Badia mit diesen *Leuten* Duschda verlassen, als 2 Soldaten des Sultans dem Zuge nachgesprengt kamen und *Halt* geboten. Es folgte ihnen bald eine ganze Schar, deren Befehlshaber dem Pilger erklärte, der Sultan hätte erfahren, daß er nicht über die Gränze könne, und hätte deßhalb die Schar ihm zum Schutz geschickt, doch mit der Anordnung, dieselbe solle ihn nach Tanger begleiten, damit er ganz sicher von da aus zur See seine Reise nach Algier mache. Diesem Befehle zu Folge reiste, nach langem Aufenthalte, der Pilger nun westwärts statt ostwärts. Er verließ den 3ten August Duschda, von 30 Mann aus der Leibgarde des Sultans begleitet, und brach in der Nacht auf, weil das Gerücht ausgesprengt war,

eine Schar von vierhundert bewaffneten Arabern passe seiner Karawane auf. Dieß ward denn auch zum Vorwande genommen, um den gewöhnlichen Weg ganz zu verlassen und einen andern südlich durch eine Wüste einzuschlagen. Ueberhaupt scheint von nun an Don Badia, der bisher der Betrüger war, der Betrogne zu werden, wenn gleich er selbst es noch nicht zu glauben anfing. Der verkappte Pilger ward von Dorf zu Dorf durch Reiter begleitet, und die sultansche Leibwache blieb mit Ausnahme von zwei Officieren zurück, welche die Karawane führten. Als die Karawane sich von der sultanischen Schar trennte, gab der noch immer prinzlich handelnde Don Badia dem Befehlshaber dieser Schar mehrere Goldstücke zum Vertheilen unter die Leute. Allein diese waren mit der Vertheilung, welche der Befehlshaber machte, nicht zufrieden und empörten sich gegen ihn. Don Badia schlichtete diesen Zwietracht wieder, vergaß aber darüber, sich gehörig mit Wasser zu versehen, was auf der nachfolgenden Reise nöthig war. Der Zug ging indeß rasch vorwärts, immer in Furcht vor den 400 Arabern, gegen welche die Karawane nur von 10 bis 15 Mann geschützt war. Da ermüdeten in großer Hitze endlich Menschen und Vieh. Die Maulthiere stürzten hin unter ihrer schweren Last, und ein Mann fiel wie todt zu Boden, von Anstrengung und Durst

ganz erschöpft. Die begleitenden Araber trieben indeß fortwährend zur Eile an; und es wurde deßhalb der niedergestürzte Mann nach afrikanischer Wüstensitte seinem Schicksale überlassen. Mehreren Andern ging es eben so; denn es hieß endlich bei der Karawane wie in einer unglücklichen Schlacht: „rette, wer sich retten kann!“ — Keiner gab mehr auf die Maulthiere und auf die Sachen Acht. Zwei Koffer blieben zurück, obgleich sie manche Kostbarkeiten enthielten. Das Reitpferd des Pilgers fing an zu zittern, welches der Vorbote des baldigen Erliegens zu seyn pflegt; aber das Pferd hielt länger aus als der Reiter. Dieser fiel besinnungslos aus dem Sattel, und ein andrer fast im gleichen Augenblicke mit ihm. Die Karawane reiste weiter, nur ein Paar Getreue blieben bei Don Badia und suchten in der Nachbarschaft noch Wasser. Glücklicher Weise zog eine große Karawane, in entgegen gesetzter Richtung, aus 2000 Mann bestehend, und geführt von einem Heiligen desselben Weges. Sie ward vom Sultan nach Tlemsen geschickt. Der Heilige ließ sogleich über alle Erschöpfte Wasser gießen, so ward denn auch Don Badia ins Leben zurück gerufen. Als er wieder zur Besinnung gelangte, so sah er sich von mehreren Fakihs und Scherifs, die ihm wohl bekannt waren, umgeben; er konnte aber nicht mit ihnen reden, denn sein Hals

war wie zugeschnürt. Erst nachdem er einiges Wasser herunter gebracht hatte, konnte er reden. Als er so weit war, füllten seine Retter seine Schläuche mit Wasser und zogen dann weiter, weil jeder in dieser Wüste verlorne Augenblick unersetzlich ist.

Die qualvolle Empfindung des Durstes äußert sich zuerst durch eine Trockenheit der Haut über den ganzen Körper, und durch Blutröthe der Augen; dann werden Zunge und Mund mit einem kleisterartigen Schleim überzogen, der dunkelgelb wie Wachs aussieht. Eine Ohnmacht hemmt endlich die Bewegung; das Zwerchfell und der Hals scheinen mit einem und demselben Strick zugeschnürt zu werden, eine Bangigkeit bemächtigt sich dazu des Unglücklichen, einzelne Thränen fließen aus den Augen, und endlich tritt die Besinnung zurück.

Zwei von Don Badia's Leuten, welche Wasser für ihn gesucht hatten, kamen nach 2 Stunden zurück, und brachten auch wirklich Wasser, aber ganz untrinkbares; und des Abends um 7 Uhr bezog derselbe ein Lager neben einem Dorfe an einem Bach. Alle seine Leute stellten sich allmälig mit allen Sachen dort ein; alle waren durch die andre Karawane erquickt worden. Diese Karawane hatte auch den ungewöhnlichen Weg eingeschlagen, weil das Gerücht von herumstreifenden feindlichen Arabern sie beunruhigte.

Den folgenden Tag erquickten sich Menschen und Vieh an dem Wasser des Flusses Enza; so wie erstre auch an den schönen Melonen und Trauben, welche an dessen Ufern wuchsen. Den 9ten August rastete Don Badia bei der Stadt Teza, welche er als die schönste im ganzen Reiche Marokko beschreibt, indem sie gute Straßen, keine Trümmer, gute Marktplätze, niedliche Häuser, ansehnliche Moscheen, schöne Gärten, vortreffliches Wasser, reine Luft, viele Lebensmittel und ziemlich verständige Einwohner besitzt.

Der Reisende ward von den Bewohnern des Landes, durch deren Oerter er zog, noch immer wie ein Prinz behandelt; und benahm sich selbst auch noch so. Die Gegend, durch welche sein Weg ging, war hügelig und gebirgig, und er meint große Salzlager und Metalllager darin voraussetzen zu müssen. Die Bewohner des Hügellandes bauen viel Getreide, haben aber wenig Fruchtbäume uud noch weniger Gemüse.

Den 17ten August kündigten die beiden Officiere, welche die Karawane führten, Don Badia an, die Reise gehe nicht nach Tanger, sondern nach Larache (Laraïsch) auf Befehl des Sultans, und er kam noch an demselben Tage dort an. Die kleine Stadt Larache hat ungefähr 400 Häuser, einen schönen Marktplatz und einen Seehafen. Sie ward lange

Zeit von den Spaniern besessen. Die Festungswerke dieser Stadt sind besser erhalten als bei den meisten Städten Marokko's; doch kann sich die Stadt nie *lange* halten; da die Quelle, welche sie mit Trinkwasser versieht, außerhalb der Festungswerke liegt. In einer kleinen Entfernung von der Stadt befindet sich das Grab der Schutzheiligen der Stadt, genannt Lela Minana, das verehrt wird. Es klingt wunderbar, daß die Frauen bei den Muhamedanern vom Himmel ausgeschlossen sind, und daß es doch Heilige unter ihnen geben kann.

Don Badia blieb lange in der Stadt, erholte sich durch ein Seebad etwas wieder von seinen Mühseligkeiten; und ward auch noch in derselben als Prinz behandelt. Der Sultan ließ auf einem Schiffe, welches nach Tripoli abgehen wollte, unterdeß ein Zimmer stattlich für seinen Freund Don Badia einrichten, und als dieses den 13ten Oktober absegeln sollte, so begab sich der Pilger mit seinen Leuten dahin, nachdem sein ganzes Gepäck eingeschifft war. Der Befehlshaber des Orts, von dem er Abschied nehmen wollte, versprach ihm, selbst bei seiner Einschiffung zugegen zu seyn. Indessen statt seiner erschienen 3 Abtheilungen Soldaten bei dem Einschiffungsplatze, trennten alle Leute von Don Badia und sagten ihm, es sei der Befehl des Sultan, daß er sich ganz allein einschiffe. Mehrere von seinen Leu-

ten waren ganz trostlos über dieses Loos, weil sie ihren Herren liebten. Indeß schiffte sich Don Badia ein, bekam auf dem Boot, was ihn zum Schiff brachte, die Seekrankheit und ward so krank in sein Zimmer im Schiffe gebracht, das den 15ten erst unter Segel ging und den 10 November im Hafen von Tripoli anlangte. —

Wir trennen uns hier von diesem Reisenden, den die marokkische Regierung gewiß mit aller Weisheit von seinem Gefolge auf die angegebene Art befreiete, da sie ihm als einem erkannten verkappten Christen ihre Unterthanen nicht überlassen wollte, während sie selbst nicht geneigt seyn konnte, ihn für etwas Anderes zuerklären, als wofür sie ihn über ein Jahr anerkannt hatte, um sich selbst in der Würde zu erhalten.

IV.

Des britischen Seehauptmanns,

G. F. Lyon

Reise

von Tripoli in das Reich Fessan,

gemacht

in den Jahren 1818, 19 und 20;

nebst

des Majors Denham und des Hauptmanns Clapperton

allerneuester Entdeckungsreise

in das Innere von Afrika.

Einleitung.

Zu denen, welche gleich Burkhardt, Hornemann, Mungo Park und vielen Andern im 19ten Jahrhundert das Opfer ihrer Bemühungen geworden sind, das Innere Afrika's zu erforschen, gehört auch der Engländer Ritchie, ein Mann von großer Gelehrsamkeit, den die britische Regierung zu einer Entdeckungsreise auserkoren hatte, die von Tripoli über Fezzan nach dem damals unerreichten Timbuktu gehen sollte. Herr Ritchie trat im September 1818 die Reise von Malta an. Von hier aus begleiteten ihn der Hauptmann Lyon, ein Schiffszimmermann, Namens Belford und für die anzulegenden Sammlungen von Thieren, Pflanzen und Steinen ein Franzose, Namens Dupont. In Tripoli mußte die Reisegesellschaft lange verweilen, weil sie gern mit dem Sultan von Fezzan die Reise machen wollte, welcher abhänging von dem Herrscher von Tripoli ist und damals in dessen Hauptstadt verweilte. Beschrieben hat diese Reise Herr Lyon und wird uns auch solche erzählen; da Herr Ritchie in der Hauptstadt von Fezzan, in Murzuk, starb.

Wir fangen diese Reise mit dem Aufenthalt der Reisenden in Tripoli an und können uns in vielen Stücken sehr kurz fassen, da die morgenländisch-afrikanischen Sitten uns schon hinlänglich bekannt sind. Der Reise selbst ist noch in einem Anhange das Wichtigste aus Denhams und Clappertons späterer Reise beigefügt, welche unserm Zwecke weniger genügte, als die Lyonsche, aber doch ihres Erfolges wegen höchst bedeutsam ist.

W. H.

Erste Fahrt.

Von Tripoli in die gharianischen Gebirge und nach Murzuk.

Herr Ritchie's Entschluß, mit dem Beherrscher von Fezzan, der uns sehr gewogen zu seyn schien, die Reise in sein Reich zu machen, gewährte uns einen Aufenthalt von mehreren Monaten in Tripoli, die wir theilweise zu einer Ausflucht in die gharianischen Gebirge anwendeten.

Der für uns so wichtige Herrscher von Fezzan, genannt Mohamed el Múkni, stand damals in seinen besten Jahren, hatte ein kriegerisches Ansehn, besaß große Körperkraft, trug aber einen unersättlichen Geld- und Ehrgeiz in sich. Er war früherhin bloß Einsammler der Abgaben gewesen, die von dem damaligen Herrscher von Fezzan an den Dei von Tripoli entrichtet werden mußten; hatte aber bei diesem Geschäft bemerkt, daß dem Herrscher von Fezzan große Summen bei der Landesverwaltung überblieben, und deßhalb dem Bei den Vorschlag gemacht, er wolle ihm jährlich statt 5000 Piaster Schutzgelder 15,000 Piaster zahlen, wenn er zur Würde eines Herrschers von Fezzan gelangte. Der Vorschlag wurde angenommen, Mohamed el Mukni rottete 1811 das Herrschergeschlecht in Fezzan aus

und vermehrte seine Einkünfte durch jährlich 4 bis 5000 Sklaven, welche er durch seine Krieger im Süden seines Landes auffangen läßt.

Etwas Drückendes war es für uns, daß wir nicht allein uns ganz landesmäßig kleiden, sondern uns auch so betragen und sämmtliche gottesdienstliche Handlungen mitmachen*) mußten, damit wir überall für Eingeborne und Muhamedaner gölten.

Von einer eigentlichen Bildung kann in Tripoli nicht die Rede seyn. Es gibt wohl einige Schulen hier, aber sie beschränken sich auf ein nothdürftiges Lesen und Schreiben. Selbst die meisten angesehnsten Beamten können nicht lesen. Wer etwas lernen will, wendet sich an italienische Priester, welche die italienische Sprache lesen und schreiben lehren. Ein verdorbenes Italienisch hört man auch fast überall in Tripoli reden. Die Mamelucken, welche größten Theils aus Georgien stammen, stehen hier, wie sonst in Aegypten, im größten Ansehn. Sie allein können die Töchter des Herrschers heirathen und zu den höchsten Staatswürden gelangen. So ist also hier der Sklave der geehrteste. Es ist aber jetzt schwer, aus Georgien junge Sklaven zu erhalten, seitdem diese Gegenden größten Theils unter russischer Hoheit stehen, deßhalb hat denn der

*) Eine solche Verläugnung des innersten Wesens würde nicht Jedermanns Sache seyn.

Bei selbst unter seiner Garde Neger. Die Juden sind auch hier, wie überall, tief erniedrigt, man hält sie in einer Art Verschluß, und wenn ein Verbrecher hingerichtet werden soll, was hier sehr oft geschieht, so wird der erste beste Jude zur Vollziehung des Todesurtheils herbeigeholt. Den Diebstahl bestraft man mit Abhauung einer Hand, und ist er sehr bedeutend, mit Abhauung von Hand und Fuß. Ich sah einen Menschen der an beiden Händen und an beiden Füßen auf diese Art verstümmelt war. Stockschläge auf das Gesäß oder die Bastonade auf die Fußsohlen sind die gewöhnlichen Strafen bei kleinern Vergehen. Bisweilen werden mehrere hundert Hiebe gegeben. Diese Strafen werden an allen vollzogen. Die Söhne des Herrschers sowohl als seine Minister sind dieser Strafe unterworfen und fühlen sich dadurch nicht im mindesten entehrt. Der Stock ist hier noch das Scepter.

Den 7ten Februar 1819 traten wir unsre Reise nach den gharianischen Gebirgen an, Herr Ritchie und ich nebst einem Steuereinnehmer des Dei. Herr Dupont hatte sich wieder von uns getrennt, und Belfort blieb bei unsern Sachen zurück. Für unser Gepäck hatten wir 2 Kameele gemiethet. — Wir wendeten uns südwärts von Tripoli nach der Wüste zu, welche von der Stadt durch eine Reihe Gärten getrennt ist. Drei deutsche

Meilen eilten wir durch unregelmäßige, hoch aufgethürmte Sandhügel, und kamen dann in eine Grasebene, worin Schafe weideten. Wir schlugen dort unser Lager auf und bekamen auf Befehl des Steuereinnehmers von den Beduinarabern ein Abendessen. Den folgenden Tag genossen wir bei einer Gränzfestung eine gute Aussicht auf die Gebirge. Die kegelförmigen Koppen mehrerer Berge nehmen sich, von der Wüste aus betrachtet, recht lebendig aus. Ein Araber, bei dem wir die nächste Nacht zubrachten, setzte uns Datteln in Oel gekocht vor, die uns wohl schmeckten. Wir kochten uns hier Kaffee, der diesen Arabern ganz unbekannt war. Ein Schönkucker (Kaleidoskop*)), den wir bei uns hatten, erregte große Verwunderung. Jeder wollte hinein sehen und es dem Andern nicht wieder geben.

Durch einen gefährlichen Bergpaß kamen wir am 3ten Tage zu dem Gebirge. Der Bergpaß war ¼ Meile lang, und wegen der Glätte der Steine sehr gefährlich. In diesem Paß hatten vor einigen Jahren die Araber des Gebirges den Schatzmeister des Dei erschlagen, hatten aber mit 2000 Köpfen dafür büßen müssen.

---

*) Dieß ist eine hohle Walze mit buntfarbigen Körpern gefüllt und mit einem Glas versehen, das die Lichtstrahlen vielfältig bricht. Man sieht jedes Mal nach dem Umschütteln ein neues Bild darin.

Die Dörfer in diesem Gebirge sind fast alle unsichtbar, indem selten ein Haus über der Erde erbauet ist. Die meisten Wohnungen sind in Felsen gehauene, 4eckige, unterirdische Gemächer. Der Rücken des gharianischen Gebirges ist aufs Trefflichste angebaut. Kornflächen wechseln mit Safranfeldern, Olivenhainen und Dattelbaumpflanzungen. Dieses Grün bildet mit dem Sand in der Ferne und den Felsen in der Nähe einen lebhaften Gegensatz.

Ein Ortsvorsteher in einem dieser Gebirgsdörfer nahm uns, aus Rücksicht auf den Steuereinnehmer, sehr gut auf und bewirthete uns aufs Beste, selbst mit allerlei Ehrengerichten. Unsre farbigen Hunde setzten aber die Frauen und Kinder in Schreck, denn, weil hier alle Hunde weiß sind, so hielt man sie für Wölfe.

Außer den Arabern, leben Juden in diesem Gebirge und haben bessere Wohnungen als jene. Sie bilden hier den Handwerksstand und scheinen sich wohl zu befinden.

Ueber den höchsten Berg der Gebirgskette, genannt Tekoot begaben wir uns nach der Feste Gharian (Gasser Turk), die in einem elenden Gebäude besteht, das mit einigen unbrauchbaren Kanonen versehen ist und an jeder Ecke einen Thurm hat. Es dient jetzt nur zur Beherbergung der Steuereinnehmer, die sich die Steuern hierher bringen las-

sen, und dabei Küsse auf die Hände nebst Geschenken empfangen. Ein Büchsenschuß von der Feste liegt ein Dorf, worin wöchentlich Markt gehalten wird. Ein jüdischer Hufschmied, bei dem wir unsre Pferde einstellten, während wir selbst in einem Safranfeld unser Lager aufschlugen, bewirthete uns mit Lammfleisch und weißem Brot, und war sehr erstaunt, als wir ihm ein Geschenk dafür machten.

Das ganze gharianische Gebirgsland ist berühmt wegen seines Korns, seines Safrans*), und seines Oels. Der in diesen Gegenden wohnende Menschenschlag ist wohlgebildet und kräftig, muthig und freiheitliebend; befindet sich jetzt aber unter star-

*) Der Safran (crocus) ist ein Zwiebelgewächs, wovon eine Art in unsern Gärten als Zierpflanze unter dem Namen der Frühlingssafran (crocus vernus) vorkommt. Diese treibt früh im Jahr, ohne Blätter, die einfache Blume, welche man von mehreren Farben hat, hervor. Der hier erwähnte Safran ist der Baum=Safran (crocus sativus), der in den südlichen Gegenden Europa's und Asiens, so wie in Afrika, wild wächst, aber auch in großen Fluren angebauet wird. Dieser Safran treibt im Herbst, gleich den Herbstzeitlosen, eine violette Blume mit rothgelben Narben, worin sich ein ausgezeichneter Geruch, ein beißender Geschmack und ein gelbes Oel befinden. Diese Narben sammelt man und bringt sie getrocknet als Safran in den Handel. Es erhellet hieraus, daß dieß Gewürz immer theuer seyn muß; denn es ist der zarteste Theil der Pflanzen. Die morgenländischen Völker lieben sehr dieß Gewürz, im Abendlande kommt es immermehr aus dem Gebrauch.

kem Druck. Dieser Druck ist darum so hart, weil die Steuereinnehmer gewöhnlich noch ein Mal so viel fordern, als sie sollen, um sich zu bereichern. Wie verderblich der harte Druck wirkt, sahen wir an einem Dorf, das die schönsten Oelbäume hatte, aber in einigen Jahrzehnden keine mehr haben wird, da darum keine jungen Oelbäume angepflanzt werden, weil sie gleich den tragenden der Besteurung unterworfen sind und keiner Lust hat, mehrere Jahre hindurch Steuern von Bäumen zu geben, von denen er erst nach einem Jahrzehnd den vollen Ertrag erwartet.

Die gharianischen Araber weichen im Wesentlichen von den übrigen Arabern nicht ab *). Sie sind verwegen, kühn und rachsüchtig, führen Flinten und Pistolen, Säbel und Dolche als Waffen, treiben mehr Viehzucht als Ackerbau, leben theils ansässig in Dörfern, theils wandernd in Zelten, verlieren aber immer mehr und mehr das Edlere in ihrem Wesen durch den Druck, worunter sie leben. Sie verfertigen aus Schafwolle ihre Kleider, Hemden, Tücher und Kopfbedeckungen; aus Ziegenhaaren, Zelte und Säcke, aus Palmblättern und Gras niedliche Zelte. Das Weben besorgen die Frauen, und das ohne Schiffchen, indem sie den Faden mit den Fingern durch-

*) Es fragt sich hierbei noch sehr, ob dieß Araber oder nicht vielmehr Berbern sind?

ziehen. Schöne arabische Pferde sucht man hier vergeblich. Die meisten Pferde haben einen eingebogenen Rücken, weil sie zu früh geritten sind. Das Mehl macht man in Handmühlen und bereitet daraus vielerlei Gerichte. Das gewöhnlichste ist der Bazeen. Will man Bazeen machen, so quirlt man Mehl in kochendes Wasser, bis es breiartig wird. Die Breimasse thut man in eine Schüssel, formt sie in einen Ballen oder Kloß, öffnet diesen und gießt in die Oeffnung Oel, Butter oder Fett. Die Essenden reißen dann mit den Händen ein Stück von dem Kloß ab, tauchen es in das Fett und essen diese Kost fast täglich*). Oefter genießen die Araber auch Gras, indem sie der Meinung sind, daß den Menschen das Alles wohl bekomme, was die Wiederkäuer äßen.

Als wir von unsrer Ausflucht nach Tripoli zurück kehrten, rüsteten wir uns zu unsrer eigentlichen Reise; denn sie ging bald darauf vor sich. Mit unsern Geldsachen waren wir übel daran; denn wir hatten die Reisegelder leider in Waaren erhalten, die hier und in den Gegenden, wohin wir wollten, nichts galten, weil sie schon zu häufig waren, als in Spiegelglas und in Glasperlen. Der Herrscher von Fezzan war uns aber 300 Piaster

*) Aehnlicher Weise ißt man in Hamburg Haidwecken und in Schlesien Hefenklöße.

für Waaren schuldig, die wir ihm hatten von Malta kommen lassen, welches Geld er uns erst in seinem Lande auszahlen wollte.

Den 18ten März waren wir zum letzten Mal bei dem Dei von Tripoli in Mukni's Gegenwart, der dem Dei auf das Feierlichste versprach, sich unsrer in Allem anzunehmen. Den 22sten März 1819 reisten wir ab. Unsre Sachen befanden sich auf 22 Kameelen. Viele Neger, die ihre Freiheit erhalten hatten und in ihre südliche Heimath zurück kehrten, schlossen sich mit ihren kleinen Zelten an uns an, und waren hocherfreut über die nahe Aussicht, ihre Heimath hinter den Sandwüsten wieder zu sehen. Manche von ihnen hatten einen Weg von 400 deutschen Meilen vor sich.

Bis zum 26sten des Morgens früh um 8 Uhr lagerten wir an der Wüste; denn es gingen 4 Tage über das Versammeln der Karawane hin. Den ersten Tag machten wir 2¼ deutsche Meile, und erst den Abend kam Mukni zu uns und ward mit Flintenschüssen begrüßt. Er war von 50 Reitern umgeben. Wir tranken eben Kaffee, wobei Mukni mit seinem achtjährigen Sohne Jussuf unser Gast ward. Beide waren in starkem Trab von Tripoli hierher geritten, und den achtjährigen Knaben hatte dieß nicht im Geringsten angegriffen.

Nach einem dreitägigen Marsch kamen wir nach

dem Marktflecken Benioleed im gharianischen Gebirge, der ungefähr 2000 Einwohner hat. Wir schlugen unser Lager in einem Olivenwald auf, doch an einer erhöhten Stelle; denn hier sollen oft plötzliche Regengüsse kommen und die niedern Gegenden auf eine Stunde, wohl 20 bis 30 Fuß hoch, überschwemmen.

Den 2ten April setzten wir unsre Reise fort, nachdem wir uns hier mit Futter für unsre 4 Pferde versehen hatten. Wir kamen durch mehrere, mit Gras und Buschwerk bewachsene Thäler, aber auch durch viele öde Sandstriche, ehe wir den ersten Ort im Fezzanschen, genannt Borjem, erreichten. Nicht weit von dem Ort findet man die Trümmer einer alten römischen Burg, mit Wällen von 200 Fuß Länge und 150 Fuß Breite umgeben. Als wir uns Borjem näherten, so machten Mukni's Reiter ein Scheingefecht, der Gränze des Landes und seinem Herrscher zu Ehren.

Den 10ten April überfiel uns, als wir uns der Stadt Sokna nahten, ein furchtbarer Sandwind, weßhalb wir Halt machen, und unsre Zelte aufschlagen mußten. Wir konnten nicht 3 Schritte vor uns sehen. Gegen Abend kam eine Masse von Trommlern und Pfeifern aus der Stadt zu uns, um den andern Morgen vor Mukni beim Einzug in die Stadt zu trommeln und zu pfeifen. Um 7 Uhr

fand dieser Einzug Statt, wobei wir ein großes Versehen begingen, indem wir uns nicht feierlich gekleidet hatten, sondern uns in unsrer alltäglichen Tracht befanden. Mukni vermerkte dieß Uebel um so mehr, da wir die Ehre genossen, neben ihm mit einzuziehen.

Sokna liegt in einer ungeheuren Sandebene, ist mit Wällen umgeben und hat 2000 Einwohner. In der Nähe der Stadt stehen 200,000 Dattelbäume, von denen Steuern gegeben werden, und eben so viel unbesteuerte. Die Datteln von Sokna sind die besten in ganz Afrika. Diese Früchte bewirken aber, daß es hier außerordentlich viele Fliegen gibt. Fast jeder Einwohner trägt deßhalb einen Fliegenwedel aus Büffelhaaren. Die Kameele werden 1 deutsche Meile von der Stadt entfernt auf die Weide getrieben, alle Hausthiere von Sokna füttert man aber mit Datteln. Die jährliche Steuer von Sokna beträgt 2000 Dollars. Mukni trieb diese jetzt selbst ein. Der Vorsteher des Orts scheint eine schlimme Stelle zu haben. Sein Vorgänger ward vor einem Jahr im Bette ermordet gefunden, und obgleich jeder meinte, Mukni habe diese That vollbringen lassen, so mußte die Stadt diesem doch 2000 Piaster Bußgelder zahlen.

Mukni erlaubte uns, daß wir seinen Sohn Jussuf begleiteten, den er nach 2 benachbarten Städten

ausschickte, um die Steuern einzutreiben. Es begleiteten uns 30 Reiter unter Anführung eines gewissen Ibrahim, der den Auftrag hatte, für alle unsre Bedürfnisse zu sorgen. Die eine von diesen Städten heißt Hoon, die andre Wadan. Die erstere liegt 2 deutsche Meilen südöstlich von Sokna. Wir fanden auf den Begräbnißplätzen von Hoon viele Straußeneier, so wie auch an den Thüren und Pforten der Moscheen, als Schmuck und als Andenken. Es gibt hier sehr viel Strauße und ein großer Theil der Einwohner von Hoon beschäftigt sich mit der Jagd auf diese Thiere. Man zieht auch in Sokna, Hoon und Wadan junge Strauße in Ställen auf, um sie nach 2 Jahren, wenn sie ausgewachsen sind, ihrer Federn zu berauben. Das nördlich von Hoon gelegene Wadan ist an einem kegelförmigen Hügel gebauet und wird größten Theils von so genannten Nachkömmlingen Muhameds bewohnt. In Hoon fand ich einen Knaben wieder, der mit uns aus Tripoli gereist war und sich sehr freuete, uns wieder zu sehen. Als ich ihm sagte, bei uns gebe es keine Sklaven, so antwortete er: „Gott verdamme eure Väter, die Esel! Wozu sind denn die Schwarzen anders da, als uns zu bedienen? — Es sind ja Ungläubige, uns durchaus zur Arbeit nöthig.“ —

Den 17ten April kamen wir nach Sokna zurück

und trafen daselbst einen Sklaven wieder an, der auf unsrer Reise von Tripoli sehr matt und elend geworden war und dennoch mit vieler Härte von seinem Herren behandelt wurde. Sein elender Zustand hatte zugenommen, aber die Härte seines Herren ebenfalls. Er schlug den Unglücklichen mit Stöcken und da derselbe aus Mattigkeit nicht mehr schreien konnte, stieß er ihn mit Steinen in den Kopf. Ich bat den Herren, von einer solchen Mißhandlung abzustehen, ward aber verächtlich ausgelacht. Ich wandte mich jetzt an Mukni's ersten Sklaven, und zu meiner großen Zufriedenheit erhielt der Herr des Sklaven, ein Araber, auf der Stelle eine starke Bastonade. Allein als ich diesem Araber wieder begegnete, so verspottete er mich, was mich veranlaßte, ihm so viele Prügel auf der Stelle zu geben, als ich nur im Stande war. Erst seit dieser Zeit hatten die Araber Hochachtung vor mir. Sie kamen zu mir, küßten mir die Hand und behandelten ihre Sklaven in meiner Gegenwart stets sehr milde.

Den 22sten April verließen wir Sokna, kamen nach einigen Tagen in eine dürre Wüste, in der uns die Reste von gestorbenen Thieren und Menschen — aufgedörrte Leiber — nichts Gutes verkündigten. Die Luft war auch so heiß und brennkräftig (elektrisch), daß sogar unsre Kleider knisterten und Funken ga-

ben. Dasselbe bemerkten wir auch an dem Schweif der Pferde, wenn sie damit nach den Fliegen schlugen.

In einem Dorfe, 3 Stunden vor Murzuk, zu dem wir den 3ten Mai kamen, hatten sich viele Einwohner aus der Hauptstadt versammelt, um ihren Herrscher zu begrüßen. Sie verschossen so viel Pulver ihm zu Ehren, daß er selbst öfter rief: „es ist genug, hört auf!“ — Ein Haufen Weiber führte Tänze auf, während sich die meisten aus der Karawane zu dem Einzug in die Hauptstadt schmückten. Mukni schickte uns selbst dazu die nöthigen Prachtkleider. Gegen 9 Uhr des folgenden Tages kamen wir bei den Gärten und Palmbäumen Murzuks an und wurden daselbst von einer großen Menge Reiter empfangen. Alle sprengten auf uns los, schwangen sich von den Pferden und küßten ihrem Herrscher die Hand. Neben ihn stellten sich jetzt 2 Männer mit schönen Fliegenwedeln, und der Zug rückte unter vielem Schießen und Lärmen endlich in die Stadt ein. Wir zogen nicht mit ins Schloß, sondern in das Haus eines alten Mamelucken, Namens Hadgi Mahmud, welches für uns eingerichtet war. Bald erhielten wir als vornehme Männer viele Besuche.

Zu unsrer Reise von Tripoli bis Murzuk hatten wir 37 Tage gebraucht. Es führte dieselbe größten Theils durch öde Gegenden. Wir hatten im

Schritt mit unsern Pferden gewöhnlich einen Vorsprung vor den Kameelen. Des Mittags pflegten wir immer Halt zu machen, um im Schatten eines Baumes, oder, wenn der fehlte, in dem unsrer Pferde, eine kleine Mahlzeit von Brot und Datteln zu halten. Nach dem Essen hielten wir Mittagsruhe. Allein die armen Neger bei den Kameelen mußten oft 16, ja bisweilen 20 Stunden in Einem, in dem glühenden Sand, ohne auszuruhen, fortgehen. Des Abends wurden die Zelte, wenn irgend möglich, in der Nähe einiger Bäume aufgeschlagen und die Ballen und Kisten so gestellt, daß sie eine Art Schutzwand für die bildeten, welche außerhalb der Zelte übernachteten. Waren die Zelte aufgeschlagen und die Pferde besorgt, so wurde das Abendbrot gekocht; wenn es kein Holz gab, bei trocknem Kameelmist, der selten an der Straße fehlt. Mukni's Weiber kochten für ihren Gebieter gute Mehlspeisen zu; wir aber tranken gewöhnlich Kaffee, woran Mukni häufig Theil nahm. Auch des Morgens tranken wir, wenn irgend Zeit zum Kochen war, Kaffee, indem wir darnach weniger dürsteten. Besonders stark war der Durst, wenn der Ostwind (Sphirghi) oder der Südwind (Giba) bliesen, die immer viel feinen Sand mitbrachten. Mehrere unserer Geräthe und Werkzeuge wurden durch die Hitze verdorben. Dazu fanden wir beim Auspacken noch, daß uns Einiges

gestohlen war. Mukni ließ sogleich deßhalb Untersuchungen anstellen und zahlte uns auch bald nach der Ankunft in Murzuk die uns schuldigen 300 Piaster. Ueberhaupt war sein Benehmen gegen uns bis dahin sehr gut.

Die Stadt Murzuk ist ein befestigter Ort, den 2500 Menschen, fast alle Mohren, bewohnen. Die Stadtmauern sind aus Lehm, und haben, eine Dicke von 8 Fuß unten, eine Höhe von 15 Fuß. Die 7 Thore der Stadt werden von Wachen Tag und Nacht gehütet. Das Schloß des Herrschers ist 80 Fuß hoch, aus getrockneten Lehmklumpen aufgeführt, hat unten 50 Fuß dicke Mauern, die nach oben bis auf 5 Fuß abnehmen und enthält nur sehr mittelmäßige Zimmer. Mukni wohnt darin mit seinen 50 Frauen, 3 Söhnen und 2 Töchtern.

Der Friedenshof (Begräbnißplatz) ist außerhalb der Stadt. Die Gräber sind mit Lehmerhöhungen bedeckt, worauf man Tuchstreifen und Straußeneier sieht. Die Todten werden ohne Särge (aus Holzmangel), bloß in Leinewand oder Matten gewickelt, begraben.

Um die Mitte des Mais überfiel mich eine Krankheit, welche mich 22 Tage im Bette hielt und den Anfang von großen Leiden machte, die uns in Murzuk trafen. Die Krankheit hielt uns von der Weiterreise ab und weil unser Geld fast ganz aus-

gegeben war, so mußten wir uns außerordentlich einschränken. Kaum geneste ich etwas, als Herr Ritchie sich legte. Er fiel gleich in ein Fieber mit Raserei und litt sehr an Schmerzen im Rücken und in den Nieren. Wahrscheinlich rührte unsre Krankheit von der übermäßigen Hitze und Trockenheit, von dem salzigen Wasser und von den schlechten Lebensmitteln her. Unsre Lage wurde dadurch recht elend, daß in Mukni die Hoffnung entstanden war, alle unsre Waaren zu erhalten, wenn wir stürben, weßhalb er denn es einleitete, daß niemand uns etwas von unsern Waaren abkaufte. Sechs Wochen mußten wir uns aus Geldmangel, in unserer Krankheit ganz mit Korn und Datteln, ohne etwas Fleisch, nähren. Unsre Pferde waren auch so ausgemergelt, daß sie Keiner kaufen wollte. Belford, unser Begleiter, unterlag zuletzt der Hitze, er ward taub und ganz kraftlos. Ich lebte nun in der Furcht, daß meine beiden Reisegenossen sterben würden. Mit Gottes Hilfe wurde aber Belford wieder munterer, nur blieb er taub.

In dieser traurigen Zeit kam ein Zug von Tuariks auf der Reise nach Mekka durch Murzuk. Es waren schöne, schlanke, kräftige Leute, von weißer Farbe, nur an den unbedeckten Theilen des Körpers von der Sonne stark gebräunt. Sie trugen blaugefärbte, baumwollene Hemden, die reichern auch

wohl gestreifte, welche mit Gold und Silber besetzt waren, weite Hosen und hatten sich gewöhnlich das Gesicht bis an die Augen verbunden. An den Füßen saßen Sandalen, auf den Köpfen Mützen oder Turbane. Ihre Schwerter waren lang, und ihre Dolche, welche sie an der linken Hand trugen, gut gearbeitet. In der Rechten führten sie wohl noch einen Speer, und auf dem Buckel eine Flinte und eine Peitsche. Sie hatten lederne Zelte bei sich. Diese Tuariks stammen sicher von den Berbern, deren Sprache sie reden und deren Sitten sie haben. Sie küssen z. B. nicht wie die Araber die Hand der Vornehmen, sondern sie ergreifen sie und schütteln sie. Sie waschen sich ungern mit Wasser, und meinen, davon würden sie krank. Sie sind alle Muhamedaner und sprechen ihre Gebete *in der arabischen* Sprache, wovon sie außerdem *nichts* verstehen. Die Tuariks wohnen in den Ostgegenden der Sahara in mehreren Stämmen und führen oft Kriege mit den kleinen Negerstaaten in Sudan. Sie sind überall den Negern überlegen. Die Fezzan am nächsten wohnenden haben 10 Tagereisen von Murzuk eine Stadt Ghraat, deren Herrscher wenig Macht hat, da er von einem Staatsrath abhängt. Zwanzig Tagereisen nordwestlich von Ghraat liegt die Stadt Ghadanes, deren Bewohner des Handels wegen nach Ghraat kommen.

Wir erhielten von den Tuariks oft Besuche, indem sie vor uns Wundermännern eine hohe Ehrfurcht hatten. Mehrere Kunststückchen, die wir ihnen mit Phosphorus vormachten, so wie unsre Kaleidoskope erregten in ihnen ein großes Erstaunen. Vor dem Kompas hatten sie einen heiligen Schauer. Alle Tuariks wie auch alle Murzuker, die zu uns kamen, verlangten Arzneien, und ich mußte während der Krankheit des Dr. Ritchie den vollständigen Arzt machen. Allein allmälig gingen unsre Arzneien, so wie unser Kaffee und Zucker aus, weßwegen uns auch Viele besuchten; und unsre Lage ward immer trauriger.

Gegen das Ende des Julius traf ein Zug von Arabern, Tripoliern und Tibboos aus Bornu ein. Es befanden sich dabei 1400 Sklaven beiderlei Geschlechts und verschiedenen Alters, meistens aber Frauen und Mädchen. Wir waren vor die Stadt geritten, um den Einzug dieser Schar mit anzusehen; — ein jammervoller Anblick! Die Sklaven waren alle so erschöpft, daß sie sich kaum fortschleppen konnten, ihre furchtbar geschwollenen Füße und Schenkel bildeten zu dem ausgemergelten übrigen Körper einen schrecklichen Gegensatz. Dazu mußte jeder dieser Unglücklichen noch eine Last Brennholz tragen; selbst kleine Kinder waren davon nicht ausgenommen und stöhnten unter ihrer Last, wäh-

rend ihre Gebieter, auf Kameelen reitend, die Zaudernden mit Peitschenhieben vorwärts trieben. Viele von den Frauen schleppten auf ihren Rücken junge Kinder, wovon einige erst auf der Reise geboren zu seyn schienen.

Die Tibboos, welche Sklavenhandel nach Bornu treiben, gehören zu den Beduinen und tauschen die Sklaven in Bornu gegen Pferde ein. Sie erhalten für ein gutes Roß 10 bis 15 Negerinnen, und verkaufen in den Häfen der Berberei wohl eine wieder für 80 bis 150 Piaster. In Murzuk wurden die Sklaven gut gehalten, weil sie von da aus noch einen großen Weg bis nach Tripoli, Bengasi oder nach Kairo zu machen hatten, wozu sie Kräfte gebrauchten.

Ich hatte Gelegenheit von mehreren Mitgliedern dieses großen Handelszuges, mehrere Nachrichten über das Innere Afrika's zu erhalten, wovon ich hier Einiges mittheile.

Bornu ist der Name eines großen Landesstrichs, 40 Tagereisen (140 deutsche Meilen) südlich von Fezzan, mit der Hauptstadt Birnie. Westlich davon fließt ein Strom (der Yau), dem man alljährlich in frühern Zeiten beim Anfang der Ueberschwemmungen eine schöne Jungfrau opferte, welche ersäuft ward. Man nahm diese Jungfrau stets aus den edelsten Geschlechtern des Landes, die sich

dadurch geehrt fühlten. Ein weiser Fürst hat aber diesen Gebrauch abgeschafft. Der Herrscher von Bornu hat dadurch an seiner Macht verloren, daß der Herrscher von Kanem, der sonst unter ihm stand, sich unabhängig gemacht hat. Mukni hatte vor nicht langer Zeit das Reich Kanem überfallen, die Hauptstadt desselben verbrannt, viele Einwohner in einen Fluß gejagt und 1800 Gefangene als Sklaven zusammen gebracht. Als er aber mit diesen nach Murzuk ziehen wollte, überfiel ihn ein schrecklicher Sandwind mitten in der Wüste, dauerte 3 Tage und tödtete fast, indem durchaus kein Wasser zu finden war, ⅘ aller dieser Unglücklichen. Hierdurch aufgebracht, gab er den Befehl, die übrigen zu tödten, welcher Befehl auch von den Seinigen mit kaltem Blute vollzogen ward. Seit der Zeit ist sein Name in jenen Gegenden der des Fluchs und des Verraths, denn er war anfänglich als Freund in das Land Kanem gekommen, um andre Stämme dort zu verfolgen.

Nordöstlich von Birnie erstreckt sich in einer Entfernung von 10 Tagereisen ein ausgedehntes Fruchtthal hin, Bahr el Gazel*) benannt, mit vielen Bäumen bepflanzt und von Negern bewohnt, wor-

---

*) Es ist unausgemacht, ob das Gazel Thal (wie auf unsrer Karte) nördlich ein anderes Thal als das des Tsad Sees sei.

unter sich viele Nichtmuhamedaner oder Heiden (Kaffirn) befinden. In diesem Thal gibt es viele zahme Viehherden und auch viele wilde Thiere als Elephanten, Nashörner, Löwen, Büffel, und Kameelparden oder Giraffen, welche von den Arabern Gottes Kameele genannt werden. Man soll in diesem Thale viele versteinerte Thiere finden.

Die Bewohner des Reichs Bornu sind auch theilweise Heiden. Es gibt hier eine Pferdeart, die nie trabt, sondern immer springt. Das Land ist reich an Korn und Obst.

Aghades ist ein großer Landstrich mit einer gleichnamigen Hauptstadt, die 36 Tagereisen von Murzuk und 20 von Birnie entfernt liegt und von Tuariks bewohnt wird. Westlich von Aghades liegt der Staat Noofy mit der Hauptstadt Bakkamee. Nach Aussage eines Kaufmanns starb Hornemann in dieser Stadt. Er war mit diesem Kaufmann von Murzuk nach Bornu gereist, hatte sich 3 bis 4 Monate in Birnie aufgehalten und sich dann über Kashna nach Noofy begeben, um von hier aus über Dagomba nach Ashantee*) aufzubrechen, das 40 Tagereisen von Noofy liegt, war aber in Bakkamee am Fieber gestorben.

Die mährchenhafte Stadt Timbuktu, welche

*) Siehe Theil 11 dieser Reisen.

den Schlüssel zum Innern Afrika zu enthalten scheint, liegt 90 Tagereisen südwestlich von Murzuk. Es soll nur eine kleine Stadt seyn, die sich aber in dem Messemonat mit 15,000 Einwohnern vermehrt, weil dann von allen Gegenden die Kaufleute dort zusammen strömen. In Timbuktu leben außer den Schwarzen auch mehrere Juden, die aus Marokko dorthin gekommen sind.

So weit diese geringen Nachrichten über das so unbekannte Sudan, aus dem so viele Sklaven weggeführt werden. Ich kehre nun zu uns selbst oder nach Murzuk zurück.

Im September, gerade als Alles eifrig mit der Dattelernte beschäftigt war, kam das Gerücht nach Murzuk, Mukni sei bei seinem Oberherren, dem Dei von Tripoli in Ungnade gefallen, man werde eine größere Steuer fordern und ihn wohl gar absetzen. Mukni wurde krank darüber, fing nun an, regelmäßig zu beten und sprach viel von den Vorzügen der zweiten Welt. Obgleich Herr Ritchie noch selbst krank war, so besuchte er doch den kranken Mukni und stellte ihn durch seine Arzneien auch bald wieder her, sich freuend, daß er so Gelegenheit habe, das Böse mit Gutem zu vergelten. Mukni war in einem elenden geistigen Zustande, er fürchtete sich vor jedem, glaubte in jedem Augenblick, nun würde ein gedungener Mörder ihn erdolchen, und hatte deßhalb nir-

gends Ruhe. Er saß fast immer in einem dunkeln Zimmer, ließ Keinen vor sich, und suchte Trost bei seinen abergläubigen Sklavinnen, gleich dem Saul. Endlich faßte er wieder einige Hoffnungen zum Leben, und damit den Entschluß, einen Getreuen mit großen Geschenken nach Tripoli zu schicken, dem wir Briefe mitgaben, um Geld zu erhalten. Auch traf er Anstalten zur Vorbereitung der Flucht, wenn seine Sache übel ablaufen sollte. Die Mamelucken und wir hatten in diesem Fall zu fürchten, daß er uns erst ausplündern würde, und wir verabredeten darum, mit zwei uns sehr gewogenen Mamelucken, unserm Wirth Hadgi Mahmud und einem andern, Namens Yussuf, unsre Maßregeln. Wir legten uns nie schlafen, ohne die geladnen Pistolen neben uns zu haben, und hielten diese Vorsichtsmaßregeln für um so nöthiger, je freundlicher Mukni gegen uns war. Auch sah in einer Nacht Herr Ritchie einen Mann, der auf unser Dach gestiegen war und durch eine herausgehobene Luke in unser Zimmer schauete. Herr Ritchie ergriff aber sogleich ein Pistol, und der Beobachter verschwand. Herr Ritchie weckte uns, wir setzten nach, fanden aber nur noch die Fußtapfen.

Die Tracht der Murzukerinnen besteht in dunkeln, mit Silber gestickten Beinkleidern, in einem weißen oder blauen baumwollenen Hemde mit Schleifen, und in großen Strohhüten. Sie ölen viel ihre

Haare ein und bestreuen sie dann mit einem stark-riechenden Pulver. Sie flechten die Haare in zwei über die Schultern herabhängende Zöpfe, woran sie silberne Zierathen oder Korallen befestigen. Statt des Hutes tragen sie oft ein Tuch um den Kopf. An Aermen und Füßen sind Spangen mit allerlei klimpernden Schmucksachen. Ich sah eine Frau, die 128 Unzen Schmuck an den Füßen hatte, und ganz wund davon gerieben war. Männer und Frauen stopfen die Nasenlöcher mit Kleeblättern oder Zwiebelschalen zu. Die kleinen grauen Kopf- und Kleiderthiere, deren Hegung in Europa unanständig ist, sind in Fezzan ganz gemein. Oft machte Mukni in unsrer Gegenwart zwei Finger naß, um desto geschickter das Wild zu ergreifen, was ihm hier oder da zu lebendig ward und tödtete es dann mit vieler Würde. Die Geschicklichkeit einer Sklavinn wird mit darnach bestimmt, ob sie gute Jagd auf dem Kopf ihres Herren zu machen im Stande ist. Wir wurden auch bisweilen von diesem Vieh angegangen, besonders aber quälten uns Ameisen und Wanzen. Erstere vernichteten viele der Thiere, die wir als Merkwürdigkeiten gesammelt hatten.

Außer Datteln und Korn hat Murzuk wenig. Fett, Butter, Schafe, Ziegen und Oel kommen von dem gharianischen Gebirge, das vorhandene Geflügel wird von dem Herrscher und den Seinen größten

Theils verspeist. Männer und Weiber kauen Tabak; nur die Reichen rauchen ihn.

Ich besuchte in Murzuk öfter die Schulen, welche von den Schreibern (d. h. Gelehrten) gehalten werden. Die Kinder lernen die Buchstaben an hölzernen Tafeln, worauf sie geschrieben sind, zuerst kennen, indem sie dem vorsprechenden Lehrer alle im Takte nach sprechen. Sodann lernen sie dadurch schreiben, daß sie zuerst die Schriftzüge übermalen. Außerdem lernen sie Sprüche aus dem Koran durch Vor- und Nachsprechen. Können sie erst etwas lesen, so liest, oder eigentlich singt, der Lehrer die Stelle, welche auswendig gelernt werden *soll*, ab und die Kinder singen nach. Als *Schulgeld wird* jährlich 1 Piaster und monatlich 1 Viertel Korn gezahlt. Haben die Schüler ihre Lehrbahn *beendigt*, so erhält der Lehrer von den Aeltern ein Geschenk an Kleidungsstücken oder an Lebensmitteln. Die Schulstunden werden sehr unregelmäßig gegeben, gewöhnlich aber am Morgen oder am Abend. In frühern Zeiten hatten auch die Knaben, welche die Schule verließen, ein besonders Fest, ein Wettrennen zu Pferde, was Mukni abgeschafft hat.

Mukni's Kinder waren — wie manche Fürstenkinder — geplagte Wesen. Sie strotzten vor Putz und seufzten unter der Last des Goldes, was sie umhing. Ein vierjähriger Knabe trug eine Menge

Zaubersprüche in goldnen Kapseln, eine mit Juwelen besetzte Mütze, eine mit Silber gestickte Weste, ein ähnliches Hemde und viel Klingelputz an Aermen und Füßen. Er war, wie seine Geschwister, von gleichjährigen Sklaven umgeben, wovon jeder ein besonderes Geschäft hatte.

Den 1sten Oktober ward in Murzuk das Jahresfest Aidel Kabire, was zur Erinnerung an die Wallfahrten nach Mekka eingesetzt ist, gefeiert. An demselben Tage schlachtet jeder Hausvater eigenhändig ein Thier und verspeist es mit den Seinen. Mukni hatte uns ein Lamm geschickt, und da Herr Ritchie zu matt war, schlachtete ich dasselbe. Wir wurden aber alle krank von dem Lamm, weil wir der Fleischspeisen so sehr entwöhnt waren. Ueberhaupt war im Oktober fast Alles in Murzuk krank; ich litt stark an der Leber und es starben 20 tripolitanische Kaufleute kurz hinter einander. Kaum hatte ich mich wieder etwas erholt, so verfiel Herr Ritchie wieder in förmlichen Fieber-Wahrsinn, nachdem er viele Tage stumpf brütend dagesessen hatte. Den 17ten November schien er aber zu genesen. Den 20sten erquickte er sich sehr an einer Hühnersuppe; welche seit 10 Tagen die erste nährende Speise war, die er zu sich nahm. In der Nacht auf den 21sten verschied er an einem hitzigen Gallenfieber; still und sanft. Belford und ich lagen neben

ihm und sahen uns in unserm elenden Zustande schweigend an; nichts Anderes erwartend, als daß auch wir in einigen Tagen nachfolgen würden. Am Morgen benachrichtigte ich unsere Freunde, die 2 oben erwähnten Mamelucken von unserm Leidwesen, und beide nahmen innigen Antheil daran. Belford übernahm das traurige Geschäft, aus einigen Stücken unsrer Kisten einen Sarg zu verfertigen. Heimlich hielt ich des Nachts mit ihm die christlichen Todtengebete über unsern entschlummerten Freund, und den folgenden Morgen ließen wir ihn begraben. Außer uns folgten die beiden Mamelucken, und es freuete mich, daß das Kapitel aus dem Koran; welches über dem Grabe gelesen wurde, nichts enthielt, wozu wir nicht hätten das Amen sprechen können. Wir brachten den Tag in ernsten und wehmüthigen Betrachtungen zu. Den folgenden kam ein Schreiben an uns mit der Zusicherung von 1000 Pfund Sterling neuen Reisegeldern an, das, wäre es früher gekommen, uns viele Noth erspart hätte. Bald darauf legte ich mich mit Belford, und hätten nicht die treuen Mamelucken Yussuf und Hadgi Mahmud während der Zeit uns beigestanden, so würden die vielen Trostbesucher uns um all unser Hab und Gut durch Diebstahl gebracht haben. Durch manche Waarenverkäufe, welche diese besorgten, gelangten wir auch wieder zu etwas Geld zu unsrer Pflege.

Nach zehntägiger Niederlage stand ich wieder auf, Belford aber war noch krank.

Das Wetter ward allmälig kalt, was uns veranlaßte, mitten in unsrer Stube des Abends ein Feuer zu unterhalten, um das sich öfter die befreundeten Mamelucken versammelten. Hadgi Mahmud pflegte uns dabei mit Erzählungen und Mährchen sehr gut zu unterhalten. Gewöhnlich fing er damit an: „Ja ein Mann, der 3 Mal nach dem heiligen Hause (des Propheten zu Mekka) gewallfahrtet ist, wie ich, der fängt dann, Gott sei Dank, an, auch etwas zu wissen und zu verstehen." Er erzählte wunderliche Dinge von Persien und vom Paradiese. In letzterem z. B. ritte Muhamed auf einem Thiere Borak, das die Gestalt der Antelope habe, aber so schnell wäre, daß es Einem in Augenblick aus dem Gesicht käme. Die andern Propheten ritten ohne Sattel auf diesem Thiere, für Muhamed habe aber der liebe Gott einen goldnen Sattel gemacht.

Ich fand in Murzuk auch eine Abschrift von der bekannten Mährchensammlung der Tausend und einen Nacht, so wie von den Abenteuern des Schiffers Sinedbad, die fast eben so hoch wie der Koran gehalten werden. Yussuf suchte uns besonders durch Gesang aufzumuntern. Auch fehlte es ihm nicht an allerlei lustigen Sachen. So erzählte er, ein Tuarik habe als Eilbote eine Reise

von 18 Tagen machen sollen und hätte dazu die nöthigen Lebensmittel erhalten, welche er alle mit Einem Mal verzehrt, um sie desto leichter fortzubringen, nach welcher Mahlzeit er sich *mit* einem Riemen den Bauch umgürtet und dann auf *einem* Kameele ohne Weiteres die 18 Tagereisen vollführt habe. — Wirklich sollen die Tuariks 4 Tage ohne Speisen zubringen können. An Neuigkeiten fehlte es auch in Murzuk nicht. Mukni's Sklavenjagd war mißlungen, in einer Stadt Sudans hatten die Bewohner 82 arabische Kaufleute geköpft, Mukni war wieder zu Gnaden gekommen, ein Befehl aus Tripoli kam an, alle aus Augila anwesenden Kaufleute gefangen zu nehmen. Vierzehn wurden auch gesetzt, einer entkam mit 19 Negerinnen, wurde aber eingeholt und erschossen. Vor seinem Tode rief er noch aus: „Sagt dem Mukni, daß er ein nichtswürdiger Schurke ist, und daß er nie ins Paradies kommen könne.“ —

Zweite Fahrt.

Von Murzuk nach Tegerry und von da zurück nach Tripoli.

Obgleich manche unsrer Reisezwecke durch Herr Ritchie's Tod vereitelt waren, so beschloß ich, doch

wenigstes bis zur südlichen Gränze des fezzanschen Gebiets vorzudringen und fing den 9ten December die Zurüstungen zu dieser Reise an. Die meisten Sachen ließ ich eingepackt bei dem alten Hadgi Mahmud, und Jussuf gab uns einen Knaben zur Bedienung mit. Für unsre Sachen kaufte ich ein rasches Kameel, wir selbst wollten die Reise zu Pferde machen. Weder Belford noch ich befanden uns wohl, wir hofften aber, daß selbst die Reise unsrer Gesundheit zuträglich seyn würde, und traten den 14ten 1819 unsre Weiterreise an. Mukni, dessen Betragen gegen uns sich jetzt wieder verbessert hatte, gab uns einen offnen Brief mit, der allen Ortsvorstehern befahl, uns und unsre Thiere, wenn wir zu ihnen kämen, mit den nöthigen Lebensmitteln zu versehen. Den ersten Tag machten wir eine kurze Tagereise und übernachteten bei einem Dorfe, wobei Mukni große Dattelpflanzungen hatte. Wir sahen einen Dattelhaufen von 30 Fuß Länge und 12 Fuß Höhe aufgeschüttet. Den 2ten Tag kamen wir zu einem Dorfe, dessen Vorsteher wir vor der Thüre mit der Verfertigung von Weiberschuhen beschäftigt fanden. Als er unser Empfehlungsschreiben gelesen, sprang er sogleich ins Haus und kehrte in seiner Amtstracht, den Säbel über die Schulter, zurück. Hinter diesem Dorfe ritten wir über eine ausgedehnte Salzebene. Es war so, als ritten wir auf hartgefror-

nem Schnee. Wir kamen noch an demselbigen Tage nach der Stadt Traghan, in deren Gärten das einzige fließende Wasser im ganzen Gebiet von Fezzan seyn soll. Allein im Grunde ist auch dort kein fließendes Wasser; denn man sieht nur 4 Teiche, jeden 20 bis 40 Fuß im Durchmesser, und das Wasser, was sie enthalten, ist salzig. Auch hier fand ich die Meinung der Fezzaner bestätigt, daß das Korn besser im salzigen Boden wächst, als in einem salzlosen; wahrscheinlich rührt das von der Feuchtigkeit her, welche das Salz enthält.

Den folgenden Tag bekamen wir ein schönes Abendbrot, indem die Bewohner des Dorfes, bei denen wir übernachteten, als sie hörten, wir seien Mukni's Freunde, uns mit 6 Hühnern bewirtheten. Hinter diesem Dorfe ist ein Brunnen, bei dem die Fezzaner darum den Iblis (Teufel) wohnen lassen, weil sich dort ein Echo befindet. — Den 20sten December kamen wir nach Zuela und wurden dort von den Einwohnern, die von unsrer Ankunft benachrichtigt waren, feierlich empfangen. Die meisten Bewohner dieser Stadt sind Scherifs. Sie bewirtheten uns sehr gut. Leider befand ich mich wieder sehr unwohl und mußte den folgenden Tag liegen. Die Leute schickten uns 12 Gerichte, woran aber weder ich noch Belford wegen Kränklichkeit Theil nehmen konnten. Zwei uns begleitende Orts-

vorsteher ließen es sich desto besser schmecken. Die Bewohner Zuela's sind die gastfreiesten, ruhigsten und besten unter allen Bewohnern Fezzans; sie haben auch eine schöne Gestalt und tragen nette Kleidung. In der Nähe ihrer Stadt befinden sich verschiedene Trümmer, welche man den Christen zuschreibt, die ehemals hier gewohnt hätten, doch schienen die Inschriften arabisch zu seyn.

Den 25sten December, an dem für uns so merkwürdigen Christfest, von dem wir uns aber gar nichts verlauten lassen durften, verließen wir Zuela, und wurden bei unsrer Abreise so reichlich mit Datteln, Mehl und andern Lebensmitteln beschenkt, daß wir uns ein Kameel zur Fortschaffung dieser Sachen miethen mußten. So erhielten wir also von Muhamedanern eine Weihnachtsgabe, ohne daß die Geber es wußten. Wir hatten aber auch die Geschenke nöthig, denn unser Weg führte uns jetzt 3 Tagereisen durch eine Wüste. Den 29sten hatten wir diesen Weg zurück gelegt und kamen nach Gatrone, einer Stadt, die zwischen Sandhügeln gebauet ist, auf welchen einige Tibboos ihre Zelte aufgeschlagen hatten. An dem Tage unsrer Ankunft ward gerade Muhameds Geburtstag gefeiert. Es zeigten sich auf den Straßen schön geputzte Mädchen, welche Tänze aufführten. Diese Tänze waren alle sehr sittig. Wir hatten hier Gelegenheit, die Tib-

boos näher kennen zu lernen. Diese Leute sind die regsamsten und beweglichsten Afrikaner, weßhalb sie auch von den andern die Vögel genannt werden. Ihre Frauen sind wohlgebauet, haben Adlernasen, schöne Zähne und Lippen, ganz europäisch, und einen guten Gang. Sie tragen außer anderm Schmuck ein Stückchen rothe Koralle im rechten Nasenloch, halten viel auf Reinigkeit und sind treffliche Hausfrauen und zärtliche Mütter. Nur lieben sie das Tabakkauen sehr. Als Sklavinnen werden sie auf den Märkten sehr theuer bezahlt.

Am letzten Tage im Jahr verließen wir Gatrone, um uns nach Tegerry zu begeben. Zwischen beiden Städten fanden wir ein Dorf in einer herrlichen Fruchtaue, und feierten in demselben ganz fern von der Christenheit den Uebergang aus dem alten in das neue Jahr. Tegerry ist ein wichtiger Ruheplatz für die aus Süden kommenden Karawanen. Für uns wurde er der äußerste Punkt unsrer Reise; denn Belfords Gesundheitszustand verschlimmerte sich so sehr, daß ich unmöglich weiter reisen konnte. Ich trat deßhalb den 7ten mit ihm die Rückreise nach Murzuk an. Als wir wieder in Gatrone ankamen, erfuhren wir, daß Mukni's ältester Sohn Aleiwa von seiner halb verunglückten Sklavenjagd bald dort eintreffen würde. Ich ritt ihm entgegen und fand ihn mit seinen Reitern und Fuß-

soldaten. Die mitgebrachte Beute bestand doch, trotz des Mißlingens des Hauptschlages, aus 800 lahmen und ausgemergelten Sklaven, 3000 Eilkameelen (Heiri's oder Maherrys), 500 Eseln und 1000 Kameelen. Viele Sklaven waren unterwegs umgekommen. Die Araber haben auch die Sitte, daß sie Säuglinge mitnehmen und sie, wo möglich, mit Datteln auffüttern, wenn dieß aber nicht geht, sie ohne Weiteres an dem ersten besten Ort liegen lassen. Die dießmalige Sklavenjagd hatte 6 Monate gedauert und besonders die Tibboos in Borgoo gegolten. Die Tibboos in Borgoo sind alle Kaffire (Ungläubige) aber ein ruhiges friedliches Volk, das in Palmhütten wohnt und in der Bildung zurück ist.

Bei der Sklavenjagd geht es so zu: Die Araber bleiben des Abends zuvor einige Stunden von dem Dorfe, was sie sich zur Plünderung ausersehen haben, entfernt, und nähern sich so demselben, daß der Vortrab mit Tagesanbruch den Ort erreicht. Sogleich besetzen sie dann alle Ausgänge, fallen in die Häuser ein und schleppen die unglücklichen Bewohner weg. Sie führen alle an einen bestimmten Sammelplatz, wo sie mit Stricken oder mit Ketten gefesselt werden. Ist man mit den Menschen fertig (und oft werden an einem Morgen 1000 Unglückliche so zusammen gebracht), so bemächtigt man

sich ohne Weiteres der Kameele, der Lebensmittel und der übrigen Habe derselben. Ist ein ganzes Dorf, mit Ausnahme der alten Leute, ausgeplündert, so wird nach einer andern Gegend zu einem gleichen Frevel gezogen. Die einzelnen Jammerscenen und Gräuel, welche dabei vorfallen, sind schrecklich. Einen Mamelucken, der diese letzte Jagd auf Mukni's ausdrücklichen Befehl mitgemacht, und sich offen gegen die Gräuel derselben erklärt hatte, wollte Mukni durch Meuchelmörder aus der Welt schaffen; allein es hatte Keiner Lust, sich an diesen sehr geachteten Mann zu machen.

Den 12ten verließen wir Gatrone, reisten dem Sklavenzuge voran, und kamen den 16ten nach Murzuk zurück; wo meine beiden Freunde unter den Mamelucken ein Fest anrichteten. Aleiwa hielt den 18ten seinen Einzug unter Schießen, Tanzen, Singen, Jauchzen und anderm Jubel. Im grellsten Gegensatz befanden sich die unglücklichen Sklaven. Ich ritt dem Zuge wieder entgegen und begleitete Aleiwa zu seinem Vater, um zu sehen, wie er ihn empfangen würde. Mukni saß im Schloßhofe ganz blaß und in der größten Gemüthsbewegung. Der Sohn stieg vom Pferde, lief auf den Vater zu, warf sich vor ihm auf die Knie und küßte ihm die Hand. Alles beobachtete die größte Stille; als der Vater, von seinen Gefühlen überwältigt, seinem Sohne

um den Hals fiel und laut weinte. — So ist der Mensch; er hat Gefühl in eignen Sachen. Dieser grausame Mann, der Hunderte von Kindern und Aeltern von einander trennen ließ, hatte doch zärtliche Liebe für seinen Sohn. O man traue den Thränen nicht! Die größten Bösewichter können auch ein Mal weinen, ohne daß es die Thränen der echten Liebe oder der tiefen Reue sind. — Aleiwa empfing den Ehrenpelz von seinem Vater als Belohnung seiner Dienste und die andern Araber wurden zum Handkuß gelassen. Den Tag darauf war ganz Murzuk in der lebhaftesten Bewegung, denn die unglücklichen Gefangnen, die zitternd in der Sonne saßen, wurden verkauft, und Männer und Frauen, Aeltern und Kinder, Brüder und Schwestern ohne Weiteres getrennt. Der Preis war dieß Mal niedrig. Ein gut gewachsenes 13jähriges Mädchen ging für 35 Piaster weg, Knaben von demselben Alter galten höchstens 20 Piaster. Die Sklavenjäger theilten sich so, daß Mukni ¼ aller Beute erhielt; daß Uebrige ward so eingetheilt, daß die Reiter noch ein Mal so viel empfingen, als die Fußsoldaten. Bei dem Verkauf erhielt Mukni aber auch noch ¼ des Kaufpreises.

Ich besuchte jetzt öfter den Sklavenmarkt. Am scheußlichsten kam mir das Ausrufen der Sklaven vor. Ein Ausrufer ging durch die Straßen und

ein Sklave hinter ihm; der Ausrufer schrie: „so viel ist geboten, wer gibt mehr?“ —

Von Murzuks Bevölkerung besteht der vierte Theil aus Sklaven. Die zur Besorgung des Haushaltens gebraucht werden, haben es gewöhnlich gut, und bei dem Tode eines Familienmitgliedes ist es Sitte, einen oder 2 Sklaven frei zu lassen, welche sich dann gewöhnlich verheirathen, sich in ein Gewerbe einlassen und am Orte bleiben. Manche wissen auch gar nichts von ihrer Heimath, weil sie ganz jung Sklaven geworden sind, Andern gefällts an ihrem Aufenthaltsort; Manche aber kehren mit Freuden in die Heimath zurück, die sie freilich auch oft ganz verändert wieder finden.

Ich habe Gelegenheit genug gehabt, Fezzan näher kennen zu lernen, als irgend Einer vor mir; darum liefere ich hier einige kurze Nachrichten über dieß Gebiet. Es ist größten Theils Sand oder Kies, hat aber viel tiefe, reiche Brunnen. In der Nähe der größern Ortschaften bauet man Palmen, Korn und einiges Gemüse. Die Gärten bewässert man durch Schöpfräder, welche von Eseln getrieben werden. Von den wilden Thieren des Landes sind die Füchse sehr klein, die Hasen sehr selten. Dagegen gibt es eine kleine Art zottiger Büffel von der Größe der Esel, weiße und rothe, Tiger, Hyänen, Schakals, und Strauße. — Hühner und Gänse

sind selten, so wie auch Kühe und Pferde. Man bauet mehrere Getreidearten, indem man mühsam den Boden aus den tiefen Brunnen bewässert. Von Obst hat man gute Granatäpfel, Wassermelonen und Feigen. Die Aepfel und Aprikosen schmecken schlecht. Das eigentlich volksthümliche Gericht Fezzans ist die Dattel, Kameelfleisch speist man bei Festlichkeiten; Schaf- und Ziegenfleisch wird gewöhnlich aber selbst von den Vornehmsten nur 3 Mal in der Woche gegessen. Zum Baue und zu Geräthschaften fehlt es an gutem Holz. Der Landbesitz befindet sich in den Händen der Vornehmen, welche die Aecker durch Sklaven bestellen lassen. Beim Verkauf des Landes fragt man besonders nach der Anzahl der darauf stehenden Dattelbäume und der darauf befindlichen Brunnen.

Vor Mukni beherrschte ein Mohrengeschlecht, welches aus Scherifs bestand und aus der Gegend von Fez stammte, 500 Jahr das Land Fezzan. Mukni stürzte dieß Geschlecht durch Verrätherei; allein schwerlich wird er selbst eines natürlichen Todes sterben, sondern wohl in die Grube wieder gestürzt werden, worin er Andre gestürzt hat. Er erhielt kurz vor unsrer Abreise von Murzuk den Befehl, künftig statt 15,000 Piaster 80,000 als jährliche Steuer nach Tripoli zu zahlen. Unter ihm befiehlt das geistliche und weltliche Oberhaupt, der

U 2

Kadi von Murzuk. Das Amt des Kadi ist erblich und befindet sich schon 150 Jahre bei demselben Geschlecht. Das einzige Erforderniß bei einem Kadi ist, daß er lesen kann.

Die Fezzaner haben wenig Muth und Entschlossenheit, sonst würde es ihnen ein Leichtes seyn, sich von Tripoli loszureißen, da ihre Lage sie sehr schützt. Mukni nimmt sie auch nicht zu Kriegern, sondern wirbt meistens Araber an. Sein Heer ist 5000 Mann stark; und wird nur zu den Sklavenjagden in der Regel gebraucht.

Die Gerechtigkeitspflege geht in Murzuk, wie in den Raubstaaten, nur auf Erpressungen aus. Wird ein Mensch wo ermordet gefunden, so muß der nächste Ort dem Herrscher 2000 Piaster Blutgeld zahlen. Begeht ein Vornehmer einen Mord, so macht er sich auf ein halbes Jahr aus dem Staube, und wird nach der Rückkehr als gereinigt betrachtet. Das Vermögen der zum Tode Verurtheilten zieht der Herrscher ein.

Bei den Moscheen ist der Oberste ein Kadi; ihm untergeordnet sind die Imams oder Priester, und denen die Muaddens oder Küster, welche das Volk zum Gebet rufen und die Sprüche der Imams wiederholen. Mit Ausnahme des Kadi's sind alle Priester ohne Vorrang und ohne äußere Auszeichnung. Sie beziehen keinen Gehalt, sondern

leben durch eigner Hände Arbeit, vom Betteln und wenn sie schreiben können, von dem Verkauf geschriebener Zauberformeln. Besonders beschäftigen sich die Marabuten damit.

Die Fezzaner haben viel Freude an der Dichtkunst, dichten aber nicht selbst; nur die Araber sind dazu geschickt, und die Fezzaner lernen ihre Gedichte mit vielem Eifer auswendig. Auch hört man die Sklavinnen bei dem Mahlen des Korns oft recht wohlklingende Liedchen singen. — Viel Zeit wird in Fezzan mit Nichtsthun verbracht. Kein Freier arbeitet anders, als wenn ihn seine Bedürfnisse dazu zwingen. Sich durch Arbeitsamkeit Vermögen zu erwerben, daran denkt Keiner, Jeder lebt von der Hand in den Mund. —

Geschriebene Landesgesetze kommen in Fezzan nicht vor; die Gesetze gründen sich auf mündliche Ueberlieferungen. Dagegen gibt es mehrere Sammlungen aus ältern Schriften z. B. aus den Psalmen Davids, aus dem mosaischen Gesetz, aus Salomo's Schriften und aus den Propheten, welche man sehr hoch schätzt. Wir hatten eine arabische Uebersetzung des neuen Testaments mit, welche von denen, die lesen konnten, mit großer Theilnahme gelesen ward. Nur daß Christus der Sohn Gottes wäre, erregte Anstoß, und ein Araber behauptete (was gemeine Meinung bei den

Muhamedanern seyn soll), Christus habe auch von Muhamed geweissagt, Paulus aber diese Weissagungen ausgestrichen; weßhalb sie denn auch schlecht auf Paulus zu sprechen sind und ihn einen Kaffir (Ungläubigen) nennen.

Den 10ten Februar trat ich meine Rückreise von Murzuk an. Mukni's Sohn Aleiwa beschenkte mich kurz vorher mit einem trefflichen Eilkameel (Maherry), was er selbst geritten hatte, und was ich beschloß Sr. Majestät, meinem Könige zu verehren. In Sokna verweilten wir mehrere Tage und wurden sehr freundlich dort bewirthet, weil ein uns begleitender Mameluck früherhin dort Kadi gewesen war. Den 3ten März traten wir von da aus die Reise durch die traurige Wüste an, worin ich den 9ten Vormittags fast umgekommen wäre. Es überfiel mich nämlich mit einem Mal ein heftiger Fieberschauer, was mich veranlaßte, etwas hinter der Karawane zurück zu bleiben, um den Uebergang des Schauers abzuwarten. Nach einiger Zeit, gegen 1 Uhr hatte ich mich etwas wieder erholt und machte mich mit meinem Pferde auf den Weg, um den Zug wieder einzuholen. Unglücklicher Weise verlor ich aber die Fährte der Kameele, indem die Karawane in eine feste Kiesebene gekommen war. Auf gut Glück mußte ich nun weiter reisen und erstieg einen Sandhügel, um vielleicht die Ka-

awane zu sehen, aber vergeblich. Ich ging zu der Stelle zurück, wo ich die letzten Spuren der Kameele fand, schoß mein Gewehr ab, erhielt aber keine Antwort. Der Hunger stellte sich drauf bei mir ein, ich untersuchte meinen Mantelsack, fand aber nichts Eßbares darin. Leider brachte ich dazu heraus, daß ich von dem nächsten Brunnen wenigstens 2 Tagereisen entfernt war, und also mit meinem Pferde verhungern und verdursten mußte, wenn ich die Karawane nicht wieder träfe. Hin und her sinnend, was zu thun sei, kam ich endlich auf den Gedanken, mein Pferd ohne weiteres gehen zu lassen, weil dieß die Spur durch seine Witterung besser finden würde als ich. Das Pferd nahm eine ganz andere Richtung, als die, welche ich hatte machen wollen, führte mich über die Kiesfläche und brachte mich in ein Thal, worin ich wieder frische Spuren von einer Karawane bemerkte, die auch wirklich von unsrer Karawane waren. Denn da ich eine Strecke weiter kam, so fand ich eine arme ausgemergelte Negerinn unter einem Busch, die von unsrer Karawane zurück geblieben war, um dort unbemerkt zu sterben, weil sie durchaus nicht weiter konnte. Eben erst selbst dem befürchteten Hungertode entgangen, fühlte ich ein zehnfaches Mitleiden mit diesem armen Wesen. Ich brachte die Negerinn auf mein Pferd und führte sie, langsam daneben hergehend, wodurch sich un-

ser Nachkommen bedeutend verzögerte. Man war deßhalb meinetwegen in große Besorgniß gerathen, hatte Halt gemacht und mir einen Kameeltreiber mit einem Kameele, Wasser und Lebensmitteln entgegen geschickt; der uns dann auch bald traf. Der Herr der Sklavinn, die ich zurück brachte, dankte mir nicht ein Mal, sondern wollte ohne weiteres auf dieselbe einhauen, das ich jedoch ernstlich verhinderte.

Was die armen Negersklaven auf dem glühenden Sande leiden müssen, ist unbeschreiblich. Kinder über 5 Jahren sind schon zum Gehen verbunden. Ihre Kost besteht aus einer geringen Masse Datteln, Mehl und Wasser. Haben sich aber diese unglücklichen Wesen nur etwas in dem Lager erholt, so fangen sie ihre Lieder an, öfter auch ihren Tanz.

Den 25sten März 1820 traf ich in Tripoli, nach einer jährigen Abwesenheit wieder ein und ward von meinen Freunden mit vieler Herzlichkeit aufgenommen und von dem Dei mit einem schönen Pferde beschenkt.

Den 19ten Mai verließ ich mit meinem treuen Gefährten Belford, der nie sein Gehör, aber schwerlich auch je seine Gesundheit ganz wieder erhalten wird, Afrika, und reiste mit ihm durch Frankreich nach London, wo wir den 29sten Julius ankamen.

Anhang.

Das Wichtigste aus Denhams und Clappertons neuester Entdeckungsreise.

Die britische Regierung, die es sich zur Aufgabe gesetzt hat, jedes unbekannte Land zu erspähen, gab es nach Ritchie's Tod und Lyons Rückkehr nicht auf, von Murzuk aus Reisende weiter ins Innere von Afrika zu senden, so wie sie auf gleiche Weise fortwährend bemüht ist, von Westen aus das Innere dieses geheimnißvollen Landes zu erforschen. Durch solche Anstrengungen, die große Geldsummen kosten, wird denn auch endlich das Ziel, Auskundschaftung des Innern Afrika's, besonders Erforschung des Nigerstromes erreicht werden; ja es ist theilweise schon erreicht; es ist so gut, wie ermittelt, daß der Hauptstrom im Innern von Afrika in den guineischen Meerbusen fließt und die Engländer haben sich durch diese Kunde schon veranlaßt gefühlt, auf einer gesunden Insel in diesem Meerbusen, auf Fernando del Po*) eine Hauptniederlassung zu gründen, die vielleicht ein zweites Kalkutta werden kann. Es ist wahrscheinlich, daß, nach einer Reihe von Jahren, von hier aus, die

*) Man sehe die Karte zum 11ten Theile dieser Reisen.

englischen Boote ins Innere von Afrika segeln und eine Verbindung mit den großen Negerstaaten daselbst anknüpfen werden.

Doch zur Sache! —

Im Jahr 1822 reisten die drei Engländer, der Major Denham, der Hauptmann Clapperton und der verstorbene Dr. Oudney von Tripoli nach Murzuk. Von hier aus zogen sie mit einer großen Karawane, an deren Spitze Boo-Khaloom, ein Araber stand, unter Begleitung von 300 Mann durch die südliche Wüste. Sie brachten 3 Monate auf dieser Reise zu, berührten den wichtigen Salzmarkt Bilma, von wo aus jährlich 3000 Kameelladungen Salz verführt werden, kamen bisweilen in Dörfer, welche auf Oasen lagen, die mit hohen Palmen bestanden waren, hatten aber zuletzt 13 Tage hindurch einen ganz wüsten Landstrich zu durchschneiden. Die Reise ging zwischen den Gebieten der Tuariks und Tibboo's durch und der Weg war an vielen Stellen mit Salz überglast. Hinter der 13 Tage breiten Wüste fanden sie einen andern Boden, Strauchwerk für die Kameele, und Herden von Gazellen. Die Bewohner dieser Umwüsten waren Tibboos, lebten von Kameelmilch und von etwas Hirse, nährten selbst die Pferde mit Kameelmilch, und hatten einen Häuptling, welcher der schwarze Vogel hieß und über ein glänzendes

seidnes Kleid, was er erhielt, so erfreut war, daß er schreckliche Bockssprünge machte und ein gewaltiges Jubelgeschrei erhob. Das Land ward beim weitern Vorschreiten immer besser, und war mit schönen Wäldchen geschmückt. Endlich erreichten sie die Stadt Lari, welche von dem Volk Kanem bewohnt ist, und nicht weit davon kamen sie zu dem See Tsad, dessen Ufer von Wasservögeln wimmelten. Gänse und Aenten mit dem schönsten Gefieder, ganz unkundig des Schießgewehrs, wurden in großer Menge geschossen. Pelikane und Kraniche, von grauer, bunter und weißer Farbe, ließen die Jäger sich auf 14 Fuß nähern. Große Schnepfenarten, sehr starke Löffelgänse, Pfeifänten, Krikänten, und Strandläufer belebten das Wasser und das Ufer. Der See Tsad ist 40 deutsche Meilen lang, 30 Meilen breit; und wohl der größte Süßwassersee in Afrika. Eine große Strecke seines Uferlandes wird in der Regenzeit überschwemmt und ist mit undurchdringlichem Dickicht an manchen Stellen besetzt, worin Elephanten, Löwen, Panther, Leoparden, Hyänen und große Schlangen in der trocknen Zeit ihr Lager haben.

Nachdem die Reisenden 12 Meilen weit Lari hinter sich hatten, setzten sie über einen Fluß an 100 Fuß breit (Tsad oder Yau genannt), woran, wie an dem See, in den er fließt, viele Oerter la-

gen, und fanden von hier bis Kuka, der Hauptstadt in Bornu eine gute, von Ochsen und Menschen betretene Straße. Als sie sich der Stadt näherten, so kamen ihnen 4000 Mann Reiter mit Spießen bewaffnet entgegen, und außer dem noch die Leibwache des Scheikh, alle mit eisernen Panzerhemden, bekleidet, die selbst über die Schenkel herüber hingen. Auf den Köpfen trugen sie Helme von Eisen und Messing, und die Köpfe ihrer Pferde waren auch durch Metallplatten geschützt. Der Scheikh empfing die Reisenden in seinem Zimmer sehr freundlich, weil der berühmte Scheikh von Tripoli sie so dringend empfohlen hatte. Es war früherhin der Scheikh von Bornu oder Kuka Schulmeister in Fezzan, hatte sich aber in 20 Jahren zu einem Herrscher über 2,000,000 Menschen erhoben, und kann 50,000 Bewaffnete ins Feld stellen. Wegen seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit heißt er der Scheikh des Koran. Er befreiete durch seine Tapferkeit das Land Bornu von der Herrschaft der Fellatas und bauete die Stadt Kuka. Der frühere Herrscher des Landes lebte in Birnie und wird von ihm weislich geehrt und stets reichlich beschenkt. Und an Geschenken fehlt es dem kühnen Mann nicht; denn kurz vor der Ankunft der Reisenden hatte er einen Kriegszug gemacht und 3000 Sklaven, 4000 Ochsen und 5000 Kameele als Beute

zurück gebracht. Die Reisenden statteten auch dem Schattensultan in Birnie einen Besuch ab, und wurden mit 70 Gerichten von ihm bewirthet, größten Theils Schöpsenfleisch und Geflügel. Der Sultan kauerte in einer Art Rohrkäfig, und alle seine Umgebungen waren abgeschmackt, z. B. seine Garde ganz dick ausgepolstert wie Mehlsäcke. Je dicker, desto vornehmer ist man hier; die Leute werden nach dem äußern Umfang beurtheilt. Die größte Stadt im Reiche Bornu ist Engornu. Sie hat 30,000 Einwohner und zur Zeit des Hauptmarktes sollen 100,000 Menschen dort seyn.

Der Major Denham machte eine Grazzie oder einen Sklavenraubzug mit, welcher gemeinschaftlich von den Arabern der Karawane und den Bornuern gegen die Fellatas unternommen wurde. Es waren zusammen 3000 Menschenjäger, fast alle zu Pferde. Mehrere führten Pauken, Büffelhörner, und Pfeifen mit. Vor dem Heere ging eine Art Läufer, welche auf Alles aufmerksam machten; und eine Art Vorhut (Avantgarde) bildeten. Der Zug wandte sich zuerst nach Mora, dessen Sultan demselben mit seinen 30 Söhnen, die seine Leibgarde bildeten, entgegen kam. Alle 30 waren in Seide gekleidet, und ihre Pferdedecken aus Tiger- und Leopardenfellen gearbeitet. Zwei Männer des Sultans von Mora bliesen auf 14 Fuß langen Trom-

peten. Der Sultan schloß sich dem Zuge an. Ein benachbartes Volk, das durch die Masse Krieger in Schrecken gerieth, schickte 200 Sklaven und 50 Pferde zum Geschenk. Die Ueberbringer ritten auf kleinen Pferden und streueten Sand auf ihre Köpfe, als sie vor dem Sultan von Mora erschienen, um ihre Demüthigung zu bezeugen, dabei jämmerlich schreiend. Sie waren sehr roh in Felle gekleidet und bildeten überhaupt einen kläglichen Aufzug. In dem Lager der Sklavenjäger baten sie sich ein gefallenes Pferd aus, um es zu verzehren. Boo Khaloom behauptete, sie seien Christen, denn sie äßen Schweinefleisch.

Die Dörfer der Fellatas, auf die der Angriff gemacht wurde, lagen an einem Gebirge. Denham erzählt von diesem Zuge Folgendes:

„Den 25sten April 1823 brachen wir von Mora auf, kamen durch eine waldreiche Hügelgegend und erblickten den 28sten die Ortschaften der Fellatas. Zwei Oerter wurden bald verbrannt, aber vor dem 3ten hatten sich die Fellatas in einem Thale verschanzt und empfingen uns mit einem schrecklichen Pfeilhagel. Die Araber drangen mit großer Unerschrockenheit vor und trieben die Fellatas auf die benachbarten Hügel, 50 derselben wurden in der Schanze getödtet, und der Sieg wäre der unsre

gewesen, wenn die Leute des Sultan von Mora und die des Scheik von Bornu gefolgt wären. Die Fellatas faßten neuen Muth und Mehrere von uns empfingen in vergifteten Pfeilen die Todeswunde, darunter auch Boo Khaloom. Mein Pferd ward stark verwundet, und bald entstand unter uns eine allgemeine, unordentliche Flucht. Mein Pferd stürzte zusammen, und die Fellatas umgaben mich. Ich griff jedoch zu meinen Pistolen, hielt dadurch die Feinde ab, brachte das Pferd auf die Beine und versuchte von Neuem die Flucht. Leider stürzte mein Pferd bald wieder, ich fiel gegen einen Baum, das Pferd raffte sich wieder auf und lief davon, und ich fiel in die Hände der Feinde, die mir 2 Speerstiche beibrachten und dann mich ausplünderten. Indeß während sie meine Kleider untersuchten, kroch ich zwischen den Beinen des zunächst stehenden Pferdes durch und eilte von zweien verfolgt, einem dicken Walde zu. Ich schwamm durch einen Fluß und fand jenseits noch Kämpfende. Einer der Unsern erkannte mich aus der Ferne, kam auf mich zu, nahm mich aufs Pferd und setzte im Galopp den Uebrigen nach. Nach einem Ritt von 9 deutschen Meilen, erreichten wir die Gränze des Gebiets des Sultans von Mora.“ —

Auf den an einem vergifteten Pfeil gestorbenen Boo Khaloom ward ein Leichengesang folgenden

Inhalts verfertigt: „O vertraue nicht dem Feuergewehr und dem Schwerte! Der Speer des Ungläubigen hat gesiegt; Boo Khaloom, der Gute und Tapfere, ist gefallen. Wer kann sich für sicher halten? — Männer neigen kummervoll das *Haupt*. Weiber ringen die Hände und erfüllen die Lüfte *mit* Geschrei. Was der Schäfer seiner Herde, das war Boo Khaloom Fezzan. Feiert ihn in Gesängen; in Klängen feiert ihn! Welche Worte wögen seinen Ruhm! So weit die Wüste war *sein* Herz. Von Reichthum strotzen seine Truhen, wie die Eutern der Kameele, und sie reichen seinen Treuen Trost und Nahrung. In der Heiden Land liegt sein Leib. Gesiegt hat der *Ungläubigen* Pfeil.“ —

Während der Regenzeit litten die Reisenden sehr an Fiebern; nur Herr Denham war gesund und erschreckte das Volk bisweilen durch Congrev sche*)

*) Wilhelm Congreve ward 1772 den 20sten Mai in England geboren, und hat sich große Verdienste um den Schleusenbau und die bessere Einrichtung des Geschützes erworben. Am berühmtesten ist sein Name aber geworden durch die Erfindung eines neuen Geschützes, womit man inwendig hohle eiserne Granatenkugeln, welche mit einer Kapsel voll pechartigen Stoffs versehen sind, der beim Werfen der Kugel sich entzündet, über 1000 Schritte wirft. Die Büchse ist mit Löchern versehen, weßhalb sie einen feurigen, Alles verzehrenden Pechregen bewirkt. Nach

Raketen. Gegen Ende des Jahres 1823 hörte die Regenzeit auf, und es wurden jetzt mehrere Ausflüchte gemacht, nach Süden und Osten, worüber der Dr. Oudney starb. Ein Zug ging den Yau hinauf über die Brandstellen von dreißig großen, in den Kriegen zerstörten Städten weg, und war zugleich ein Kriegszug, den der Scheik machte, um empörte Unterthanen zur Ruhe zu bringen, ein andrer ging den Strom Shary 8 deutsche Meilen weit hinauf zu einem gewerbfleißigen Gebirgsvolk, welches fleißig webt, und Geld aus Eisen hat. Ein andrer Zug ging zu einem Hirtenvolk an dem Tsadsee, das an der östlichen Seite desselben wohnt und 1000 Kähne haben soll, indeß der Scheik von Bornu keinen einzigen besitzt.

Während Denham diesen Kriegszug mitmachte, brach Clapperton nach Westen auf. Das erste Land, in das er kam, und was jetzt von den Fellatas beherrscht wird, heißt Katagum und soll 4000 Reiter und 20,000 Mann Fußvolk ins Feld stellen können. Die gleichnamige Hauptstadt ist sehr fest, und hat die Kaurimu-

---

10 Minuten des Wurfes, wenn diese erste Zerstörung aufgehört hat, zerspringt die Kugel und richtet durch die einzelnen Stücke Verwüstungen an. Die Congrevschen Raketen sind also keine Lustraketen, wie man solche wohl bei Feuerwerken findet.

scheln*) als Geld. Das ganze Land Katagum ist flach und wird von den Ueberschwemmungen des Yau befruchtet. Clapperton wurde sehr gut von dem Befehlshaber der Stadt empfangen.

Hinter Katagum wird die Gegend gebirgiger, ist reich bewohnt und von Viehherden belebt. Die Leute daselbst schaffen ihre Waaren auf Eseln, auf Ochsen und auf ihrem Kopfe fort. Gerste, Tabak, Baumwolle- und Indigopflanzungen dehnten sich hier aus und reihenweise standen die Dattelpalmen dazwischen. Am Wege saßen in den Dörfern Baumwollespinnerinnen, wie in Indien und boten allerlei Früchte den Reisenden zum Verkauf an. Clapperton fand die Bewohner dieser Gegenden außerordentlich reinlich. Sie verfertigten sehr wohlschmeckende Butter.

Den 20sten Januar 1824 erreichte Clapperton die Stadt Kano, den Hauptstapelplatz des Königreichs Haussa, die ein Eirund von 3 deutschen Meilen im Umfang bildet. Die Stadt hat 15 hölzerne, mit Eisenblech beschlagene Thore, die regel-

*) Die Kaurimuschel (cyprea arabica Moneta) ist eine Muschel von der Größe einer Bohne und wird in Deutschland unter dem Namen Schlangenköpfchen, häufig gebraucht, um Pferdezäume damit zu verzieren. Man hat 40 bis 50 Arten Kauri, die nicht allein in vielen Gegenden Afrika's und Südasiens, sondern auch auf den Inseln des großen Weltmeeres, als Geld gebraucht werden.

mäßig mit der Sonne geöffnet und geschlossen werden und zählt außer den Handelsleuten, die aus allen Gegenden hierher kommen, 30 bis 40,000 Einwohner. In dieser Stadt ist, wie in den Städten Asiens und des alten Europa's, jedem Handelsgegenstande sein eigner Bezirk angewiesen. Clapperton fand auf den Märkten, Ziegen, Schafe, Esel, Rinder, Pferde und Kameele, allerlei Getreidearten, vielerlei Arten Gerste und Obst, Töpfergeschirr, Indigo und dreierlei Arten Semmelbackwerk, eine Art mit Honig oder Butter bestrichen. Die Fleischer schlachteten viele Hammel und Ziegen, und suchten, wie in Europa, dem Fleische durch allerlei Künste ein gutes Ansehen zu geben. Kameele schlachtete man nur, um wie ein irländischer Fleischer sagt, ihnen das Leben zu retten; d. h. wenn sie zu alt und abgetrieben waren, aber doch schätzte man das Kameelfleisch hier sehr hoch. Ward ein Ochse geschlachtet, so führte man ihn vorher geschmückt in der Stadt umher. Neben den Fleischbuden waren Kochbuden (Garküchen), worin man kleine Stückchen Fleisch an hölzernen Bratspießen bratet. Frauen bedienten die Gäste, die um sie auf einer reinlichen Matte herum kauerten, mit diesem gebratnen Fleisch und einem Getränk. Vor manchen Buden, die alle aus Bambusrohr gebauet waren, spielten Musikanten auf, besonders vor den Buden, worin allerlei Kunstsa-

chen sich befanden, als Zeuge, französisches Schreibpapier aus der Berberei eingeführt, inländische Scheren und Messer, ägyptische Leinewand mit Gold gewürfelt, maltaische Degenklingen, schöne, mit Silber durchwirkte Gürtel, Glasperlen und Bernsteinkugeln aus Europa. Der Handel ward mit großer Rechtlichkeit geführt. Kaufte Einer einen Ballen Zeug und fand er das Angegebene späterhin nicht drin, mußte der Verkäufer die Waare zurücknehmen. Bei allen Waaren ward ein Rabatt (ein Eingeld) gegeben, was man dort das Segensgeld oder den Glückspfennig nennt. Der Sklavenmarkt befand sich unter 2 großen hölzernen Schuppen, wovon einer für die Frauen und der andre für die Männer erbauet war. Die meisten Sklaven waren hier heiterer als die Herren, weil ihr Verhältniß weder drückend noch unangenehm ist; denn die Sklaven sind Glieder des Hauses.

Clapperton fand in Kano Schlangenbeschwörer, so geschickt wie die indischen und Boxer und Ringer, die sich von den englischen und nordamerikanischen nicht würden besiegen lassen. Für die Blinden und Lahmen der Stadt war ein eigner Bezirk eingerichtet, und diese Leute erhielten Unterstützungen. Blinde gab es sehr viele dort.

Westlich von Kano reisend fand Clapperton die Bevölkerung zunehmend, die Städte wurden häu-

figer, waren mit Mauern und Gräben umgeben, und die Gegend glich einem schönen englischen Park. Als Botschafter des Königs von England wurde Clapperton überall in den Dörfern mit Hörner- und Trompetenschall emfangen. Vor Sackatu, der Hauptstadt der Fellatas, kam ihm ein Haufen von 150 Reitern, unter Pauken- und Trompetenschall entgegen, er hielt einen feierlichen Einzug in die Stadt, ward bei einem vornehmen Staatsbeamten untergebracht, und den folgenden Tag dem Sultan der Fellatas Namens Bello vorgestellt. Dieser Muhamedaner beschämte den Christen Clapperton, ohne daß er es wollte, auf zweierlei Weise. Er fragte den Reisenden, ob die Engländer Nestorianer oder Socinianer*) seien, worauf Clapperton nur antworten konnte, sie nenneten sich Protestanten, und die weitere Unterhandlnng abbrechen mußte, weil er zu wenig vom Christenthume wußte. Die andere Beschämung bestand darin, daß der Sultan ihm des Majors Denham Sachen

---

*) Wunderlich ist diese Zusammenstellung, und man möchte glauben, Clapperton habe sich geirrt; denn die Kirche der Nestorianer entstand über ein Jahrtausend früher als die der Socinianer; und letztere in Europa, weßhalb schwerlich Bello etwas von ihr wußte. Daß er aber von den syrischen Christen, die sich von 431 an, unter Nestorius bildeten, und in Indien Thomaschristen hießen, etwas wußte, ist eher erklärbar.

wiedergab, welche derselbe auf dem erwähnten Sklavenzuge verloren hatte und keinen Haß gegen denselben hegte, weil Clapperton sagte, jener wäre nur aus Neugierde mitgegangen. Bitter äußerte sich Bello aber über Boo Khaloom, den der Sultan von Tripoli gewiß nicht auf Raub ausgeschickt habe. Die Geschenke, die Clapperton dem Sultan Bello mitgebracht hatte, erregten dessen größte Bewunderung. Außer sich rief er aus: „was ist denn in meinem ganzen Reich, was ich dem Könige von England wohl geben könnte?" — Da antwortete Clapperton: „Das beste Geschenk, was du ihm machen kannst, ist, daß du dich mit ihm zur Unterdrükkung des Sklavenhandels an der Westküste verbindest." — Der Sultan konnte es erst gar nicht fassen, wie man in England ohne Sklaven fertig würde, als er es aber gefaßt hatte, rief er aus: „Gott ist groß; ihr seid ein herrliches Volk." — Der Hauptgegenstand der Unterhandlung war, eine Verbindung mit Sakkatu von der Küste von Guinea*) zu eröffnen, zu deren Bewerkstelligung Clapperton nach seiner Rückkehr nach England mit dem Dr. Dickson, Hauptmann Pearce und Dr. Morrison in die Bucht

---

*) Siehe Theil 11. dieser Reisen.

von Benin*) abging. Es sind von dieser Gesandtschaft Mehrere wohl gestorben; doch ist Clapperton, so weit die Berichte gehen, glücklich zum 2ten Mal nach Sackatu vorgedrungen.

Der Sultan von Sackatu ist in seiner Art ein unterrichteter Mann. Er erkundigte sich nach den englischen Zeitungen, nach dem Kampf der Griechen mit den Türken, nach der Beschießung Algiers von den Engländern, nach ihren Eroberungen in Ostindien, und sehnte sich sehr nach Pulver und Flinten. Auch wußte er davon, daß früher die Mauren hatten Spanien beherrscht, und bat um arabische Bücher aus England und besonders um Karten von der Erde.

Daß europäische Waaren von der Küste von Benin nach Sackatu gelangen, wird durch die erste Reise Clapperton's ganz ausgemacht; denn er erhielt häufig Gerichte auf zinnernen Schüsseln mit dem Stämpel London und eines Tages wurde ihm sogar ein Stück Fleisch in einem Waschbecken aus englischem Steingut aufgetragen.

Vorzüglich wird aus Sackatu viel Zibeth**)

---

*) Siehe die Karte zu Theil 11.

**) Die Ziebethkatze (viverra Zibetha) hat eine spitzig zulaufende Schnauze, wie der Fuchs, aber einen katzenartigen Schwanz. Sie gehört zu den Raubthieren und hat in der Nähe des Afters einige Drüsen, welche einen stark rie-

geführt und die Zibethkatze deßhalb als Nutzvieh hier gehalten. Bello's Bruder hatte 200 Stück Zibethkatzen, wovon jede von der Nase bis zur Schwanzspitze 4 Fuß lang war. Diese Thiere haben ein grimmiges Ansehen. —

Mungo Parks Tod durch Strandung seines Bootes an einem Felsen, unweit Yuri ward auch von Bello bestätigt.

Den 8ten Julius war Clapperton von Sackatu wieder nach Kuka zurück gekehrt, und trat dann bald die Rückreise mit Denham über Murzuk und Tripoli an.

Ueberall geht aus den Berichten dieser Reisenden hervor, daß die Bewohner des innern Afrika's, die Neger, ein sehr gutmüthiges Volk sind, auf dessen Sitten die fremden Herrscher, die muhamedanischen Araber, wenig Einfluß gehabt haben. Das Loos dieser Leute würde sehr glücklich seyn, wenn nicht aus den Staaten der Berberei und aus — Europa nach der Westküste Sklavenhändler kämen, welche die Menschenjagden hier ver-

---

chenden Saft (Moschus) absondern, der frisch Kopfweh den Menschen verursacht, aber manchen Nasen doch angenehm ist und in der Arzenei gegen Krämpfe gebraucht wird. Heimisch sind diese Thiere in Asien und Afrika, man zieht sie aber auch in Holland in Käfigen und drückt mit einem kleinen Löffel den Saft ihnen aus den Drüsen.

anlaßten. Die Herrscher von Bornu und dem Lande der Fellatas sind gutmüthige Leute. Die Fellatas übertreffen die Bewohner von Bornu an Bildung. Westlich von dem Reiche der Fellatas sollen noch Christen wohnen, ägyptisch-koptischer Abkunft, die sich aus Nubien bei dem Vordrängen der Muhamedaner hierher zurück gezogen haben.

So weit diese kurzen Erzählungen, die uns nur neugieriger auf die Erforschung des innern Afrika's machen können; welche jetzt endlich scheint gelingen zu wollen, und wovon, wenn sie weiter gelungen ist, in einem spätern Theile dieser Reisen wird Nachricht gegeben werden. Besonders sind 2 Fragen anziehend. Wie fließen die Flüsse im Innern dieses Landes, vorzüglich der fabelhafte Niger, und leben noch Christen in diesem unbekannten Innern? Welch ein Feld wird sich hier dem treuen christlichen Glaubenseifer darbieten! Es wird nicht schwer halten, unter den Völkern des innern Afrika's, bei dem das Muhamedthum nur halb durchgedrungen ist, das Kreuz aufzupflanzen, und so von Abyssinien bis zur Küste von Guinea ein neues Leben unter den Völkern zu erzeugen. Auch der Sklavenhandel wird seine Endschaft erreichen, wenn es den Engländern gelingt, ihren Handel von dem Meerbusen von Guinea ins Innere des Landes auszudehnen. Sie werden den Völkern Waaren allerlei Art zu-

führen und dafür inländische Waaren und keine Sklaven nehmen. So wird der Handel der Neger nach der Berberei, nach Arabien und Aegypten, so wie der mit den europäischen Sklavenhändlern, den Franzosen und Portugiesen, aufhören, und diese Menschenschänderei endlich vertilgt werden.

Musikalische Schriften

von

M. Hering in Zittau,

welche

theils von ihm selbst verlegt, theils in fremden Verlage erschienen sind.

---

1) Instruktive Variationen. Ein neues, wenigstens unbenutztes Hülfsmittel zur leichtern Erlernung des Klavierspielens und zur Selbstübung. Sechste Auflage. Vier Hefte, jedes Heft 16 gr.

2) Progressive Variationen zu einer möglichst leichten Erlern. des Klavierspielens. Als Seitenst. zu den instruktiven Variationen. Zweite Aufl. 2 Hefte, jedes Heft 16 gr.

3) Neue praktische Klavierschule für Kinder, nach einer bisher ungewöhnlichen sehr leichten Methode. Vierte Auflage. Vier Bändchen, jedes Bdch. 16 gr.

4) Neue, sehr erleichterte praktische Generalbaßschule für junge Musiker, zugleich als ein nöthiges Hülfsmittel für diejenigen, welche den Generalbaß ohne mündlichen Unterricht in kurzer Zeit leicht erlernen wollen. Dritte Aufl. 3 Bände. Jeder Band 1 Thlr. 12 gr.

5) Terpsichore, oder sechzig leichte Tanzmelodien zur angenehmen Unterhaltung für junge Klavierspieler. Zweite Auflage. 16 gr.

6) Weiske, Sammlung sehr leichter, angenehmer und gefälliger Gesänge, Lieder und Tonstücke, nach dessen Tode herausgegeben. 16 gr.

7) Neue praktische Singschule für Kinder, nach einer leichtern Lehrart bearbeitet und als Beitrag zur Vermehrung häuslicher Freuden für Eltern und Erzieher. Leipzig, bei Ernst Fleischer. Vier Bändchen. Das dritte und vierte Bändchen enthält eine Sammlung leichter Lieder mit Klavierbegleitung. 3 Thlr.

8) Praktische Violinschule, nach einer neuen und leichtern Stufenfolge bearbeitet. Leipzig, bei Ernst Fleischer. 2 Thlr.

9) Praktische Präludirschule, oder Anweisung in der Kunst Vorspiele und Phantasien selbst zu bilden. 2 Bände. Leipzig, bei Ernst Fleischer. 2 Thlr.

10) Kunst das Pedal fertig zu spielen und ohne mündlichen Unterricht zu erlernen. Leipzig, bei Ernst Fleischer. 1 Thlr. 8 gr.

11) Gesanglehre für Volksschulen. Leipzig, bei Ernst Fleischer. 12 gr.

12) Vierhändige Uebungsstücke oder Elementarcursus für das Pianoforte ꝛc. Leipzig, bei Peters. 5 Hefte. Jedes Heft 16 gr.

13) Musikalisches Volksschulengesangbuch. Leipzig, bei Ernst Fleischer. 1e Abtheil. 1 Thlr. 2e Abtheil. 16 gr.

14) Vollständiges Textbuch zu dem musikalischen Volksschulengesangbuche. Leipzig, bei Ernst Fleischer. 8 gr.

15) Jugendfreuden, in Liedern mit Melodien und einer Begleitung des Klaviers oder Fortepiano. Leipzig, bei Ernst Fleischer. Zwei Hefte, jedes 16 gr.

16) Allgemeines Choralbuch, oder Sammlung der in den evangelischen Gemeinden üblichen Kirchenmelodien für den Gesangunterricht in Schulen geordnet und mit untergelegtem Texte herausg. Leipzig, bei Ernst Fleischer. 2 Thlr.

17) Aechtes deutsches Trinklied zum Gebrauch in unsern Schulen mit einer Volksmelodie für das Klavier componirt, zugleich auch für den dreistimmigen Gesang eingerichtet. 2 gr.

18) Gesänge für Männerchöre. 2 Hefte. Jedes Heft 12 gr.

19) Musikalisches Jugendblatt. Erster Jahrgang. 1830. Jedes Heft 6 gr. Subscriptions-Preis bis Ende 1830 4 gr. pr. Heft.

Alle diese Musikalien sind in Leipzig bei Adolf Frohberger, so wie durch alle Buch- und Musikhandlungen Deutschlands für beigesetzte Preise zu erhalten. — Wer sich unmittelbar an den Verfasser wenden will, wird ersucht, baare Zahlung einzusenden.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
München

sucht, baare Zahlung einzuschicken.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Harnisch, Wilhelm, 1787-1864

Die wichtigsten neuern Land- und Seereisen

Bd.: 10 : Mit einer Karte und zwei Kupfern

Leipzig 1830

42.3339-10

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10703265-6